

DAS WORT

L I T E R A R I S C H E M O N A T S S C H R I F T

Redaktion:

Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger, Willi Breidel

Heft 3

März 1939

VERLAG MESHDUNARODNAJA KNIGA MOSKAU

I N H A L T

Prosa und Lyrik:

Bertolt Brecht: Zwei Szenen	3
Agnes Smedley: Mein Kriegstagebuch	10
Hans Norbert: Vondratschek hilft dem Henker	26
F. C. Weiskopf: Neues Schatzkästlein	35
Willi Bredel: Nach dem Sieg	40
Martin Andersen-Nexö: Unter offenem Himmel	58

Kulturerbe:

Walter Sturm: Hoffmann von Fallersleben	66
Hoffmann von Fallersleben: Gedichte	68
H. W.: Christian Friedrich Daniel Schubart	71
Chr. Fr. Daniel Schubart: Gedichte	72

In memoriam:

Paul Westheim: Barlach	73
F. C. W.: Karel Čapek starb	77

Aufsätze und Rezensionen:

Marga Franck: Das deutsche Volkslied	79
Kurt Kersten: Von den Methoden der Schriftsteller im Lande	85
Hans Berliner: Hochstapler, Eklektiker, Pornographen	98
Bertolt Brecht: Über reimlose Lyrik mit unregelmäßigen Rhythmen	122
Fritz Erpenbeck: „Manchmal habe ich Heimweh“	127
Walther Victor: Der „Erpresser“ Heine	131
Walter A. Berendsohn: Schicksale der Gegenwart	134
I. Fr.: Spanienserie	136
M. G.: „Nazis in USA“	138

An den Rand geschrieben:

Herwarth Walden: Kreuz und quer durch die Nazidschungel	139
Maria Leitner: SA-Mann Möller schildert Untergang	142
Hans Rössel: Bomben und Granaten	143
Rudolf Müller: Brauch und Mißbräuche	143
K. K. Regner: Le Blubo allemand	147
m. g.: Die Tat eines Dichters	149
Max Esch: „Hier ist niemals ein Ketzer verbrannt worden“	149
H. W.: Christian Morgenstern	150
W. St.: Scholom Alejchem	152
Scholom Alejchem: Pessach im Dorf	153
H. R.: Ein volkstümlicher Wettbewerb	154

<i>Antifaschistische Publizistik: Dezember 1938</i>	157
---	-----

Bertolt Brecht

ZWEI SZENEN AUS DEM ZYKLUS „FURCHT UND ELENDE DES DRITTEN REICHS“

DIE JÜDISCHE FRAU

*Und dort sehn wir jene kommen,
denen er ihre Weiber genommen,
jetzt werden sie arisch gepaart.
Da halst kein Fluchen und Klagen,
Sie sind aus der Art geschlagen,
Er schlägt sie zurück in die Art.*

Es ist Abend. Eine Frau packt Koffer. Sie wählt aus, was sie mitnehmen will. Mitunter nimmt sie wieder etwas aus dem Koffer und gibt es an seinen Platz im Zimmer zurück, um etwas anderes einpacken zu können. Lange schwankt sie, ob sie eine Photographie ihres Mannes, die auf der Kommode steht, mitnehmen soll. Dann läßt sie das Bild stehen. Sie wird müde vom Packen und sitzt eine Weile auf einem Koffer, den Kopf in die Hand gestützt. Dann steht sie auf und telefoniert.

DIE FRAU: Hier Judith Keith, Doktor, sind Sie es? — Guten Abend. Ich wollte nur eben mal anrufen und sagen, daß ihr euch jetzt doch nach einem neuen Bridgepartner umsehen müßt, ich verreise nämlich. — Nein, nicht für so sehr lange, aber ein paar Wochen werden es schon werden. — Ich will nach Amsterdam. — Ja, das Frühjahr soll dort ganz schön sein. — Ich habe Freunde dort. — Nein, im Plural, wenn Sie es auch nicht glauben. — Wie ihr da Bridge spielen sollt? — Aber wir spielen doch schon seit zwei Wochen nicht. — Natürlich, Fritz war auch erkältet. Wenn es so kalt ist, kann man eben nicht mehr Bridge spielen, das sagte ich auch! — Aber nein, Doktor, wie sollte ich? — Thekla hatte doch auch ihre Mutter zu Besuch. — Ich weiß. — Warum sollte ich sowas denken? Nein, so plötzlich kam es gar nicht, ich habe nur immer verschoben, aber jetzt muß ich . . . Ja, aus unserm Kinobesuch wird jetzt auch nichts mehr, grüßen Sie Thekla. — Vielleicht rufen Sie ihn mal Sonntags an? — Also auf Wiedersehen! Ja, sicher, gern! — Adieu!

Sie hängt ein und ruft eine andere Nummer an.

Hier Judith Keith. Ich möchte Frau Schöck sprechen. — Lotte? — Ich wollte rasch Adieu sagen, ich verreise auf einige Zeit. — Nein, mir fehlt nichts, nur um mal ein paar neue Gesichter zu sehen. — Ja, was ich sagen wollte, Fritz hat nächsten Dienstag den Professor hier zu Abend, da könntet ihr vielleicht auch kommen, ich fahre, wie gesagt, heute nacht. — Ja, Dienstag. — Nein,

ich wollte nur sagen, ich fahre heute nacht, es hat gar nichts zu tun damit, ich dachte, ihr könntet dann auch kommen. — Nun, sagen wir also, obwohl ich nicht da bin, nicht? — Das weiß ich doch, daß ihr nicht so seid und wenn, das sind doch unruhige Zeiten und alle Leute passen so auf, ihr kommt also? — Wenn Max kann? Er wird schon können, der Professor ist auch da, sags ihm. — Ich muß jetzt abhängen. Also, Adieu!

Sie hängt ein und ruft eine andere Nummer an.

Bist du es, Gertrud? Hier Judith. Entschuldige, daß ich dich störe. — Danke. Ich wollte dich fragen, ob du nach Fritz sehen kannst, ich verreise für ein paar Monate. — Ich denke, du als seine Schwester . . . Warum möchtest du nicht? — So wird es aber doch nicht aussehen, bestimmt nicht für Fritz. — Natürlich weiß er, daß wir nicht so . . . gut standen, aber — Dann wird er eben dich anrufen, wenn du willst. — Ja, das will ich ihm sagen. — Es ist alles ziemlich in Ordnung, die Wohnung ist ja ein bißchen zu groß. — Was in seinem Arbeitszimmer gemacht werden soll, weiß Ida, laß sie da nur machen. — Ich finde sie ganz intelligent und er ist gewohnt an sie. — Und noch was, ich bitte dich, das nicht falsch aufzunehmen, aber er spricht nicht gern vor dem Essen, könntest du daran denken? Ich hielt mich da immer zurück. — Ich möchte nicht darüber diskutieren jetzt, mein Zug geht bald, ich habe noch nicht fertig gepackt, weißt du. — Sieh auf seine Anzüge und erinnere ihn, daß er zum Schneider gehen muß, er hat einen Mantel bestellt, und sorg, daß in seinem Schlafzimmer noch geheizt wird, er schläft immer bei offenem Fenster und das ist zu kalt. — Nein, ich glaube nicht, daß er sich abhärten soll, aber jetzt muß ich Schluß machen. — Ich danke dir sehr, Gertrud, und wir schreiben uns ja immer mal wieder. — Adieu!

Sie hängt ein und ruft eine andere Nummer an.

Anna? Hier ist Judith, du, ich fahre jetzt. — Nein, es muß schon sein, es wird zu schwierig. — Zu schwierig! — Ja, nein, Fritz will es nicht, er weiß noch gar nichts, ich habe einfach gepackt. — Ich glaube nicht. — Ich glaube nicht, daß er viel sagen wird. Es ist einfach zu schwierig für ihn, rein äußerlich. — Darüber haben wir nichts verabredet. — Wir sprachen doch überhaupt nie darüber, nie! — Nein, er war nicht anders, im Gegenteil. — Ich wollte, daß ihr euch seiner ein wenig annehmt, die erste Zeit. — Ja, Sonntags besonders, und redet ihm zu, daß er umzieht. — Die Wohnung ist zu groß für ihn. — Ich hätte dir gern noch Adieu gesagt, aber du weißt ja, der Portier! — Also Adieu, nein, komm nicht auf die Bahn, auf keinen Fall! — Adieu, ich schreib mal. — Sicher.

Sie hängt ein und ruft keine andere Nummer mehr an. Sie hat geraucht. Jetzt zündet sie das Büchlein an, in dem sie die Telefonnummern nachgeschlagen hat. Ein paarmal geht sie auf und ab. Dann beginnt sie zu sprechen. Sie probt die kleine Rede, die sie ihrem Mann halten will. Man sieht, er sitzt in einem bestimmten Stuhl.

Ja, ich fahre jetzt also, Fritz. Ich bin vielleicht schon zu lang geblieben, das mußt du entschuldigen, aber . . .

Sie bleibt stehen und besinnt sich, fängt anders an.

Fritz, du solltest mich nicht mehr halten, du kannst es nicht . . . Es ist klar, daß ich dich zugrunde richten werde, ich weiß, du bist nicht feig, die Polizei fürchtest du nicht, aber es gibt Schlimmeres. Sie werden dich nicht ins Lager bringen, aber sie werden dich nicht mehr in die Klinik lassen, morgen oder übermorgen. Du wirst nichts sagen dann, aber du wirst krank werden. Ich will dich nicht hier herumsitzen sehen, Zeitschriften blättern, es ist reiner Egoismus von mir, wenn ich gehe, nichts sonst. Sage nichts . . .

Sie hält wieder inne. Sie beginnt wieder von vorn.

Sage nicht, du bist unverändert, du bist es nicht! Vorige Woche hast du ganz objektiv gefunden, der Prozentsatz der jüdischen Wissenschaftler sei gar nicht so groß. Mit der Objektivität fängt es immer an, und warum sagst du mir jetzt fortwährend, ich sei nie so nationalistisch jüdisch gewesen als jetzt. Natürlich bin ich das. Das steckt ja so an. Oh Fritz, was ist mit uns geschehen!

Sie hält wieder inne. Sie beginnt wieder von vorn.

Ich habe es dir nicht gesagt, daß ich fort will, seit langem fort will, weil ich nicht reden kann, wenn ich dich ansehe, Fritz. Es kommt mir dann so nutzlos vor, zu reden. Es ist doch alles schon bestimmt. Was ist eigentlich in sie gefahren? Was wollen sie in Wirklichkeit? Was tue ich ihnen? Ich habe mich doch nie in die Politik gemischt. War ich für Thälmann? Ich bin doch eine von diesen Bourgeoisweibern, die Dienstboten halten usw., und jetzt plötzlich sollen nur noch die Blondes das sein dürfen? In der letzten Zeit habe ich oft daran gedacht, wie du mir vor Jahren sagtest, es gäbe wertvolle Menschen — und weniger wertvolle, und die einen bekämen Insulin, wenn sie Zucker haben und die andern bekämen keins. Und das hab ich eingesehen, ich Dummkopf! Jetzt haben sie eine neue Einteilung dieser Art gemacht und jetzt gehöre ich zu den Wertloseren. Das geschieht mir recht.

Sie hält wieder inne. Sie beginnt wieder von vorn.

Ja, ich packe. Du mußt nicht tun, als ob du das nicht gemerkt hättest die letzten Tage. Fritz, alles geht, nur eines nicht: daß wir in der letzten Stunde, die uns bleibt, einander nicht in die Augen sehen. Das dürfen sie nicht erreichen, die Lügner, die alle zum Lügen zwingen. Vor zehn Jahren, als jemand meinte, das sieht man nicht, daß ich eine Jüdin bin, sagtest du schnell: doch, das sieht man. Und das freut einen. Das war Klarheit. Warum jetzt um das Ding herumgehen? Ich packe, weil sie dir sonst die Oberarztstelle wegnehmen. Und weil sie dich schon nicht mehr grüßen in deiner Klinik und weil du nachts schon nicht mehr schlafen kannst. Ich will nicht, daß du mir sagst, ich soll nicht gehen. Ich beeile mich, weil ich dich nicht noch sagen hören will, ich soll gehen. Das ist eine Frage der Zeit. Charakter, das ist eine Zeitfrage. Er hält so lange, genau wie ein Handschuh. Es gibt gute, die halten lang. Aber sie halten nicht ewig. Ich bin übrigens nicht böse. Doch, ich bins. Warum soll ich alles einsehen? Was ist schlecht an der Form meiner Nase und der Farbe meines Haars? Ich soll weg von der Stadt, wo ich geboren

bin, damit sie keine Butter zu geben brauchen. Was seid ihr für Menschen, ja, auch du? Ihr erfindet die Quantentheorie und den Trendelenburg und laßt euch von Halbwilden kommandieren, daß ihr die Welt erobern sollt, aber nicht die Frau haben dürft, die ihr haben wollt. Thorakoplastik und jeder Schuß ein Ruß! Ihr seid Ungeheuer oder Speichellecker von Ungeheuern! Ja, das ist unvernünftig von mir, aber was hilft in einer solchen Welt die Vernunft? Du sitzt da und siehst deine Frau packen und sagst nichts. Die Wände haben Ohren, wie? Aber ihr sagt ja nichts! Die einen horchen und die andern schweigen. Pfui Teufel. Ich sollte auch schweigen. Wenn ich dich liebte, schwiege ich. Ich liebe dich wirklich. Gib mir die Wäsche dort. Das ist Reizwäsche. Ich werde sie brauchen. Ich bin 36, das ist nicht zu alt, aber viel experimentieren kann ich nicht mehr. Mit dem nächsten Land, in das ich komme, darf es nicht mehr so gehen. Der nächste Mann, den ich kriege, muß mich behalten dürfen. Und sage nicht, du wirst Geld schicken, du weißt, das kannst du nicht. Und du sollst auch nicht tun, als wäre es nur für 4 Wochen. Das hier dauert nicht nur 4 Wochen. Du weißt es und ich weiß es auch. Sage also nicht: es sind schließlich nur ein paar Wochen, während du mir den Pelzmantel gibst, den ich doch erst im Winter brauchen werde. Und reden wir nicht von Unglück. Reden wir von Schande. Oh Fritz!

Sie hält inne. Eine Tür geht. Sie macht sich hastig zurecht. Ihr Mann tritt ein.

DER MANN: Was machst du denn? Räumst du?

DIE FRAU: Nein.

DER MANN: Warum packen?

DIE FRAU: Ich möchte weg.

DER MANN: Was heißt das?

DIE FRAU: Wir haben doch gesprochen, gelegentlich, daß ich für einige Zeit weggehe. Es ist doch nicht mehr sehr schön hier.

DER MANN: Das ist doch Unsinn.

DIE FRAU: Soll ich denn bleiben?

DER MANN: Wohin willst du denn?

DIE FRAU: Nach Amsterdam. Eben weg.

DER MANN: Aber dort hast du doch niemanden.

DIE FRAU: Nein.

DER MANN: Warum willst du dann nicht hier bleiben? Meinetwegen mußst du bestimmt nicht gehen.

DIE FRAU: Nein.

DER MANN: Du weißt, daß ich unverändert bin, weißt du das, Judith?

DIE FRAU: Ja.

Er umarmt sie. Sie stehen stumm zwischen den Koffern.

DER MANN: Und es ist nichts sonst, was dich weggehen macht?

DIE FRAU: Das weißt du.

DER MANN: Vielleicht ist es nicht so dumm. Du brauchst ein Ausschnaufen.

Hier erstickt man. Ich hole dich. Wenn ich nur zwei Tage jenseits der Grenze bin, wird mir schon besser sein.

DIE FRAU: Ja, das solltest du.

DER MANN: Allzu lang geht das hier überhaupt nicht mehr. Von irgendwoher kommt der Umschwung. Das klingt alles wieder ab wie eine Entzündung. — Es ist wirklich ein Unglück.

DIE FRAU: Sicher. Hast du Schöck getroffen?

DER MANN: Ja, das heißt, nur auf der Treppe. Ich glaube, er bedauert schon wieder, daß sie uns geschnitten haben. Er war direkt verlegen. Auf die Dauer können sie uns Intellektbestien doch nicht so ganz niederhalten. Mit völlig rückgratlosen Wracks können sie auch nicht Krieg führen. Die Leute sind nicht mal so ablehnend, wenn man ihnen fest gegenübertritt. Wann willst du denn fahren?

DIE FRAU: Neun Uhr fünfzehn.

DER MANN: Und wohin soll ich das Geld schicken?

DIE FRAU: Vielleicht hauptpostlagernd Amsterdam.

DER MANN: Ich werde mir eine Sondererlaubnis geben lassen. Zum Teufel, ich kann doch nicht meine Frau mit zehn Mark im Monat wegschicken! Schweinerei das Ganze. Mir ist scheußlich zu Mute.

DIE FRAU: Wenn du mich abholen kommst, das wird dir gut tun.

DER MANN: Einmal eine Zeitung lesen, wo was drin steht.

DIE FRAU: Gertrud habe ich angerufen, sie wird nach dir sehen.

DER MANN: Höchst überflüssig. Wegen der paar Wochen.

DIE FRAU (*die wieder zu packen begonnen hat*): Jetzt gib mir den Pelzmantel herüber, willst du?

DER MANN (*gibt ihn ihr*): Schließlich sind es nur ein paar Wochen.

ARBEITSBESCHAFFUNG

*Es kommen die Arbeitsbeschaffer.
Der arme Mann ist ihr Kaffer,
Sie stecken ihn hin, wo sie wolln.
Er darf ihnen wieder dienen.
Er darf ihren Kriegsmaschinen
Blut und Arbeitsschweiß zolln.*

Ein Arbeiter findet, zurückkehrend in seine Wohnung, dort seine Nachbarin vor.

DIE NACHBARIN: Guten Abend, Herr Fenn. Ich wollte bei Ihrer Frau etwas Brot ausleihen. Sie ist nur einen Augenblick herausgegangen.

DER MANN: Gerne, gerne, Frau Dietz. Was sagen Sie zu der Stelle, die ich bekommen habe?

DIE NACHBARIN: Ja, jetzt kriegen alle Arbeit. In den neuen Motorenwerken sind Sie, nicht? Da machen Sie wohl Bomber?

DER MANN: Noch und noch.

DIE NACHBARIN: Die brauchen sie jetzt in Spanien.

DER MANN: Wieso grad Spanien?

DIE NACHBARIN: Man hört so allerhand, was die da liefern. Eine Schande ist es.

DER MANN: Na na! Passen Sie mal auf Ihre Zunge auf.

DIE NACHBARIN: Gehören Sie jetzt auch dazu?

DER MANN: Ich gehöre zu gar nichts. Ich mache meine Arbeit. Wo ist denn die Martha.

DIE NACHBARIN: Ja, da sollte ich Sie vielleicht vorbereiten. Vielleicht ist es was Unangenehmes. Wie ich hereinkam, war gerade der Briefträger da, und da war so ein Brief, der Ihre Frau aufgeregt hat. Ich habe schon gedacht, ob ich mir das Brot bei Schiermanns ausleihen soll.

DER MANN: Nanu. *(Er ruft)* Martha!

Herein seine FRAU. Sie ist in Trauer.

DER MANN: Was ist denn mit dir los? Wer ist denn gestorben?

DIE FRAU: Franz. Da ist ein Brief gekommen. *(Sie gibt ihm einen Brief)*

DIE NACHBARIN: Um Gotteswillen! Was ist dem passiert?

DER MANN: Es war ein Unglücksfall.

DIE NACHBARIN *(mißtrauisch)*: Der war doch Flieger, nicht?

DER MANN: Ja.

DIE NACHBARIN: Und da ist er verunglückt?

DER MANN: In Stettin. Bei einer Nachtübung auf dem Truppenübungsplatz, steht hier.

DIE NACHBARIN: Der ist doch nicht verunglückt! Mir werden Sie das doch nicht erzählen.

DER MANN: Ich sage Ihnen nur, was hier steht. Der Brief ist vom Lagerkommando.

DIE NACHBARIN: Und hat er Ihnen geschrieben in der letzten Zeit? Aus Stettin?

DER MANN: Reg dich nicht auf, Martha. Das hilft ja nichts.

DIE FRAU *(schluchzend)*: Nein, ich weiß ja.

DIE NACHBARIN: Er war so ein netter Mensch, Ihr Bruder. Soll ich Ihnen einen Topf Kaffee machen?

DER MANN: Ja, wenn Sie das machen könnten, Frau Dietz?

DIE NACHBARIN *(nach einem Topf suchend)*: Sowas ist immer ein Schlag.

DIE FRAU: Du kannst dich ruhig waschen, Herbert. Frau Dietz hat nichts dagegen.

DER MANN: Das hat Zeit.

DIE NACHBARIN: Und hat er Ihnen aus Stettin noch geschrieben?

DER MANN: Die Briefe sind immer aus Stettin gekommen.

DIE NACHBARIN *(mit einem Blick)*: Ach so. Der war wohl auch südwärts?

DER MANN: Was heißt südwärts?

DIE NACHBARIN: Fern im Süd das schöne Spanien.

DER MANN (*da die Frau wieder in Schluchzen ausbricht*): Nimm dich doch zusammen, Martha! Sie sollten nicht so reden, Frau Dietz.

DIE NACHBARIN: Ich möchte nur wissen, was die Ihnen sagen würden in Stettin, wenn Sie kämen und wollten Ihren Schwager holen?

DER MANN: Ich komm nicht nach Stettin.

DIE NACHBARIN: Die decken alles hübsch sauber zu. Die machen noch eine Heldentat daraus, daß sie nichts aufkommen lassen. Einer in der Schultheißquelle hat noch damit dick getan, wie schlau sie ihren Krieg verstecken. Wenn ein solcher Bomber abgeschossen wird und die drinnen sitzen, springen raus mit dem Fallschirm, dann schießen sie die von den andern Bombern aus noch in der Luft mit dem Maschinengewehr ab, die eigenen, damit sie bei den Roten nicht aussagen können, woher sie kommen.

DIE FRAU (*der es schlecht wird*): Gib mir Wasser, Herbert, willst du, mir ist ganz schlecht.

DIE NACHBARIN: Ich wollte Sie wirklich nicht noch mehr aufregen, nur: wie sie das alles zudecken! Die wissen genau, daß es ein Verbrechen ist und daß ihr Krieg das Licht scheuen muß. Auch hier. Bei einer Übung verunglückt! Was üben sie denn da? Krieg üben sie!

DER MANN: Reden Sie wenigstens nicht so laut hier. (*Zu seiner Frau*) Ist dir besser?

DIE NACHBARIN: Sie sind auch so einer, der alles totschweigt. In dem Brief da haben Sie die Quittung.

DER MANN: Jetzt sind Sie aber still!

DIE FRAU: Herbert!

DIE NACHBARIN: Ja, jetzt sind Sie aber still, heißt es! Weil Sie eine Stelle bekommen haben! Aber Ihr Schwager hat auch eine bekommen! Der ist mit grad so einem Ding „verunglückt“, wie Sie es in den Motorenwerken machen.

DER MANN: Das ist aber etwas stark, Frau Dietz. Ich arbeite an so einem Ding! Woran arbeiten die andern? Was arbeitet denn Ihr Mann? Glühlampen, wie? Das ist wohl nicht für den Krieg? Das ist nur Beleuchtung! Aber wofür ist die Beleuchtung? Was wird da beleuchtet? Vielleicht werden die Tanks beleuchtet? Oder ein Schlachtschiff? Oder auch so ein Ding? Aber er macht nur Glühlampen! Herrgott, es gibt doch nichts mehr, was nicht für den Krieg ist! Wo soll ich denn Arbeit finden, wenn ich mir sage: nicht für den Krieg! Soll ich verhungern?

DIE NACHBARIN (*kleinlaut*): Ich sage doch nicht, daß Sie verhungern sollen. Natürlich sollen Sie die Arbeit nehmen. Ich rede doch nur über diese Verbrecher. Eine schöne Arbeitsbeschaffung war das!

DER MANN (*ernst*): Und du darfst auch nicht so herumlaufen, Martha, in dem Schwarz. Das wollen sie nicht.

DIE NACHBARIN: Die Fragen wollen sie nicht, die es dann gibt.

DIE FRAU (*ruhig*): Du meinst, ich soll es ausziehen?

DER MANN: Ja, sonst bin ich meine Stelle gleich wieder los.

DIE FRAU: Ich ziehe es nicht aus.

DER MANN: Was heißt das?

DIE FRAU: Ich ziehe es nicht aus. Mein Bruder ist tot. Ich gehe in Trauer.

DER MANN: Wenn du es nicht hättest, weil Rosa es gekauft hat, als Mutter starb, könntest du auch nicht in Trauer gehen.

DIE FRAU (*schreiend*): Ich laß mir nicht die Trauer verbieten! Wenn sie ihn schon abschlachten, dann muß ich wenigstens heulen dürfen. Das hats ja nie gegeben! Sowas Unmenschliches hat ja die Welt nicht gesehen! Das sind ja Schwerverbrecher!

DIE NACHBARIN (*während der Mann sprachlos vor Entsetzen dasitzt*): Aber Frau Fenn!

DER MANN (*heiser*): Wenn du so redest, da kann uns noch mehr passieren, als daß wir nur die Stelle verlieren.

DIE FRAU: Dann sollen sie mich doch abholen! Die haben ja auch Frauen-KZs. Da sollen sie mich doch reinstecken, weil es mir nicht gleich ist, wenn sie meinen Bruder umbringen! Was hat der in Spanien verloren!

DER MANN: Halt den Mund von Spanien!

DIE NACHBARIN: Sie reden sich ins Unglück, Frau Fenn!

DIE FRAU: Weil sie dir sonst deine Stelle wegnehmen, drum sollen wir stillehalten? Weil wir sonst verrecken, wenn wir ihnen nicht ihre Bombenflieger machen? Und dann verrecken wir doch? Grad wie Franz? Dem haben sie ja auch eine Stelle verschafft. Einen Meter unter dem Boden. Das hätte er auch hier haben können!

DER MANN (*will ihr den Mund zuhalten*): Sei doch still! Das hilft doch nicht!

Agnes Smedley

MEIN KRIEGSTAGEBUCH

1. Januar 1938. Generalhauptquartier. Achte Feldarmee

Das neue Jahr ist gekommen, ein schlimmes Jahr für China. Von den verschiedenen Fronten treffen Berichte ein. Vor ein paar Tagen ist Tsinan vom Feind genommen worden, Hangtschau fiel, und die Japaner bereiten einen Angriff auf Kanton vor, auf die Kanton-Hankau-Eisenbahn, auf Hankau selbst und die Bahn, die nordwärts nach Peiping fährt. Eine englische Zeitung aus Hankau ist uns in die Hände gefallen, auch alte Zeitungen und Magazine aus Schanghai und Amerika haben uns erreicht. Außerdem hat das Radio uns über die wichtigsten Ereignisse in großen Zügen unterrichtet.

Gestern abend brachte ich Tschu-De¹ die hankauer und schanghaier Zeitungen sowie das Oktoberheft der kleinen new yorker Zeitschrift ‚China von heute‘. Tschu-De pflegt sofort bei Eingang von Nachrichten die wichtigsten nationalen und internationalen Ereignisse in sein dickes schwarzes Notizbuch einzutragen. Es ist interessant für mich zu beobachten, was er für wichtig hält. Niemals übergeht er auch nur die kleinste Einzelheit über die internationale Bewegung zur Verteidigung Chinas. Er verzeichnet jedes Detail über das Massenmeeting in Madison Square Garden in New York am 1. Oktober und über die Geldsammlung zum Ankauf von Medikamenten, Kleidern und Devisen für China. Die new yorker Radiomeldung über die Boykottbewegung gegen Japan, die in Amerika, Frankreich, England und Indien eingesetzt hat — alles wurde in dies historische Notizbuch eingetragen und wird später in den Armeepublikationen erscheinen oder als Material zu Ansprachen an die Truppen und die Bevölkerung dienen. Tschu-De sammelt gleichfalls alles bemerkenswerte über die militärische, politische, soziale und ökonomische Lage in Japan. Er schrieb den Bericht über die Rede des japanischen Kaisers nieder, in der den Japanern klargemacht wurde, daß dieser Krieg sehr lange dauern werde. Tschu befahl, daß ein langer Artikel in ‚China von heute‘, in dem berechnet wurde, was Japan ökonomisch von China gewinnt, wörtlich für ihn übersetzt werde. Mit großem Interesse ließ er sich Buchbesprechungen vorlesen und stellte Fragen, die wir nicht beantworten konnten, weil wir die Bücher nicht gelesen hatten. Besonders wichtig erschienen ihm verschiedene Artikel amerikanischer und englischer Zeitungen über die Vernichtung ihrer Kanonenboote auf dem Jangtse durch die Japaner. Voll Verachtung hörte er einen Aufsatz der offiziellen britischen Schanghai-Zeitung, in der die Nanking-Regierung aufgefordert wird, Mussolinis Rat zu folgen und um Frieden zu bitten. Die Zeitung argumentierte, jetzt, nachdem die Chinesen so heroischen Widerstand geleistet hätten, könnten sie diesen Schritt tun, ohne sich zu erniedrigen. „Faschismus!“ rief er, als wir ihm dieses ‚einleuchtende‘ Argument vorlasen.

Meinen Sylvesterabend habe ich im Hauptquartier verbracht. Heute war ich vom frühen Morgen bis in die späte Nacht mit verschiedenen Dingen beschäftigt. Ich schrieb Briefe, in denen ich auf den Bedarf der Achten Feldarmee an Medikamenten hinwies, dann arbeitete ich an einer Artikelserie. Abends ging ich ins Departement für *Propaganda beim Feind*, um an einem Abschiedsmahl teilzunehmen, das zu Ehren von Hsu Tschuen gegeben wird, der nach Sian reist und vielleicht nicht wiederkehrt. Das Hauptquartier hatte für diesen Tag Extrarationen ausgegeben; die Bevölkerung des ganzen Dorfes bekam ein Neujahrsfestmahl.

Zu unserem Abschiedsmahl für Hsu bekam jeder Teilnehmer ein Glas Bei Gar, ein Getränk, das so unschuldig aussieht und so heimtückisch ist wie Wodka. Wir waren zehn Personen, die sich in einen halben Liter Bei Gar

¹ Tschu-De ist Höchstkommandierender der früheren Roten Armee, jetzt Achte Feldarmee genannt. D. Ü.

teilten. Aber da sonst keinerlei Art von Alkohol in der Armee genossen wird, war die Quantität hinreichend, um eine wilde Fröhlichkeit zu entfesseln. Wenn die Chinesen beim Wein sitzen, unterhalten sie sich meist mit einer Art von Glücksspiel, und der jeweilige Verlierer muß einen Schluck Wein trinken. Erst spielten wir die in ganz China üblichen Zahlenspiele. Dann kamen Geschicklichkeitsspiele an die Reihe. Mit ein wenig Bei Gar im Leibe fand man all das so furchtbar komisch, daß das Lachen kein Ende nahm.

Als das Festmahl zu Ende ging, verlor der Bei Gar seine Wirkung und wir benahmen uns wieder wie normale Menschen. Es kamen sechs oder sieben Leute aus dem Politischen Departement, so daß wir wie Sardinien aufeinander gepackt waren. Um die Luft noch besser zu machen, rauchten wir tüchtig unsere billigen Zigaretten, die wie Stroh schmecken und nach jedem Zug verlöschen. Dann sangen wir wohl zwei Stunden lang Lieder in vier verschiedenen Sprachen. Da die Gastgeber Propaganda beim Feind treiben, sprechen sie natürlich Japanisch. Der Leiter dieser Abteilung stammt aus Formosa, so kennt er nicht nur japanische und chinesische Lieder, sondern auch die der eingeborenen Stämme seiner Insel. Ein Mitarbeiter der politischen Abteilung hatte jahrelang in Frankreich studiert. Er sang französische Lieder, klassische und revolutionäre. Auch Arien aus französischen Opern trug er vor. Ganz plötzlich erklang in diesem dunklen, kleinen Zimmer einer Lehmhütte in Nordchina eine französische Stimme, die von Liebe und Liebesleid sang. Ich glaube, ich habe nie etwas Schöneres gehört.

Es wurden nationale Revolutionslieder vorgetragen, dann stimmten wir zu viert in vier verschiedenen Sprachen — chinesisch, japanisch, französisch und englisch — die Internationale an. Nach der letzten Strophe trug ich sie noch einmal auf Deutsch vor. Dann sangen wir zu dritt auf Französisch. Englisch und Chinesisch die Marseillaise. Ich gab alte und moderne Negergesänge zum besten, dann hörten wir japanische Liebeslieder, japanische Volkslieder und ein japanisches Räuberlied.

Während wir sangen, fand in unserem Dorf eine Vorstellung der Armee-theatergruppe statt. Die ganze Stadt war zusammengelaufen. Nach der Vorstellung hielt Peng Teh-hwei, Vizehöchstkommandierender der Armee, eine Ansprache. Er gab einen kurzen Bericht über die militärische Gesamtsituation, und ausführlich sprach er über die Kämpfe der Achten Feldarmee in Nordschansi, Westhopei, Südschahar und Suiyuan. „Bald wird der Krieg auch im Süden unserer Provinz beginnen“, sagte er. „Der Sieg hängt davon ab, daß jeder Mann und jede Frau ihre Pflicht tun, genau wie die Bewaffneten. In den Monaten, in den Jahren, die vor uns liegen, müssen Armee und Volk zusammengeschlossen sein wie mit stählernen Bändern. Wenn das Volk organisiert und bewaffnet ist, wenn diese Einheit zwischen Volk und Armee sich unzerreißbar erweist, muß China siegen.“

Mitten im Festtrubel dieser Nacht fand ich Gelegenheit, mit einem Mitglied des Politischen Departements zu sprechen, der mit zwanzig Mann seiner Abteilung eben aus Westschansi zurückgekehrt war, aus dem Distrikt am Ufer des Gelben Flusses. Dort hatten sie das Volk organisiert und Partisanentrup-

pen aufgestellt. Zuerst formierten sie Bauernlegionen, aus deren Reihen wählten sie dann die Mitglieder für bewaffnete Partisanentrupps. Sie sagten, es sei eine sehr, sehr schwere Arbeit. Der Bezirk ist wirtschaftlich zurückgeblieben, die Leute haben kaum genug zu essen. Ihr Nationalbewußtsein ist schwach entwickelt. Sie wollen ihre Häuser nicht verlassen, um zu kämpfen. Sie fürchten sich, in die Partisanentrupps einzutreten, denn sie könnten an die Front geschickt werden. Sprachen die Organisatoren über die japanische Gefahr, dann stimmten sie ein, aber sie jammerten: „Ich habe alte Eltern!“ oder: „Ich habe drei Kinder!“ oder: „Wer soll das Land bestellen, wenn nicht ich...?“ In die Bauernlegionen traten sie alle willig ein, aber nur wenige wollten Partisanen werden. Solange ihre Lebensbedingungen dadurch nicht gebessert werden, sehen sie keinen Grund zu solcher Aktivität. Sie haben zuviele Probleme, Steuern und andere Abgaben lasten auf ihnen. Nicht nur die Hälfte, sondern volle zwei Drittel ihrer Ernte müssen sie dem Landherrn als Pacht entrichten. So spitzt sich das Problem zur Bauernrevolution zu, für die die Kommunisten seit vielen Jahren kämpfen. Es kommt darauf an, die Lage der breiten Massen zu bessern und dennoch eine gemeinsame Front aller Klassen aufrechtzuerhalten, die sich den Japanern entgegenstellt. Wie soll man die Steuern ermäßigen, während die Japaner ständig neues Gebiet an sich reißen und die Quellen unseres Nationaleinkommens in ihre Kassen leiten? Die Kommunisten sagen, nicht die Armen, sondern die Reichen sollten die Regierung in ihrem Kampf um die Freiheit bewaffnen, indem sie ihren Reichtum opfern. Jeder muß geben, was er hat — die Reichen ihren Besitz, die Männer mit körperlicher Kraft ihre Leistung.

Diese grundlegenden sozialen Fragen im nationalen Freiheitskampf müssen gelöst werden. Wo die Achte Feldarmee steht, existieren diese Probleme nicht, wohl aber in den andern Bezirken. Solange sie nicht gelöst sind, werden die Japaner Sieg um Sieg erkämpfen. Solange das Land den Großgrundbesitzern und hohen Beamten gehört, denkt der Arme: die sollen es verteidigen! Es erheben sich noch ernstere Schwierigkeiten. General Yen Hsi-schan, seit achtundzwanzig Jahren Gouverneur dieser Provinz und ihr „kleiner Kaiser“, hat verlangt, daß die Achte Feldarmee ihre „lokale Arbeit“ aufgibt — das heißt, daß sie das Volk nicht mehr aufklären soll und die Organisation von Partisanen unterläßt. Man weiß, was das bedeutet. Wahrscheinlich ist es nichts als Notwehr eines alten Militärs, der sein Einkommen gefährdet glaubt. Die Organisation und Bewaffnung der Partisanen abbrechen, heißt, den Japanern unmittelbar Hilfe leisten. Seit langer Zeit gehen auch Gerüchte über General Yens Beziehungen zu den Japanern um.

Endlich erfuhr ich heute nacht, daß die politische Abteilung in Fengyang ein Regiment neuer Freiwilliger in den Nordwesten geschickt hat, das gestern hier eingetroffen ist. Es sind alles Partisanen, der Großteil Bauern, aber auch viele Arbeiter und Handwerker. Fengyang ist eine fortgeschrittene Gegend, dort war die Organisation der Partisanen leicht. Die Leute liegen in den Dörfern unserer Nachbarschaft und werden ausgebildet.

So fing das neue Jahr an.

2. Januar. Hauptquartier

Die Japaner haben längs der Tschentai-Bahn zehntausend Mann frische Truppen aufgestellt. Sie hatten schon Verstärkungen in Taiyuanfu. Sie planen einen neuen Feldzug, dessen Beginn wir jeden Tag erwarten. Alle Kommandeure der Achten Feldarmee haben sich zu einer Sitzung vereinigt, sie haben viele Entscheidungen zu treffen. Die chinesische Armee ist geschlagen worden — mindestens haben die Japaner die wichtigsten Küstenstädte erobert. Jetzt werden die einzelnen Armeen reorganisiert und — so glaube ich — politisch gründlich unterrichtet. Die Bewegungstaktik der Achten Feldarmee wird auch in den anderen Armeen eingeführt, schon herrscht der Bewegungskrieg längs der ganzen Küste. Es ist erst ein Anfang. In China beginnt ein großer Umschwung. Die nationale Einheit zwischen der Kuomintang und den Kommunisten wird intensiver zusammengeschweißt. Viele Kommandeure der Achten sind zu anderen Armeen gegangen, um sie im Partisanenkrieg auszubilden. Viele kommunistische politische Führer sind in das neue nationale Zentrum, Hankau, gegangen. Ihre Tageszeitung, die früher in Yen-an veröffentlicht wurde, wird künftig in Hankau erscheinen.

Hier in Schansi beabsichtigen die Japaner eine große Attacke, die den ganzen östlichen Teil der Provinz erobern soll. Es gibt zwei Hauptautostraßen, die südwärts in die östliche Hälfte der Provinz führen, und auf diesen Straßen beabsichtigen sie, vorwärtszudringen, während sie eine andere Heeressäule längs der Eisenbahn ins Herz der Provinz vorstoßen lassen. Zugleich unternehmen sie eine große Überflügelungsbewegung gegen die chinesischen Streitkräfte. Sie glauben, daß sie die östliche Seite der Provinz, rechts des Gelben Flusses, vollkommen besetzen, daß sie der gesamten chinesischen Verteidigung in die Flanke fallen und sie über den Gelben Fluß werfen können. Das ist natürlich nur ein japanischer Wunsch, es muß keine realisierbare Möglichkeit sein.

Die Japaner haben auch „politische“ Maßregeln ergriffen. Davon ist eine die Verwendung von chinesischen Verrätern. Sie haben über hundert Verräter in den Süden von Taiyuanfu geschickt, darunter siebenundzwanzig Frauen.

Vor unserer Provinz liegen blutige Wochen und Monate. Wir hören, daß das Hauptquartier sich in Bewegung setzt. Der Fronthilfsdienst geht in andere Provinzen; Lipo und Hsu Tschuen verlassen uns.

4. Januar. Im Zuge nach Schansi

Gestern sagten Tschu-De, Peng Teh-hwei und Pei-si zu mir: „Wir wünschen, daß Sie nach Hankau gehen. Es gibt dieses und jenes und manches zu tun, das nur Sie ausführen können.“

Ich antwortete ihnen in Worten, die sie nicht verstanden, in biblischen Worten: „Versuche mich nicht, daß ich dich verlasse, oder daß ich deinen Schritten nicht mehr folge; wo du hingehst, da will auch ich hingehen; und wo du bleibst, da will auch ich bleiben; dein Volk sei mein Volk, und dein Gott

mein Gott! Wo du stirbst, da will auch ich sterben, und da will ich begraben sein . . .“

Sie antworteten: „Wir wissen, daß Sie sich nicht fürchten — aber ein neuer Feldzug setzt ein. Wir werden nirgends zur Ruhe kommen, ständig in Bewegung sein. Große Gefahren erwarten uns, und Sie könnten getötet werden. Wir wollen für Ihren Tod nicht verantwortlich sein, wir wollen lieber, daß Sie leben und arbeiten.“

„Warum spricht ihr *mir* von Sterben oder von Todesgefahr, während ihr alle angesichts des Todes lebt? Laßt mich ebenso leben! Ich wünsche mir den Tod nicht, und ich will nicht sterben, wenn ich es vermeiden kann. Aber wenn ich sterben muß — früher oder später wird es ja so kommen — laßt es hier sein. In Hankau ist die Todesgefahr so groß wie hier. Hankau bedeutet geistigen Tod für mich. Ich lebe seit vielen Jahren in China. Die Städte der Bourgeoisie sind Sümpfe. Dort war ich immer so voll Jammer, daß ich mich physisch krank fühlte. In eurer Armee bin ich wieder gesund geworden . . . Und deshalb glaube ich, daß diese Armee die Hoffnung Chinas und Asiens ist, weil die Seele eurer Armee rein ist — verzeiht mir dies Wort — und zielbewußt. Hier habe ich die einzigen glücklichen Tage meines ganzen Lebens verbracht. Hier allein habe ich den Frieden in Geist und Seele gefunden. . . Euch verlassen, heißt, in den Tod gehen oder in etwas, das dem Tode gleichkommt!“

Höflich, fürsorglich, gütig widerlegten sie mich, und je gütiger sie wurden, desto schwächer wurde ich, und ich weinte. „Geh“, sagten sie, „und komm später zurück. Es ist nur für eine kurze Zeit.“

„Wenn ihr es wünscht, dann muß ich gehen.“

„Bleiben Sie noch paar Tage: wir rufen die ganze Armee hier zusammen, um Ihnen Lebewohl zu sagen. Unsere Armee liebt Sie.“

„Laßt mich nicht noch mehr leiden. Genug, daß ich gehen muß. Wenn ich die Armee sehen soll, bevor ich gehe! . . . Das könnte ich nicht ertragen.“

Ich ging hinaus und lief über die Felder. Meine Seele spannte einen Teppich zwischen sich selbst und die Wirklichkeit, so daß ich durch einen Traum zu wandern glaubte. Immer dachte ich: Was ist das für ein entsetzlicher Traum? Gleich werde ich erwachen! Dann wieder fragte ich mich, ob es nicht vielleicht doch Wirklichkeit sei. Nein, das konnte nicht Wirklichkeit sein. Und wenn es dennoch so wäre — diese Angst peinigte mich mehr, als ich ertragen konnte. Ich dachte mit Entsetzen an Hankau und andere Städte — an die offiziellen Bankette, an jene Männer, die aus dem Blut der kämpfenden Soldaten Geld machen, an ihre Hypokrisie, ihren Schwindel, ihre Korruption, ihren Egoismus.

Ich kam beim Wandern an einem Dorf vorbei, in dem tausend neue Freiwillige der Achten Feldarmee ausgebildet wurden. In Schmerzen kehrte ich um und wanderte zurück und legte mich auf einen Grabstein nieder. So ging es Stunden und Stunden.

Es war dunkel, als ich in unser Dorf zurückkam. Ich war so tief in mein Leid versenkt, daß ich meine beiden Wächter nicht sah, Kuo und Wang, die

bei mir eintraten. „Ich will allein sein“, sagte ich zu ihnen, aber sie blieben stehen. Sie wollten nicht gehen. So lief ich wieder in die Nacht hinaus. Sie folgten mir. Ich drehte mich um, sah Kuo und befahl ihm zornig, umzukehren. Er folgte mir weiter. Zweimal befahl ich es, dann endlich blieb er zurück. Ich glaubte allein zu sein, aber bald hörte ich Schritte hinter mir, drehte mich um und sah in das Gesicht meines anderen Wächters Wang. Ich befahl auch ihm umzukehren, aber er gehorchte nicht. Mein Zorn rührte ihn nicht. Traurig stand er da und bat: „Komm zurück! Geh nicht weiter! Ich darf nicht fort. Wenn ich es tue, würde der Kommandeur mich zur Verantwortung ziehen.“

Ich ging mit ihm zurück, und wieder einmal stand ich mit meinen beiden Wächtern in meinem Zimmer. Ich war böse. Wang Schi-fu ließ den Kopf hängen und malte Figuren in den Staub auf unserem Tisch. Kuo Schen-wa begann zu sprechen: „Wir begleiten dich schon seit vielen Monaten. Wang Schi-fu schon seit einem Jahr. Wir wollen dich nicht verlassen. Laß uns mit dir gehen, es zählt nicht, wohin. In unserem ganzen Leben werden wir nie vergessen, wie gut du zu uns bist.“

Dann sprachen sie zu mir: „Versuche uns nicht, dich zu verlassen!“ und etwas von meinem Jammer wich.

Mein Übersetzer und Kuo Schen-wa fragten bei Tschu-De an, ob die Wärter mich begleiten dürften. Wang und ich warteten, Wang sprach kein Wort. Sein Gesicht war voll Gram.

Mein Dolmetscher kam zurück und sagte: „Der Kommandeur sagt, daß Kuo-Schen-wa mit dir gehen kann. Wir haben so wenig Geld, es ist schwer für beide zu zahlen.“

Wang stand einen Augenblick erstarrt, dann verschwand er rasch und schweigend in der dunklen Halle. Von meinem Bett aus konnte ich sehen, wie er auf sein Lager sank und sein Gesicht bedeckte. Diesen Jungen liebe ich wie einen eigenen Sohn. In schwerer Krankheit habe ich ihn gepflegt, und wie oft hat er mich gepflegt!

Ich stand auf und ging mit Kuo zu ihm.

„Genosse Tschu hat nur deshalb so entschieden, weil zufällig Kuo bei ihm war“, sagte ich. „Wenn ihr beide wollt, daß die Entscheidung geändert wird, schreibe ich eine Zeile.“

Sie sprachen nicht. „Was willst du“, fragte ich Kuo.

„Ich möchte, daß wir beide mit dir gehen, wohin du immer gehst.“

Aber Wang wollte gar nichts sagen, so oft ich ihn fragte.

„Entscheide du“, sagte Kuo zu mir.

Ich liebe Wang, aber ich bewundere Kuo und baue auf ihn wie auf Erz. „Was für ein schrecklicher Traum!“ dachte ich wieder, „aber gleich werde ich erwachen!“

Mein Dolmetsch, ein neu angekommener Student von „draußen“, fand das Problem sehr einfach. „Wärter ist Wärter“, sagte er.

Endlich entschied ich: „Genosse Kuo, du sprichst den Kiangsi-Dialekt, und

ich kann dich kaum verstehen. Wang verstehe ich, weil er Szetschuan spricht. Ich glaube, es ist das beste, wenn er mich begleitet.“

Ich sprach die Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit. Die ganze Wahrheit bestand darin, daß ich den jüngeren, schwächeren, den hilfloseren gewählt habe.

Der Dolmetsch teilte Wang mit: „Genosse Tschu-De sagt, du kannst kein Gewehr bekommen.“

Die Leibwächter sind sehr stolz auf ihre Waffen. Sie lassen sie nie aus der Hand, legen sie nachts unter den Kopf, sie sind Wächter, und wenn sie keine Lust haben, lehnen sie jede persönliche Handreichung ab. Als wir letzten September in Sian den Sowjetbezirk verließen, sah ich sie in Zorn, weil ihnen die Gewehre abgenommen wurden. Sie bekamen „Diener“-Abzeichen, aber die steckten sie in die Tasche und weigerten sich, sie zu tragen.

Diesmal aber sprang Wang Schi-fu auf, legte seinen Patronengürtel ab, sein Mausergewehr und händigte beides ohne Zögern Kuo-Schen-wa aus.

Plötzlich fühlte ich mich so überwältigt, daß ich mich nicht mehr auf den Beinen hielt. Ich schleppte mich an mein Bett, und bis drei Uhr morgens lag ich schlaflos da. Dann brachen wir alle nach Hungtung auf, zum Bahnhof. Kuo sagte: „Ich begleite dich bis Hungtung, um dir Lebewohl zu sagen.“

Unsere Kavalleristen eskortierten uns. Mein geliebtes Pferdchen Yuanan ging an meiner Seite und bettelte um Brot. Es schien kein Mond, die Sterne warfen nur ein mattes Licht auf die winterliche Erde.

Es war diese Erde selbst, von der ich Abschied nahm. Wir zogen durch Felder mit Wintersaat und durch Haine von Birkenbäumen. „Leb! wohl! Lebt wohl! Leb! wohl!“ skandierte mein wandernder Fuß...

Jetzt verlassen wir Schansi in einem Sanitätszug. In Linfen hatten wir einen Tag Aufenthalt, und ich ging in das europäische Hospital, um festzustellen, welche Medikamente dort nötig waren. Der Zug untersteht den Ärzten des Obersten Militärkommandos, ich erfahre, daß sie jetzt acht solcher Züge für die Verwundeten besitzen. Es ist bitter kalt, die Waggons sind nicht geheizt. Es gibt auch kein Licht.

Eine Arbeiterin von Ho-Lungs Hundertzwanzigster Division reist mit uns. Sie ist aus dem Nordwesten gekommen, wo sie „lokale Arbeit“ gemacht hat, das heißt, das Volk zum Widerstand gegen die Japaner organisiert. Wieviele Bauernpartisanen es jetzt im nordwestlichen Teil der Provinz gibt, weiß sie nicht. „Zehntausend?“ „Nicht genug“, antwortet sie. Die Frauen seien sehr zurück, aber hier und dort hätten sie doch eine Arbeitsgruppe von Frauen aufgebaut, die für Partisanen und Soldaten nähen, waschen, stricken. Diese Frau ist jetzt krank und fährt in ein Hospital in Sian. Ihre einst blaue Uniform ist verschossen. Auf ihr Bündel geschnallt, trägt sie eine graue Baumwolldecke...

Diese Arbeiterin, mein Wächter und ich sprechen mit einem leichtverwundeten Soldaten. Wir stehen an einem offenen Fenster, und der Schein der niedergehenden Sonne liegt auf den Gesichtern meiner Genossen. Sie alle

sind jung und schön, sie sind intelligent und zuverlässig, alle ihre Gespräche drehen sich um die Lage Chinas, heute und in der Zukunft. Der Soldat gehört zur Fünfundvierzigsten Armee. Er hat bei Yengkengkwan, einem der strategisch wichtigsten Punkte an der Großen Mauer, gekämpft. Er spricht von den verschiedenen Armeen und sagt, die beste sei die Achte Feldarmee. Bei diesen Worten glänzt sein Gesicht vor Begeisterung.

Mit uns reist ein „Tschingkangtschan-Rotarmist“. Das klingt nicht bedeutend. Für die Achte Feldarmee bedeutet es: Veteran der Revolutionsarmee. Der Berg Tschingkang an der Grenze zwischen den Provinzen Kiansi und Hunan war die erste befestigte Basis der chinesischen Roten Armee. Es war das Zentrum des „Fünf-Provinzen-Sowjetstaats“. Die Tschingkangtschan-Lieder der Roten Armee sind voll Heimweh; sie schildern die Schönheit und Majestät dieses Landes mit tiefer Sehnsucht.

Vor neun Jahren stieß unser Mann zu den Partisanen jenes Bezirks, und wenig später trat er in die Rote Armee ein. Ich fragte ihn, in wieviel Schlachten er während dieser neun Jahre gekämpft habe, da atmete er tief und piffte durch die Zähne.

„Darauf kann ich nicht antworten“, sagte er, „es waren zu viele.“

„Wie oft warst du verwundet?“

„Sechsmal“, sagte er, „das weiß ich bestimmt!“

Und wieviele Tschingkang-Männer es noch bei der Armee gab?

„Nur wenige“, sagte er, „soviele sind in den Schlachten gefallen. Die Überlebenden sind fast alle in leitenden Stellungen. Er selbst ist Abteilungsführer im Nachrichtendienst.“

5. Januar. Unterwegs. Schansi

Unser Zug bummelt dahin, wie es ihm paßt. Letzte Nacht blieb er um ein Uhr stehen und setzte sich erst wieder am späten Nachmittag in Bewegung. Wir halten an jeder Station, die Lokomotive wird abgehängt und begibt sich landeinwärts, es sieht aus, als wollte sie einen heben gehen.

Heute morgen kletterten wir aus dem Waggon und versuchten, uns warmzulaufen. Unser einziges Wasser war das aus der Lokomotive. Ich hielt meine Waschschüssel hin und konnte mir endlich einmal das Gesicht waschen. Wir kauften Trinkwasser und ein paar flache Biskuits zum Frühstück. Die Nacht war bitter kalt, nur die Körper der Menschen dunsteten Wärme aus. Immer wieder sprangen sie auf und stampften mit den Füßen, um sich zu erwärmen. Vier von ihnen standen die ganze Nacht um mich herum und sprachen über politische und militärische Fragen. Es waren Subalternoffiziere aus verschiedenen Armeen, einer von ihnen trug Uniform, aber einen Zivilmantel und eine Pelzmütze. Der Völkerbund kam aufs Tapet, über die amerikanische und die englische Politik wurde debattiert, immer wieder kamen wir auf Sowjetrußland zu sprechen. Sie erzählten von den japanischen Flugangriffen, die in den Städten Entsetzen erregten. Die Achte Armee, sagten sie, hat die richtige Methode für diesen Krieg — Partisanentruppen, Bewegungskrieg — so muß China kämpfen.

Am frühen Morgen kam ein Mann, der Kondukteur zu sein schien. Er faßte mein Schulterabzeichen an, wie es schien aus Neugier, und wollte wissen, woher ich käme, wer ich sei, und so weiter.

„Reporter der Achten Armee! Sind Sie zufrieden?“ fragte ich schläfrig.

„Hao! Hao!“ bellte er erstaunt, lachte und ging...

Wir nähern uns Fenglingtaukuo am Gelben Fluß. Bald werden wir nach Tungkwan übersetzen, auf der Fahrt nach Hankau. Die kleine Schansi-Zeitung berichtet, daß gestern dreißig japanische Flugzeuge Hankau bombardiert und viele Arbeiter getötet haben.

6. Januar. Tungkwan

Gestern nacht kamen wir in Fenglingtaukuo jenseits des Gelben Flusses an. Die Straßen waren voll von Soldaten und Flüchtlingen, aber wir hatten das Glück, zwei winzige Zimmer zu finden, eine Höhlenwohnung. Das eine war fast ganz ausgefüllt von dem Kiang, der Lehmbank, die als Nachtlager dient, und sie war breit genug, dreien von uns fünf Menschen ein Lager zu bieten. Die beiden andern schliefen in dem Nebenraum auf einem Tischbett. Wir gehören alle der Achten, Roten Feldarmee an, zwei Frauen und drei Männer. Nach einer Nacht auf den schmalen Bänken im kalten Waggon war es höchster Luxus, sich auszustrecken und zu schlafen.

Heute morgen nahmen wir ein bescheidenes Frühstück in einem kleinen offenen Lehmrestaurant, luden unsere Betten auf und gingen ans Flußufer, in der Hoffnung, übersetzen zu können. Der Flußspiegel hat sich gesenkt, seine Ufer bestehen aus trockenem oder hartgefrorenem Lehm. Aber er ist immer noch breit und reißend, in seinen Fluten treiben kreisende Eisblöcke. Tausende von Soldaten standen am Ufer, die gleichfalls hinüber wollten, ganze Kompagnien und Bataillone mit aller Ausrüstung. Die Gewehre standen in Pyramiden. Vorräte jeder Art lagen in großen Haufen daneben. Verkäufer mit Eßwaren liefen auf und nieder, der Rauch ihrer kleinen tragbaren „Küchen“ stieg in die frostige Lunge empor.

Um an Bord einer Dschunke zu gehen, mußte man über leicht hingeworfene Planken von einem Pfeiler zum anderen in den Fluß hineinschreiten. Die Planken waren schmal, sie mündeten auf dem noch schmaleren Rand der Dschunke, die schwer beladenen und die verwundeten Männer mußten darauf hinbalanzieren. Bevor ein Mann das Fahrzeug erreichte, auf dem er übersetzen sollte, hatte er vier oder fünf solche Bootsrandkletterpartien hinter sich. Das war eine harte Arbeit für die armen Verwundeten; die Schwerverwundeten wurden auf Leinwandbahnen in die Sanitätsdschunken befördert, die auf sie warteten.

Es dauerte mehr als sechs Stunden, ehe wir an Bord unseres Fahrzeugs kamen. Während dieser Zeit bewegte ich mich erst unter der Menge, aber dann war ich vollauf in Anspruch genommen, um Zügen von Verwundeten Hilfe zu leisten, die stundenlang auf ihren Bahnen, der gefrorenen Erde nahe, lagen und sich nach den Hospitalbetten sehnten. Viele von ihnen trugen nichts als die dünne Soldatenuniform, viele hatten weder Bettdecken noch Mäntel. Zit-

ternd und stöhnend lagen sie da, zwei waren nicht nur verwundet, sondern hatten Lungenentzündung, der Rand der Bahre vor ihren Gesichtern war dicht bedeckt mit aus ihren kranken Lungen gehustetem Schleim.

Ein hochgewachsener Offizier war verantwortlich für diesen Transport. Er trug eine wattierte Uniform, hohe Stiefel, Pelzmantel und Pelzmütze. Ich bat ihn, den Verwundeten Decken zu geben. Er antwortete feindselig, es gäbe keine Decken; dann schnitt er das Gespräch mit einer Handbewegung ab und lachte hart und grausam auf. Um nicht zu predigen, was ich selbst nicht zu tun bereit war, rollte ich meine Bettlast auf und nahm die einzige Decke, die ich besaß. Ich faltete sie doppelt und legte sie auf einen der Verwundeten. Dann wandte ich mich wieder an den Offizier und verlangte von ihm eine Decke oder einen Mantel für den anderen Mann mit Lungenentzündung. Ich berührte seinen Pelzmantel und sagte: „Geben Sie ihm das, bis er über den Fluß hinüber ist und im Zug liegt.“

Der Sanitätsoffizier warf den Kopf zurück und lachte, daß Menschen sich um uns sammelten. Denen erzählte er, welche Zumutung ich an ihn gestellt hatte. Darauf nahm ich meinen eigenen pelzgefütterten Mantel und breitete ihn über den kranken Verwundeten. Ich hatte keine wattierte Winteruniform an, aber meine Uniform war aus Wolle, und ich hoffte warm zu bleiben, wenn ich mich tüchtig bewegte. Der Kranke wickelte sich in meinen Pelz und war sehr bald eingeschlafen. Auch die Krankenträger im Zuge der Verwundeten besaßen keinerlei Wintermäntel. Einen von ihnen hörte ich sagen: „Haben Sie Dank.“

Der pelzummüllte Sanitätsoffizier verschwand, ich ging mit meinem Wächter fort, um Haferschleim und heißes Wasser für die Verwundeten zu besorgen. Sie hatten nichts zum Frühstück bekommen. Ihre Träger drängten sich um uns, sie besaßen selbst keinen Cent, um ihren Kameraden zu helfen. Als wir die Einkäufe gemacht hatten, halfen sie uns tragen und die Verwundeten nähren. Sie gaben sich viel Mühe und versuchten, ihre Verwundeten zuerst an Bord der Dschunken zu bringen. Aber die Offiziere ließen es nicht zu.

Bald darauf trat ein Offizier in Pelzmantel lächelnd auf mich zu. Er drückte seine Freude aus, eine amerikanische Freundin Chinas kennen zu lernen. Es sei sehr gütig von mir, daß ich meinen Mantel hergegeben habe, meinte er, aber die Chinesen verstünden so etwas kaum. Ihre große Schwäche sei Mangel an nationalem Geist. Deshalb dächten sie nicht daran, den frierenden Verwundeten beizustehen. Er lächelte, stolz auf seine Klugheit. Aber er stand in seinem Pelzrock vor mir, die keinen Mantel trug. . . Ich forderte ihn auf, die Verwundeten sofort auf die Hospitaldschunken zu bringen und sie über den Fluß zu befördern. Lächelnd gab er mir zur Antwort: „Sehen Sie, das sind nicht *unsere* Verwundeten. Die Verwundeten *meiner* Division sind schon drüben. Diese Leute hier unterstehen dem Militärkomitee der Heeresgruppe Yuan.“

Damit war für diesen Gentleman, der den Mangel an nationalem Geist bei den Chinesen vermißte, das Problem gelöst.

Gerade als unsere Abteilung an Bord einer anderen Dschunke kommandiert

wurde, wurden die Verwundeten auf das Hospitalschiff übernommen. Unsere Wege trennten sich, ich mußte meinen Mantel zurücknehmen. Ich sah die Verwundeten auf dem Schiffsboden sitzen, gegen die kalten Winde geschützt, und mitten unter ihnen den Mann mit der Lungenentzündung, dem ich meine letzte Decke gegeben hatte. Halb bewußtlos lehnte er an der Schulter eines der Krankenträger — aber mein Mantel war fort. Ich ging an Bord seines Fahrzeugs, ich fragte rundum. Keiner der Verwundeten hatte ihn, keiner der Träger. In meinem Zorn schimpfte ich los: „Ich wette alles, daß dieser Sanitätsoffizier ihn genommen hat, das und das und nochmal das bis in die zehnte Generation seiner Großmutter!“

Auf unserer Dschunke hing dann das Warten wieder an. Es mißfiel einem Offizier von der Einundzwanzigsten Division, er brüllte die Fahrleute an, sie sollten abstoßen. Aber das Personal mußte auf den Befehl ihres eigenen Offiziers warten. Er sagte dem Offizier von der Einundzwanzigsten, von ihm nähme er keine Befehle an, er möge sich um seine eigenen Sachen kümmern. Darauf sprang ein Offizier von einer anderen Dschunke zu uns herüber und schlug dem Bootsmann ins Gesicht, bei jedem Schlag stieß er einen wütenden Fluch aus. Der Bootsmann wagte es nicht, eine Hand zur Verteidigung zu erheben. Er stand aufrecht und wiederholte: „Ich nehme nur Befehle von meinem Vorgesetzten entgegen!“

Über die wackelnden Planken zog zitternd der Trupp von Verwundeten ein. Manche lagen auf Bahren, andere wurden von ihren Kameraden halb getragen. Die Kameraden waren sanft wie Mütter, wenn es nicht vorwärtsging, legten sie die Arme um den Verwundeten und ließen ihn an ihren Schultern ruhen. Arme Menschen halfen den Armen, starke Männer halfen den Schwachen, ein Kamerad half dem anderen.

In dieses Bild menschlicher Liebe hinein hörte ich Offiziere ihre Soldaten anbrüllen und beobachtete, wie die Soldaten alles hinnahmen und gehorchten. Ich dachte an die Achte Feldarmee, in der es ein Verbrechen wäre, einen Untergebenen anzubrüllen, zu beleidigen oder gar zu schlagen, es sei, wer es sei. Ich habe mit der Armee als einer der ihren gelebt, niemals habe ich Schimpfworte gehört.

Dann zog ein anderes Bild meine Aufmerksamkeit an. Da war ein großer Maulesel, der ein Vorderbein gebrochen hatte. Wie ein Stück Holz oder Eis hing es an ihm, nur noch durch einen Streifen Fell und Fleisch mit dem Tier verbunden. Blut rann aus der Wunde und gefror zu Klumpen. Halb stand das Tier in dem eisigen gelben Strom, halb auf dem Lehmufer. Schweigend hob und senkte es den Kopf, hob und senkte ihn noch einmal und starb langsam dahin. Jetzt lag es direkt unter den Planken, über die die Soldaten marschierten. Keiner schoß ihm eine Kugel in den Kopf. Alle sahen das schreckliche Bild, keiner opferte ein Geschöß.

Um sieben Uhr morgens waren wir am Flußufer angekommen, um zwei Uhr nachmittag setzten wir über den reißenden Strom. Als wir den staubigen Hügel zu der alten majestätischen Mauer emporklommen, die eine Bergstadt und einen bedeutenden Paß zum Nordwesten umschließt, machte ich Auf-

nahmen von dem wirbelnden Strom unter mir und der langen Reihe frischer Gräber an seinem Ufer. Überall ließ sich feststellen, daß die Chinesen rüsteten, um diesen Paß bis zum äußersten zu verteidigen.

Vielleicht machten mir die Gräberreihen deshalb einen tiefen Eindruck, weil im allgemeinen die chinesischen Soldaten ihre letzte Ruhe in Massengräbern finden und kein Stein an sie erinnert. Hier hatte jedermann sein eigenes Stückchen Erde, und eine Holztafel darüber trug seinen Namen, seine Geburts- und Todesdaten und die Worte ‚Held des Volkes‘. Endlich ist der gemeine Soldat ein ‚Held des Volkes‘.

Während ich durch die Straßen der alten Stadt ging, sah ich einen Offizier, der neu gehobene Rekruten vor sich hertrieb. Es waren vier Mann, offensichtlich Bauern, die, aneinander gebunden, wie Schlachtvieh einherliefen. Zukünftige „Helden des Volkes“...

Allgemeine Wehrpflicht ist eine gute Sache, dachte ich, aber ich möchte einen reichen Mann sehen, der durch die Straßen geführt und auf den Exerzierplatz gejagt wird. Nur einen reichen Mann, großer Gott, einen, nur einen einzigen! Nach einem Jahr bei der Roten Armee und den Kommunisten quälte es mich halb zu Tode, in dieser „Außenwelt“ die alten Bilder des Leidens, der Ungerechtigkeit, der Rohheit zu sehen.

8. Januar. Auf der Fahrt nach Hankau

Bei Tschengtschau haben wir heute nacht umsteigen müssen. Ringsum auf dem Bahnhof hingen riesige Plakate, zahllos, auf einem las ich: „Millionen von Männern eines Herzens kämpfen bis zum letzten.“ Diese Region ist von Truppen überschwemmt wie der ganze Norden und Nordwesten Chinas. Es scheint, daß drei Viertel der gesamten Bevölkerung in Uniform stecken.

Viele Flüchtlinge drängten sich auf dem Bahnsteig von Tschengtschau. Sie hatten all ihre irdische Habe auf Schubkarren geladen, es waren wenig Männer darunter. Die meisten Frauen und Kinder saßen aneinander gedrückt und gaben keinen Laut von sich. Ich beobachtete die Gesichter zweier Männer, die wie Denkmäler standen. In ihren langen weißen Steppdecken erinnerten sie mich an unsere Indianer. Es waren Bauern aus Westhopei, dem Bezirk, in dem die Achte Feldarmee mit ihren Partisanen kämpft und die Japaner im Angriff sind. Eine standhafte alte Frau, die weder Decke noch Mantel besaß, und deren runzliges Gesicht so rührend war wie ihre heisere Stimme, erzählte uns: „Jeden Tag Krieg zwischen den Partisanen und den Japanern. Krieg und Not, das nimmt kein Ende!“

„Wie alt bist du?“

„Zweiundsiebzig.“

„Wie bist du von Westhopei hierher gekommen?“

„Wir marschieren — seit dem letzten November.“

Aus ihren Worten, ihrer Stimme, ihrem unbewegten Gesicht sprach ein finsterer Grimm. Zweiundsiebzig Jahre alt, wanderte sie über die gefrorenen Landstraßen des Nordens, litt jede Entbehrung und verlernte fast zu sprechen. Eine andere Frau zog die Falten ihrer Steppdecke eng um sich, aus ihrem Bu-

sen heraus quälte die Stimme eines kleinen Kindes. Ein anderes Kind, kaum zwei Jahre alt, verkroch sich zu ihren Füßen in die Decke. Dann enthüllte das kleine Ding sein Gesicht und lächelte uns an, es lächelte dankbar, wie ein Erwachsener. Sein Gesicht war süß und sanft. Kein Laut der Klage kam von ihm, obwohl es halb erfroren war.

„Heute hatten wir nichts als heißes Wasser“, erzählte uns die Bäuerin. „Gegessen haben wir gar nichts, gib uns Geld.“

Ich besaß genau sechs Dollar, und es war zweifelhaft, ob unser Militärpaß auf dem Expresß nach Hankau anerkannt wurde. Wenn wir zahlen mußten, waren sechs Dollar nicht genug. Dann mußte ich selbst von einem der Genossen Geld leihen, so konnte ich nichts geben. Sechs Dollar — für ein paar hundert Menschen!

In einem Dritter-Klasse-Wagen der chinesischen Eisenbahn kann man nur nach sorgfältigen Feldzugsplänen einsteigen.

„Wenn der Zug einläuft“, schlug einer der Genossen vor, „heben wir Wang auf unsere Schultern und schieben ihn durch ein Fenster. Dann reichen wir ihm das Gepäck hinauf. Dann helfst ihr mir durch das Fenster. Und dann geht ihr selbst durch die Tür am Ende des Waggon.“

Der Zug lief ein, die Fenster waren hoch über unseren Köpfen. An beiden Enden jedes Wagens kämpften und drängten Massen von Menschen. Wer sich in dies Gemenge begab, lief ernste Gefahr. So kletterten alle unsere Männer durch die Fenster, und dann wartete ich sehr lange, bis die Türe frei wurde. Von innen sah der Wagen wie ein Schlachtfeld aus, drei- oder viermal soviel Reisende standen gedrängt, als der Zug eigentlich fassen sollte. Der Gang war blockiert von Menschen, Bündeln, großen und kleinen Körben, Kisten und Handkoffern. Man trampelte über Hügel von Bettzeug, und die Besitzer kümmerten sich nicht darum. In den Gepäcknetzen rings um jedes Abteil lagen Menschen auf den Koffern.

Durch diesen Wirrwarr bahnten Soldaten einer reich gekleideten Familie den Weg. Sie bestand aus fünf oder sechs Frauen, sechs oder acht Kindern und dem Familienoberhaupt. Ein Sultan mit seinem Harem. Nahe von uns bezogen sie ihr Lager. Soldaten schleppten ihnen das Gepäck herbei, sie räumten die Netze, indem sie alles in den Korridor warfen, was vorher dort untergebracht worden war. Ein gutes Drittel des Korridors war nun voll von dem hochgestauten Gut dieser Familie. Als jede Handbreit Raum ausgenützt war, befahl der Sultan den Soldaten, sein weiteres Handgepäck auf den Sitzn zwischen den Reisenden abzustellen. Ohne die leiseste Entschuldigung begannen sie Bündel auf meine Füße zu türmen.

Ich stand auf, nahm das Zeug, das man mir aufgeladen hatte, und schleuderte es in den Korridor vor die Füße der Haremsdamen. Ein Entsetzen! Aber die Familie war wie eine Lawine, die auf ein kleines Hindernis stößt. Sie verteilte ihre Massen auf andere Reisende, die sich fatalistisch fügten, wie man eine Überschwemmung des Gelben Flusses hinnimmt.

„Ich wette meinen Kopf“, sagte ich, „dieser alte Bastard ist ein Grundherr, der vor den Japanern flieht. Er hat mitgenommen, was nur greifbar war.“

auch seine Konkubinen. Wenn der Krieg vorbei ist, wenn die armen Bauern und Soldaten den Feind vertrieben haben, wird er wieder nachhause trudeln und all sein Land zurückfordern. Er erwartet, daß die Bauern ihm wieder die Hälfte oder zwei Drittel ihrer Ernte abliefern. Werden sie es tun?“

„Ganz bestimmt nicht!“

Ich verglich diese Menschen mit den zwei Angehörigen der Achten Feldarmee, die uns in Tschengtschau verließen, um mit der Pinghan-Bahn an die Front zurückzugehen. Wir nahmen Abschied von den Genossen und reisten weiter, zusammen mit dem Grundherrn und seinem Serail.

An Schlaf war nicht zu denken, die Luft in unserem Wagen war kaum erträglich. So beobachtete und belauschte ich die anderen Reisenden. Vor mir standen ein paar Soldaten, einer davon Subalternoffizier, die heftig diskutierten. Ihr Thema war die Verlegung der chinesischen Regierung von Hankau nach Szetschuan. Wie konnte sie ausgeführt werden, was war da alles zu berücksichtigen?

Mein Wächter flüsterte mir zu: „Sie sprechen nur von Rückzug. Sie sind zu pessimistisch. Warum sprechen sie nicht von Angriff?“

Hinter mir wurde leise gesprochen, ich drehte mich um und sah einen Vater, der auf ein Kind in seinen Armen einredete. Er lehrte es die ersten Worte:

„Nieder mit den Japanern!“ sprach der Vater vor.

Das Stimmchen des Kindes wiederholte: „Nieder mit den Japanern!“

„Nieder mit den Verrätern!“

„Nieder mit den Verrätern!“ machte die Kinderstimme.

In dem Korridor spielte noch eine andere Familienszene, aber eine grausame. Eine Mutter schalt ununterbrochen auf ihr drei oder vier Jahre altes Kind ein. Die Frauenstimme tönte durch den ganzen Wagen und füllte ihn mit Haß. Sie hatte ein weißes, kaltes, grausames Gesicht, einmal sah ich, wie sie dem Kleinen drei oder vier Schläge ins Gesicht gab. Ein Mann auf der anderen Seite des Korridors sprang auf, entriß ihr das Kind und trug es davon. Die böse Mutter lief ihm nach, schlug noch im Laufen auf das Kindergesicht ein, und als der Mann seinen Arm darüber breitete, boxte sie auf seinen Arm los. Das Kind weinte bitterlich.

Im allgemeinen sind chinesische Mütter sanft, sie verwöhnen sogar ihre Kinder, dies war die erste grausame Mutter, die ich erlebte. Vielleicht war sie verrückt, vielleicht stammte das Kind nicht von ihr, sondern aus einer früheren Ehe ihres Mannes.

Nicht weit von mir begann eine Chinesin ihrer Umgebung das Christentum zu predigen. Der Untergang der Welt sei nahe herangekommen, drohte sie. Dieser Krieg ist ein Zeichen dafür. Wer das nicht anerkenne, den erwarte Tod und nach ihm das höllische Feuer. Kein Mensch schien sich dafür zu interessieren. Deshalb erzählte sie, die Fremden wollten nicht, daß China sich zum Christentum bekehre, sie täten alles, um den Chinesen zu verbergen, welches die ewige Wahrheit sei. Bei diesen Worten sah ich einen Mann lächeln, dann gähnen und sich endlich in seine Ecke verkriechen, um zu schlafen. So fiel das Wort dieser Frau auf steinigen Boden, und bald hörte sie auf.

Die Chinesen sind zähe Bekenner ihres Glaubens. Man kann sie nur abwendig machen, wenn man während einer Flut oder Hungersnot Reis und Mehl denen zuteilt, die sich bereit erklären, den „einzigen und wahren“ Glauben anzunehmen. Diese Frau hatte es mit Krieg versucht, aber sie hatte keinen Reis angeboten. Außerdem sind Leute, die noch dritter Klasse reisen können, nicht ganz am Ende ihrer Hilfsquellen.

Wir kamen um Mitternacht in Hankau an. Rikschabkulis zogen uns zwei Stunden lang durch die Straßen, um mehr Geld zu verdienen. Sie wußten, daß wir Fremde waren und den Weg nicht kannten. Endlich erreichten wir das Hankauer Büro der Achten Feldarmee. Es liegt in der japanischen Konzession, die jetzt von den Chinesen besetzt ist. Wir betraten einen weiten, leeren Raum, warfen unsere Decken auf den Boden und schliefen.

9. Januar. Hankau

Heute morgen meldete ich mich bei der amerikanischen Gesandtschaft und gab Bericht, daß ihr Militärattaché, Mr. Carlson, an die Nordschansi-Front gegangen sei. Der Gesandte, Mr. Johnson, empfing mich in einer ausgefranst Lederjacke und bat wegen seines Anzugs um Entschuldigung. Ich bat um Entschuldigung wegen meiner zeretzten Uniform, meiner schäbigen und schmutzigen Gamaschen. Bei dem Gesandten traf ich den Admiral der amerikanischen Kanonenbootflottille, die vor Hankau auf dem Jangtsestrom liegt. Später kamen Mr. Peck, ein Konsulatsbeamter, und ein Militärattaché herein, um an unserer Unterhaltung teilzunehmen.

Mr. Johnson begann zu fragen: „Diese Leute da oben — diese Achte Feldarmee — werden die sich von den Japanern hinausjagen lassen?“

„Viele werden im Kampf fallen, aber vernichtet kann die Achte Feldarmee nicht werden.“

„Die Japaner haben starke Artillerie.“

„Die Achte Feld...¹ kämpft nicht in konzentrierten Formationen, so kann die schwere Artillerie ihr nicht viel Schaden tun.“

„Und dann die japanische Aviatik...“

„Sie bleibt aus demselben Grund ziemlich wirkungslos.“

„Aber demoralisieren die Luftangriffe nicht?“

„Nein, sie haben auf die Soldaten wie auf das Volk die entgegengesetzte Wirkung. Die Achte Feldarmee hat die Erfahrung vieler Jahre im Kampf bei Luftüberfällen. Keine andere chinesische Armee hat diese Erfahrung. Sie wissen, wie man ihnen entgegentritt.“

So kamen wir auf die Prinzipien des Bewegungskrieges zu sprechen, der von der Achten Feldarmee und ihren Partisanen gepflegt wird. Der Admiral hörte mit großem Interesse zu und sagte, mit solchen Methoden könne eine entschlossene und unermüdliche Streitmacht die Japaner zur Erschöpfung bringen.

Dann erzählte mir Mr. Johnson von den Kämpfen bei Schanghai und Nan-

¹ übliche Abkürzung

king. Als die Chinesen Nanking räumten, etablierten die Ausländer im Zentrum der Stadt eine Sicherheitszone für Flüchtlinge. Auch chinesische Soldaten, die ihre Waffen niederlegten, sollten dort Zuflucht finden. Dann marschierten die Japaner ein, holten sich Tausende der entwaffneten Soldaten und schlachteten sie bis zum letzten Mann ab. Seither, sagte Mr. Johnson, wüßten die Amerikaner und anderen Ausländer über die wahre Natur der japanischen Armee Bescheid.

Sie fragten nach dem Ergehen der japanischen Kriegsgefangenen bei der Achten Feldarmee. Ich erzählte über die Tätigkeit unserer Organisation für Propaganda beim Feind, über die gute Behandlung der gefangenen Japaner und ihre Mentalität. Manche von ihnen seien gute Menschen, die diesen Krieg hätten. Ich erzählte von den Tagebüchern, die man toten oder gefangenen Japanern abgenommen hatte.

„Glaubt ihr den Gefangenen?“ fragte Mr. Johnson.

„Manchen glauben wir, manchen nicht.“

„Die Welt will nicht glauben, daß die Japaner ganze Städte und Dörfer dem Erdboden gleichmachen.“

„Wir haben die Tagebücher! Ich habe auch mündliche Berichte der Gefangenen über diese Methoden gehört.“

Mr. Johnson schwieg. Dann begann er von dem Heroismus der chinesischen Soldaten zu erzählen, die Schanghai verteidigt hatten. Keine andere Armee der Welt, behauptete er, hätte wochenlang einen solchen Bleihagel ertragen. Ich erkundigte mich, was die amerikanische Regierung wegen der Versenkung der „Panay“ unternommen habe. Die Japaner sind auf unsere Forderungen eingegangen, sagte der Gesandte. Für die Regierung ist der Zwischenfall erledigt, bemerkte Mr. Johnson. Aber dann sprachen wir über den Boykott japanischer Waren und von der Rede des Senators Norris, der im Senat einen offiziellen Boykott gefordert hatte. Das amerikanische Volk wünscht keine außenpolitischen Verwicklungen, setzte er hinzu und erklärte damit die Friedensbewegung in Amerika.

„Wenn die Japaner mit China fertig geworden sind — falls es dazu kommt — werden sie Amerika an den Kragen gehen!“ behauptete ich.

„Sie werden zu erschöpft sein“, erwiderte Mr. Johnson.

Hans Norbert

VONDRATSCHEK HILFT DEM HENKER

I

Der Apparat begann zu spielen.

Der Apparat: das war eine Abteilung einer Abteilung im Außenministerium in Berlin. Abteilung Tschecho-Slowakei, Unterabteilung Emigranten-Auslieferung. Akt: Peter Förster, Weimar-Buchenwald, derzeit Tschecho-Slowakei.

Aber hinter dem Apparat standen Menschen, passionierte Menschenjäger, jeder einzelne von etwas getrieben, das er Pflicht nannte, oder Nation, oder schlichtweg Belange, das aber eine Lust war, eine Sucht, eine Rachsucht, ein Gemisch aus Haß und Angst. — Angst vor jedem, vor dem unbekannten Feind von morgen, vor der Vergeltung, die unfehlbar eines Tages kommen wird.

Der erste Legationsrat der deutschen Gesandtschaft in Prag griff nach dem Hörer des Apparats und ließ sich mit dem tschecho-slowakischen Außenministerium verbinden. Die Sache lohnte nicht eine hochoffizielle Demarche. So etwas macht man besser im stillen ab. Kurz, bündig und unformell: „Meine Regierung verlangt die Auslieferung des Peter Förster!“

Der Sektionschef fand keine Gelegenheit zu sagen, was er sagen wollte. Er nahm die Forderung zur Kenntnis. Er war ein Beamter alter Schule, österreichischer Schule sogar. Er ließ es sich durch den Kopf gehen. Er war geneigt, die Sache ‚meritorisch‘ zu behandeln und in der so gewonnenen Zeit den armen Kerl über eine Grenze entschlüpfen zu lassen. Aber ‚meritorisch‘, — das ging nicht mehr mit diesem Partner, das hatte sich bereits in größtem Zusammenhang gezeigt. Immerhin, dachte der Sektionschef des Außenministeriums, wir sind kein Vasall, sondern ein souveräner Staat, so kann man mit uns nicht umspringen: ‚Apportier uns diesen Menschen‘. Sind wir Bluthunde? Wie stünden wir vor der Welt da! Ich werde es meinem Chef vortragen, dann werden wir ein Exposé ausarbeiten; zu dem Exposé werden wir ein juristisches Gutachten einholen: wir werden uns auf das Auslieferungsabkommen über politische Flüchtlinge stützen. Es wird ein Akt entstehen — ein Akt ist immer etwas Gutes — und ein formelles Verfahren, wie es sich gehört. Es wird viel Zeit vergehen, inzwischen werden wir diesen unbequemen Gast mit einem Visum wegschicken.

Das Außenministerium schüttelte sich. Dabei kam eine Kompetenzfrage heraus. Es schüttelte die Angelegenheit ab, bei der nur „Unannehmlichkeiten“ zu gewinnen waren und übertrug sie dem Innenministerium zur Erledigung. Inzwischen nahm die deutsche Forderung bedrohliche Formen an: Innerhalb von drei Tagen ist der „Verbrecher“ Förster auszuliefern, andernfalls...! — Verschleppung wird nicht mehr geduldet.

„Applanieren applanieren!“ sagte der Sektionschef im Innenministerium. „Sollen wir wegen eines deutschen Flüchtlings Scherereien haben? Sollen wir riskieren, daß uns deutsche Untersuchungsorgane hergeschickt werden? Haben wir uns schon unterworfen, sollen wir wegen eines Peter Förster Widerstand leisten? Es ist nicht an uns zu untersuchen, ob er oder sein Kamerad bei der Flucht aus dem Konzentrationslager Weimar-Buchenwald den SS-Mann niedergeschlagen hat. Sozialist ist er auf jeden Fall. Weg damit! Nichts damit zu tun haben! Wir haben andere Sorgen. Was das Weltgewissen sagen wird? Herr Kollege, lassen Sie mich mit solchen abgedroschenen Phrasen der Systemzeit in Ruhe!“

„Dennoch“, meinte der Obersektionsrat, „ist es eine furchtbare Sache. Vor ein paar Wochen wurde der Fluchtgefährte Försters mit dem Handbeil hin-

gerichtet; er war es, der den SS-Wächter niedergeschlagen hat. Aber selbst wenn Förster als Mittäter in Frage käme, wäre er ein politischer Flüchtling, den man keinesfalls dem Beil ausliefern darf. Es ist unser Gewissen, unsere Anständigkeit dabei im Spiel. Und ich glaube daran, daß auch davon unsere Zukunft abhängt.“

„Wer spricht vom Beil?“ sagte der Sektionschef. „Wir liefern Förster aus zwecks einer normalen Strafuntersuchung, unter der ausdrücklichen Voraussetzung, daß Försters Leben garantiert wird.“

„Und welche Garantie haben wir für diese Garantie?“

„Zerbrechen Sie sich darüber nicht den Kopf, Herr Doktor. Wir sind jedenfalls aus dem Obligo heraus, und unser unmittelbarer Chef will die Sache auf jeden Fall konfliktlos aus der Welt schaffen. Veranlassen Sie das Nötige; Sie haften mir dafür, daß Förster nicht im letzten Augenblick ‚zufällig‘ entkommt.“

„Aus der Welt schaffen!“ dachte der Obersektionsrat im Weggehen bedrückt, „wir sollen helfen, einen Menschen aus der Welt zu schaffen. Wem kann man zumuten, eine solche Handlung auszuführen? Welcher anständige Beamte kann seine Hand dazu bieten, diesen Menschen an die Grenze zu bringen, um ihn seinem Scharfrichter zu übergeben? Sind wir dort angelangt? Hilfloze Helfershelfer von Henkern?“

II

Wenn man dem „Buchenwald“, diesem Dickicht der Qualen, entronnen ist, sich tags in den Wäldern versteckt, sich nachts an die rettende Grenze herangetastet hat, hungernd, frierend, in der Angst, sich zu verirren und gefangen zu werden, — dann hat man das neugewonnene Leben doppelt lieb; dann verliert man diese törichte Lebensangst um Nahrung, Dach, Kleidung, die Sorge um das Morgen, die das Dasein der „Gesicherten“ so lächerlich verzerrt. So ergriff im Mittelalter der Gläubige, hinter dem die Verfolger her waren, atemlos hinstürzend die Klinke der Kirchentür, die ihm Schutz verhieß, wie Peter Förster dem ersten besten tschechischen Grenzgendarmen beinahe um den Hals fiel.

Ein paar Wochen Haft bis zur Klarstellung des Falls, das war nicht schlimm; die Gefängniszelle in einem Rechtsstaat war süße Geborgenheit, verglichen mit dem täglichen Martyrium von Buchenwald, das unfehlbar in den Tod trieb.

Aber in diesen Wochen einer harmlosen Haft geschah eine Verwandlung, die bis in Försters Zelleneinsamkeit drang. Die Klinke der Kirchentür lief gleichsam heiß und heißer an, und das Gesicht des freundlichen Gendarmen, an den er sich vertrauend geklammert hatte, erstarrte wie über Nacht. Im Durcheinander der Septembertage vergaß man die Gefängnistüre aufzuschließen. Es war niemand da, die inständigen Bitten Försters anzuhören. Und als die intakte Festung von ihren Freunden und Protektoren, ohne den Festungskommandanten zu befragen, dem ‚Dritten Reich‘ freundschaftlich

ausgeliefert wurde, Hals über Kopf, wie man etwas anbietet, was man gar nicht schnell genug um jeden Preis loswerden kann, — als das geschah, da waren über Nacht die Beschützten schutzlos, die Helfer verfolgt, die Gesicherten gefährdet, die Gefährdeten vom Tode bedroht, die Wertvollen wertlos und die Wertlosen im Anmarsch.

Man warf ein geordnetes, gesittetes Land dem Baal hin, und in diesem Rachen war unter anderen Peter Förster, eine Winzigkeit, ein Bröselchen im Gebiß, aber nicht übersehen; er war unvergessen, er stand auf der Liste, und was der Baal einmal besitzt, gibt er nicht wieder her.

Als man Förster aus der Zelle ließ, weil das Gefängnis gleichsam schon in Flammen stand, war es zu spät. An der ungarischen, an der polnischen Grenze wurde er erwischt und zurückgeschickt; wahrscheinlich waren die beiden Länder schon benachrichtigt, und sie hüteten sich, das Sandkorn durchzulassen, als wäre es eine Höllenmaschine.

„Ich werde mich verstecken, in den Ställen winziger Dörfer, in den Holzfällerhütten auf den Bergen, in den Kammern der Hinterhöfe barmherziger Proletarier. Ich weiß und es bedrückt mich: ich bin meinen bisherigen Gastfreunden unbequem, gefährlich sogar. Jeder Anlaß ist dem Peiniger recht, den Geschlagenen zu demütigen, und immer näher rückt der Buchenwald. Wohin mit mir?“ — Ein surrender Ton aus den Wolken wie eine Antwort; ein Flugzeug entschwebte silbrig in die Ferne. „Ach, da oben zu sein, ohne die tödlichen Grenzen! Das habt ihr erfunden — aber das Mittel, von einem Unschuldigen das Beil abzuwenden, bleibt ihr schuldig — schuldig . . .“ Im Wettlauf um ein Visum und um ein Flugzeug, siegte der prompte Apparat. Auf Anordnung von oben wurde Förster wieder ins Gefängnis eingeliefert.

III

Der Apparat war in vollem Gange. Es handelte sich doch darum, einen Menschen zu zermahlen.

Von ganz oben bis ganz unten: „Sie haften dafür, Herr Sektionschef!“

„Sie haften dafür, Herr Obersektionsrat!“

„Sie haften dafür, Herr Polizeidirektor!“

„Sie haften dafür, Herr Gendarmeriekommandant!“

„Sie haften dafür, Herr Gendarmerie-Oberinspektor Vondratschek!“

Von ganz oben bis ganz unten rollte der Befehl, stieg die Stufenleiter der Schande hinab, durchlief den Passionsweg der Instanzen, und bei Vondratschek blieb der Apparat stehen. So vielfache Garantie, daß ein Sandkorn sich nicht verkrümele, — da konnte ja nichts geschehen.

Auf Vondratschek lastete die Wucht des Apparats: nach oben zu garantieren und nach unten ein Schurke zu sein — ein typisch deutscher Vorgang, fremd diesem Lande und der Seele des Vondratschek. Bis zur Stunde der Auslieferung war Vondratschek verantwortlich. Über die Formalitäten wurde noch verhandelt.

„Herr Vondratschek!“ Es war, als würde nicht dieser eine, sondern als würde das ganze Land anrufen, und nicht nur von diesem einen, der da im Gefängnis seines Schicksals harrete, sondern von der Menschheit selbst.

Dem Oberinspektor Vondratschek drang die Stimme bis ins Herz. Er markierte beamtenhafte Verslossenheit, aber hinter seinem mürrischen Wesen war alles in Aufruhr. „Ich werde meinem Vorgesetzten sagen, daß ich mit der Sache nichts zu tun haben will!“ Aber er sagte es nicht. Er blieb bei seinem Gefangenen, als wäre er mit ihm durch die gleiche Fessel verbunden.

„Herr Vondratschek!“ Die Stimme ließ nicht locker, flüsternd, beschwörend, aufbrüllend.

„Ruhig!“

„Was hat man vor? Es ist doch nicht möglich, daß ...“

„Ich weiß von nichts.“

„Das kann Ihr Land nicht tun, es ist ein anständiges, ein menschliches Land.“ Er stammelte es wie einen auswendig gelernten Text: „Denken Sie an Komensky, an Masaryk, an die großen Lehrer Ihres Landes ...“

Ein ferner Hall, der ein großes Achselzucken auslöste. „Daß man uns genötigt hat, uns selber preiszugeben. — wo ist da ein Ende abzusehen?“

„Herr Förster, sehen Sie mich nicht so an, als wäre ich verantwortlich. Ich hafte bloß ...“

„Wofür haften Sie — ?“

„Daß Sie heil über die Grenze kommen.“

„Heil über die Grenze — ?“ Eine irre Hoffnung belebte seinen Blick!

„Über welche Grenze?“

„Über die deutsche Grenze.“ Vondratschek war ein gutmütiger Mensch, aber er war auch ein Henkershelfer, also mußte er quälen.

Förster klappte mitten entzweigeschnitten zusammen; der Kopf lag, als wäre es schon geschehen, auf seinen Knien.

„Wir haben das Möglichste getan. Aber was konnten wir gegen das Auslieferungsbegehren tun? Mir san selber geliefert und ausgeliefert“, er fiel plötzlich in den österreichischen Dialekt seines Militärdienstes, den er noch unter Habsburg geleistet hatte — „aber das Ministerium weiß, was es sich schuldig ist, und so hat es in die Auslieferung nur unter Garantie Ihres Lebens eingewilligt.“

„Und das glaubt ihr? Ihr glaubt an das gegebene Wort, an Garantien Deutschlands? Kennt ihr dieses Deutschland nicht, oder stellt ihr euch nur so aus Gutgläubigkeit, aus Verschmitztheit des Hilflosen?“

Vondratschek zuckte die Achsel. Dieses Achselzucken war schon die zweite Landessprache. „Garantie ist Garantie.“ Solche Gleichungen gehörten auch zum österreichischen Erbe.

„Ja, — Garantie ist Garantie, und das Leben drüben ist der Tod, und die Gerechtigkeit ist ein Handbeil, und daß ihr diese Gleichungen nicht begreift, daran geht ihr zugrunde!“

Förster hatte das Gefühl: noch einmal reden, schreien, morgen wirst du stumm sein, — tiefer die Stummheit der Welt, mit jedem Wort, das erlischt.

IV

Vondratschek ließ sich gehen. Es war schon mehr eine Art Verfall. Das Bier schmeckte ihm nicht mehr, und nicht einmal der Slivovitz gab Trost. Der Schlaf floh ihn, als wäre er der Henker des Schlafes. Es fiel den Vorgesetzten auf: dieser alte, ehemalige k. und k. Gendarmeriewachtmeister, ein tadelloser Soldat im großen Krieg, dessen Adjustierung von einer soldatischen Akkuratessse war, verschlammte, vernachlässigte sich, kam unrasiert in den Dienst, hatte Flecken in der Uniform, Speisereste im Schnurrbart, Wein und Weinen in den Augen, und einmal hing ihm sogar ein Unterhosenbandl unten aus der schwarzen Dienstthose.

Dann gab der Apparat den Befehl: „In drei Tagen haben Sie in Begleitung von zwei Konzeptsbeamten, in Zivilkleidung, den Peter Förster nach Weimar zu bringen.“

Nach Weimar. Nicht nur bis an die neue Landesgrenze bei Theresienstadt. Bis hin. „Sie wollen, daß wir ihnen den Peter Förster apportieren.“ Vondratschek dachte nach: „Weimar . . . — Weimar . . . — davon hab ich schon einmal gehört?“ Weimar — das klang wie aus alter Zeit, wie er in der Schule — er kam bis zur Quarta eines Realgymnasiums — etwas darüber gelernt hatte. „So also kommt man auf seine alten Tage noch nach Weimar.“ Als er von Weimar etwas hatte läuten hören, war er ein kleiner Junge, und als er ein Junge war, gabs ein Österreich, einen Kaiser; und solche Dinge, wie sie jetzt täglich geschahen, gab es selbst damals nicht. Wo und wann wurde der erste falsche, verhängnisvolle Schritt getan, der schließlich in dieses furchtbare Elend führte?

Geistesabwesend stand Vondratschek in der Zelle Försters. Was wollte er nur — sein Gedächtnis setzte in der letzten Zeit so seltsam aus — ach richtig, er wollte ihm mitteilen, daß er morgen nach Weimar gebracht werde. „Herr Oberinspektor, Herr Vondratschek,“ flüsterte Förster und berührte ihn am Arm, als wollte er ihn sanft aufwecken, „hören Sie mich an bitte, bitte lassen Sie heute nacht versehentlich die Zellentüre offen . . .“

Vondratschek hörte in diesem Augenblick nicht die Stimme seines Gefangenen, sondern die seiner Frau, eine gutmütige, scheltende, derbe Stimme: „Kümmere dich nicht um die fremden Sachen. „Mann, tu, was man dir sagt und schau nicht rechts und links. Hast du nicht selber oft gesagt: Befehl ist Befehl? Na also! Du hast das nicht zu prüfen. Willst du uns unglücklich machen? Am Ende wirst dann auch du noch nach Deutschland ausgeliefert. Sie können mit uns machen, was sie wollen. Und trink nicht so viel . . .“

Vondratschek schüttelte den Kopf und sagte: „Pst“ . . . „Weiß man's denn, — seitdem wir dicke Freunde mit Deutschland sind, sind wir überwacht, bespitzelt, Gestapo überall, vielleicht auch der Schließer draußen im Gang . . . Ge-sta-po, die unverständlichen drei Silben bereiteten ihm buchstäblich Brechreiz und Ohrenstechen.

„Herr Vondratschek, Herr Oberinspektor, es liegt in Ihrer Hand, wenden Sie die Schande von Ihrem Lande ab!“

Achselzucken. Er hörte die Stimme seines Vorgesetzten: „Sie haften mir ...“ „So lassen Sie mir um himmelswillen wenigstens Ihren Revolver hier, aus Barmherzigkeit, damit ich meinen Kopf nicht selber unter das Beil tragen muß mit Ihrer Hilfe!“

Die Stimme stieß an Tür und Wände wie der Kopf eines Irren.

„Was denn, Beil! Man hat uns Ihr Leben garantiert. Garantie ist Garantie, und ich hafte.“ Er sagte es tonlos her, wie ein abgespieltes Grammophon. Statt einer Antwort stürzte sich Förster auf Vondratschek, riß die Waffe aus seiner Revolvertasche und drückte sie gegen seine Schläfe ab. Es knackte nur. Einmal, zweimal, — kein Schuß.

Vondratschek lächelte traurig und ließ es ohne Widerstand geschehen. Die Spitzen seines gelblich-grauen Schnurrbarts, von getrockneten Rotweinresten verklebt, zuckten. Er hatte so etwas kommen sehen. Der Revolver war nicht geladen.

Der Beamte setzte sich zu dem Stöhnenden und knöpfte ihm die Hosenträger ab. Es war, als wollte er ihn entkleiden und zu Bett bringen. Dann rollte er das Leintuch zusammen und vergaß auch nicht, das Handtuch mitzunehmen. Für alle Fälle.

Das war die letzte Nacht des Peter Förster in der relativen Sicherheit und in der versinkenden Menschlichkeit eines böhmischen Gefängnisses.

V

In Leipzig mußten sie umsteigen. Vondratschek war in Zivil und sah aus, als führe er zur Aburteilung. Die zwei Herren vom Innenministerium starrten in die graue Kahlheit einer indifferenten Landschaft. Peter Förster saß kerzengerade da, in einer angespannten Haltung, ohne sich an die Holzwand des Abteils zu lehnen, — ein unbewußtes Training der Muskeln und der Selbstbeherrschung. Beim Grenzübertritt war ihm gewesen, als schlösse sich mit einer langsamen Exaktheit das Tor des Lebens hinter ihm; die beiden Flügel waren blitzende Schneiden.

Nach dem formellen Austausch von Höflichkeiten an der Grenzstation, waren die Vier auf ihrem Weg nach Weimar wieder allein in ihrem Sonderabteil. Die unsichtbare Begleitmannschaft fuhr nebenan in der zweiten Klasse. Die Übergabe an Ort und Stelle sollte ein gewisses Zeremoniell haben: „So hat jeder, der unsere Gegner schützt, sie uns dahin zu bringen, von wo sie uns entronnen sind. Merkt euch das! Keiner entgeht uns!“

„Wer erstattet Meldung?“ Die beiden tschecho-slowakischen Ministerialräte flüsterten untereinander. „Vondratschek, wer denn sonst. Wir sind nur Zeugen der korrekten Ausführung des Befehls. Schweinerei. Nichts als Verdrießlichkeiten hat man von der Humanität. Gar nicht herüberlassen hätte man den Förster sollen. Na, das wird ja jetzt nun anders ...“

„Melde gehorsamst,“ sagte Vondratschek auftragsgemäß am Bahnhof in Weimar, „hier ist der Peter Förster — unter Garantie“. Das Wort war in seinem Hirn, er plapperte es blöd nach.

Die SS-Mannschaft des Konzentrationslagers Buchenwald war zum Empfang fast vollzählig angetreten. Die Gesichter verbargen nichts: „Rache für den Kameraden, den dein Kamerad erschlug!“

Wie hinter einem schwarzen Vorhang, der sich schließt, verschwand der heimgekehrte Flüchtling.

Vondratschek, völlig unbeachtet, bewegte die Finger, als habe er ein Gefühl der Leere in den Händen; die Finger waren wie starr, als hätten sie lange etwas festgehalten, das ihm nun, da er es losließ, fehlte.

Inzwischen unterschrieben die Ministerialbeamten das Übergabe-Protokoll, eine Art Lieferschein und Empfangsbestätigung, weil Ordnung sein muß.

Dann gingen sie auf den gegenüberliegenden Bahnsteig und fuhren zurück. Es war Nacht.

„Das Übergabe-Protokoll...“ dachte Vondratschek. „Ob etwas von der Garantie drinsteht? Auch wir sind garantiert im Übergabe-Protokoll, das sie, als wären wir unmündig, für uns in München abgeschlossen haben. Und was ist von der Garantie noch übrig? Die neuen Grenzen. Schützen neue Grenzen eine schutzlose Nation, die unfrei wird? Über uns lastet der Koloß. Er preßt uns die Seele aus. Wir sind nicht mehr wir, sonst hätten sie uns nicht zwingen können, zu tun, was wir eben getan haben...“ Er stöhnte zweimal auf und schlief ein.

VI

Der Apparat lieferte prompte Arbeit. Ausgeliefert, abgeurteilt, geköpft. Mit der Hand. Die letzte Feinarbeit entzieht man dem Apparat.

Vondratschek brüllte auf: „Die Garantie!“ Ihm war, als habe er den sich bäumenden Peter Förster eigenhändig festgehalten, als das Beil fiel, und als wäre er über und über mit Blut bespritzt. Planlos, mit irren Augen, lief er auf den Hradschin, durch die Burghöfe, in das Ministerium. Er wollte die „Herren von oben“ sprechen. Rechenschaft fordern, das Protokoll, die causa finita überprüfen, den Apparat sehen, der ihn in seine blutigen Zahnräder verflochten hatte. Er kam nicht über ein Vorzimmer und wurde nach Hause geschickt. Der Apparat blieb unsichtbar. Er hatte den Fall schon verdaut und Neues in Arbeit.

Sie lasen die Notiz des ‚DNB‘ (Deutsches Nachrichtenbüro), die vom tschecho-slowakischen Pressebüro mit blutleeren Lippen nachgesprochen wurde: „Gestern wurde in Weimar auf Grund eines Urteils des Volksgerichtshofes Peter Förster mit dem Handbeil hingerichtet.“

Sie lasen es alle, oben und unten, die Maßgebenden im Ministerium und die Hilfskräfte des Apparats, alle, die „dafür gehaftet“ hatten, alle, die mit den Handakten zu tun hatten, aus denen ein Handbeil geworden war, alle, vom Minister bis zum Vondratschek, und in ihren Gesichtern spiegelte sich etwas oder nichts, und durch ihr Gehirn ging ein Strom des Denkens, oder es blieb dunkel und stumpf. Jeder auf seine Art. „Es ist kein Leben mehr“, dachte der Obersektionsrat, der auch in der Kette stand, „sie haben das blutige

Siegel unter das Ende unserer Republik gesetzt. Wir bezahlen die Schwäche der andern auch noch mit unserer Schande. Es ist nur eines von vielem, aber alles zusammen ist das Ende...‘ Er bekam eine Lungenentzündung, legte sich hin und starb. ‚Wir müssen leben‘, dachte sein Untergebener, der Mittelbeamte, der Zeuge von Weimar, packte seine Frühstücksemmel aus und hielt die Thermosflasche an die rosige Wange, zu prüfen, ob das Getränk noch warm genug sei. ‚Hauptsache, daß die Nation intakt bleibt innerhalb der garantierten Grenzen.‘

Vondratschek hielt es zu Hause nicht mehr aus. Die Frau war eifersüchtig, daß er sich diese Sachen so zu Herzen nahm. Es war wohl die geringste aller Nebenfolgen der ‚Auslieferung‘, daß die Ehe des Oberinspektors Vondratschek darüber in die Brüche ging.

Er verließ das Haus. Er brauchte wenig Schlaf und verbrachte seine Nächte, weit über seine Dienstverpflichtung hinaus, auf Inspektion im Gefängnisgebäude, das Muster eines Beamten, wenn auch etwas sonderlich. ‚Was macht das Leben aus uns‘, grübelte er in den langen Nächten, angezogen auf dem Feldbett einer leeren Wachtstube, ‚wie komm ich zu all dem?‘ Er ging in die Vergangenheit zurück. ‚Ich war Soldat unter dem Kaiser. Die Habsburger — sie wollten uns Tschechen verösterreichern. Und das haben wir uns nicht gefallen lassen, und da haben wir den andern Weg eingeschlagen, gegen Österreich, damals... Hat er dahin geführt? Welcher Tscheche, welcher Böhme hat das gewollt? So hat uns Österreich nie traktiert, vielleicht im dreißigjährigen Krieg, aber seitdem nicht mehr... Wie, was — haben wir Österreich zerschlagen helfen, um Vasallen eines hitlerischen Preußen zu werden, dem wir auf den Pfiff gehorchen und für das wir unser Bestes preisgeben müssen — he? Sind wir ausgeliefert an dieses Weimar?‘ Die Frage riß ihn aus dem Bett hoch. — ‚Ist das der Weg meines armen Volkes?‘ Ein trocknes Schluchzen schüttelte ihn. ‚Was hab ich denn vom Nationalstolz, wenn ich ein Viech sein muß...?‘

Er blickte sich scheu um, als hätte jemand seine Gedanken hören können. Im ganzen Land war es so, niemand wagte es, sich die schreckliche Verfehltheit des politischen Weges einzugestehen. Es gab jetzt keine Möglichkeit der Umkehr, und da man weiter mußte in diese Richtung, tat man, als geschähe es freiwillig.

Vondratschek schwankte durch den Gefängniskorridor. Etwas trieb ihn zur Zelle Nr. 26, in der sein unbeschützter Schützling gesessen hatte. Er schloß auf und machte Licht. Auf dem Strohsack regte sich ein Gefangener, der morgen dem Richter vorgeführt werden sollte. Einfacher Raubmord.

„Förster“, sagte Vondratschek, „Peter Förster, stehen Sie auf — hinaus mit Ihnen, fort, rasch!“

Der Raubmörder Klecanda machte blöde Augen.

„Verschwinden Sie!“ Und mit einer großen Gebärde, die jeden Zweifel ausschloß, dekretierte Oberinspektor Vondratschek: „Sie sind frei!“

Zur Vorsicht warf Klecanda die Türe ins Schloß, drehte den Schlüssel um und nahm das ganze Bund mit.

Die Runde fand Vondratschek in friedlichem Schlaf auf dem Strohsack ausgestreckt. Er lächelte wie in einem glücklichen Traum, als er wachgerüttelt wurde.

F. C. Weiskopf

NEUES SCHATZKÄSTLEIN

DAS CHODENGRAB

Im oberen Böhmerwald, an den Wegen, die von Taus über die Paßhöhen und durch die Wälder ins Bayrische führen, liegen die Dörfer der chodischen Bauern, deren Vorfahren hier an den ‚Toren des Königreichs Böhmen‘ Grenzwache hielten.

Als an einem Novembertag des Jahres 1938 bekannt wurde, daß nun auch das Chodenland als sogenannte sechste Abtretungszone von der böhmischen Heimat losgerissen und zum ‚Dritten Reich‘ geschlagen werden solle, und das schon am nächsten Morgen, bemächtigte sich der chodischen Bauern eine bittere und verzweifelte Erregung. Beim Klang der Kirchenglocken versammelten sie sich in den Dörfern zwischen dem Čerchov und den Babylonier Teichen: Junge und Alte, Männer und Frauen, die meisten in den bunten Trachten, die sich kaum geändert haben seit den Tagen, in denen die chodischen Freibauern unter der Fahne mit dem Hundskopf ihre Rechte und Freiheiten gegen die adligen Herren von Albenreuth verteidigten, als die andern Bauern zu beiden Seiten der Böhmerwaldberge schon längst hörig und leib-eigen waren. .

Die Glocken dröhnten, als die Bürgermeister den Versammelten vorlasen, daß die neue Grenze „kraft freiwilliger Vereinbarung“ und „im Geiste einer friedlichen Neuordnung und der erhabenen Gesetze nationaler Gerechtigkeit“ gezogen worden sei, und was dergleichen mehr von den Hitlerschen in den erzwungenen und erpreßten Grenzvertrag hineingeschrieben worden war. Es hat aber seit Menschengedenken zwischen den Bayern auf der einen und den Choden auf der andern Seite der alten Grenze keinen größeren Streit gegeben, der eine Neuordnung notwendig machte, und in den chodischen Dörfern kommen auf hundert Tschechen kaum zwei Deutsche. Aber ein anderes sind die erhabenen Prinzipien des ‚Dritten Reichs‘ und ein anderes seine Ansprüche auf die Wälder und Berge, den Holzreichtum und die natürlichen Festungen seines böhmischen Nachbarn.

Die Verlesung des Grenzvertrags wurde stehend angehört, dann jedoch knieten alle nieder und sangen gemeinsam das Lied aus der Hussitenzeit „Die ihr Gottes Streiter seid“ und das „Kde domov muj“, die böhmische Hymne. Auch schworen sie, weder ihre Sprache noch ihre Freiheit zu vergessen und „in steinerner Ruhe“ auf den Tag zu warten, „der das Verlorene wieder-bringt“.

Als am nächsten Morgen die Vortruppen des Reichsheeres in die chodischen Dörfer einmarschierten, fanden sie die Gassen leer, die Hoftüren verschlossen, die Fensterläden vorgelegt, die Schornsteine rauchlos und die Kirchenglocken ohne Klöppel. So unheimlich ausgestorben erschienen den Soldaten die Dörfer, daß sie nicht, wie angeordnet, die Bevölkerung dazu verhielten, Fahnen auszuhängen und die Häuser mit Grün zu schmücken. Nur in Kleneč, dem Hauptort des Chodenlandes, ließ der Kommandeur des einmarschierenden Truppenteils den Bürgermeister durch eine Patrouille holen und befahl ihm, die Staatsfahne zu hissen. Der Bürgermeister ging und hängte die dreifarbige Fahne aus mit dem Hundskopf als Stangenknauf. Er wurde sofort verhaftet und von vier Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett abgeführt. Als ein Feldwebel die Fahne entfernen wollte, erschien plötzlich an dem Fenster, aus dem die Fahne hing, die Mutter des Bürgermeisters, eine Frau von neunzig Jahren, die schon vom Tode gezeichnet war, und rief über den Markt, auf dem sich unterdessen eine stumme aber erregte Menge versammelt hatte: „Laß mir die Fahne, ich will mir daraus mein Leichentuch machen!“ Die Menge unten kniete nieder wie am Vortag und sang wieder das Lied von den Gottesstreitern, doch kaum hatte der Gesang begonnen, wurde vom Kommandeur der Truppe Befehl zur Räumung des Platzes gegeben. Einige Bauern, die nicht schnell genug gehorchen konnten oder wollten, wurden niedergeschlagen, andere verhaftet. Der Mutter des Bürgermeisters geschah jedoch nichts, auch durfte sie die Fahne behalten.

Zwei Tage darauf starb die Alte. Sie wurde auf Anordnung der Geheimen Staatspolizei sofort und in aller Heimlichkeit begraben. Nur die Kinder und Enkel durften dabei sein, doch wurde ihnen verboten, das Grab durch einen Stein oder sonstwie zu schmücken. Allein am nächsten Tage und an allen folgenden Tagen fanden sich immer wieder frische Blumen auf dem Grab. Die Geheime Staatspolizei ließ nun den gefährlichen Grabhügel durch einen Doppelposten der Totenkopf-SS bewachen.

„Jetzt hat die Alte sogar eine Ehrenwache!“ flüsterten die Leute in Kleneč einander zu, und aus allen andern chodischen Dörfern kamen die Leute, um sich die Ehrenwache am Grab der Alten anzusehen. Das wurde verboten. Fortab lag das Grab einsam da, nur bewacht von den zwei schwarzen Soldaten. Eines Tages fanden diese an einer der großen Fichten in der Nähe ein Brett mit den eingebrannten Worten: „Totenkopf, nimm dich in acht, der Hundskopf wird doch stärker sein!“

Das Brett wurde sofort entfernt und verbrannt. Aber wer kann aus den Köpfen der Menschen in den chodischen Dörfern die Gedanken entfernen und vernichten?

DAS MARK DER EHRE

Im Sommer 1938 kehrte aus Spanien, wo er zuerst in der Armee des Generals Franco, später, als ihm die Augen aufgegangen waren, auf seiten des Volkes gekämpft hatte, der Student Franz Josef Günther in seine sudetendeutsche Heimat zurück. Von der ersten Stunde an verfolgten ihn hier seine alten Ka-

meraden aus der „Sudetendeutschen Partei“ mit einem wilden Haß, und er entging mehrmals nur wie durch ein Wunder den Anschlägen der FS, der neugeschaffenen Sturmtruppe Konrad Henleins, die in Günthers Heimatsort von seinem eigenen Bruder befehligt wurde. Dennoch half Günther, als nach dem mißglückten Henleinputsch im September viele FS-Leute dem Beispiel ihres schon vor dem Aufstand geflüchteten Führers folgten und ihre Frauen und Kinder im Stich ließen, diesen Verlassenen, die sich in ihrer Not und Angst an ihn wandten, und bürgte insbesondere für die Braut seines entflohenen Bruders. Trotzdem mußte er, als im Oktober das Sudetengebiet von reichsdeutschen Truppen besetzt wurde, bei Nacht und Nebel ins Tschechische flüchten, weil anders die Geheime Staatspolizei ihn verhaftet und nach Dachau ins Konzentrationslager geschafft hätte.

Er fand zunächst Aufnahme in einem jener Lager, die für die Flüchtlinge aus dem besetzten Sudetengebiet eingerichtet wurden und wo diese Unglücklichen nur eine Strohschütte zum Schlafen und etwas Brot, Kartoffel und Suppe zum Essen erhielten, doch nahmen sich seiner Freunde aus Prag an, brachten ihn bei sich unter und sorgten auch sonst für ihn. Er hätte nicht zu klagen gehabt, wäre nicht das Heimweh gewesen, das an ihm zehrte wie eine schwere Krankheit. Mehrmals konnten ihn die Freunde nur mit Mühe davon abhalten, heimlich in die verlorene Heimat zurückzukehren. Als er jedoch einen Brief von seinem Bruder erhielt — was gewesen sei, sei gewesen und solle vergessen sein, schrieb der andere, jetzt strecke der Führer auch den verirrtten Volksgenossen seine Hand entgegen, und überhaupt sei im großen deutschen Vaterland alles ganz anders als früher, und wenn Franz Josef einverstanden sei, könne man sich zu einer freundschaftlichen Aussprache in einem der neuen Grenzorte treffen — als Günther diesen Brief erhielt, gab es für ihn kein Halten mehr. Trotz dem dringenden Abraten der Freunde reiste er noch in der gleichen Woche ab, nachdem er zuvor den Bruder von seiner Fahrt in den Grenzort verständigt hatte. Der Bruder erwartete ihn an der Zollschranke. Er trug die Uniform eines SA-Führers, um — wie er sagte — Franz Josef ein Gefühl besonderer Sicherheit als Schutzbefohlenem eines alten Kämpfers und politischen Soldaten des Führers zu geben. Arm in Arm mit dem Bruder begab sich Franz Josef Günther zum reichsdeutschen Zollhaus, von dessen Vorderfront eine eichenlaubumkränzte Tafel verkündete: „Ein Volk, ein Reich, ein Führer — Die Treue ist das Mark der Ehre!“

Kaum hatte Günther die Schwelle des Zollhauses überschritten, wurde er von einem Sonderkommando der Geheimen Staatspolizei verhaftet. Sein Bruder führte beim Verhör selbst den ersten Schlag gegen ihn. Als Schwerverletzter, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, wurde Franz Josef Günther am nächsten Tag in das Krankenhaus von Komotau eingeliefert. Der Chefarzt erhielt von der Gestapo strenge Weisung, den Halbtoten gut bewachen zu lassen, weil das Krankenhaus nur die Durchgangsstation zum Konzentrationslager sei. Ein Wärter und eine Krankenschwester hielten abwechselnd Wache am Bett Günthers. Trotzdem gelang es diesem, der Gestapo ein Schnippchen zu schlagen. Als die Krankenschwester für eine kurze Zeit übermüdet einnickte,

schnitt er sich die Pulsadern durch. Mit dem Blut schrieb er auf die Platte des Nachtkästchens:

„Die Treue ist das Mark der Ehre!“

SÄGEMEHL

Von den unzähligen Geschichten aus dem spanischen Freiheitskrieg erscheint mir eine besonders merkwürdig, zum ersten, weil sie den Geist der Republikaner, ihren Mut und ihr Pathos so gut widerspiegelt, und zum andern, weil ich sie aus dem Munde eines ihrer Gegner gehört habe.

Es war in einer jener kleinen pariser Gaststätten, die von Russen, ehemaligen Offizieren des Zaren oder Händlern geführt werden. Auf dem Tisch, an den ich mich gesetzt hatte, lag ein Zeitungsblatt, das in großen Lettern von einem Luftangriff auf Barcelona berichtete. Einige Dutzend Häuser waren zerstört, mehr als hundert Frauen und Kinder verwundet oder getötet worden.

„Wie schrecklich“, sagte mit einmal ein Gast, der am gleichen Tisch saß, und wies auf das Zeitungsblatt, „wie schrecklich! Aber haben sie es denn anders verdient, diese Roten? Nun, jedenfalls, lange können sie es nicht mehr aushalten.“

Keiner von den anderen Gästen gab Antwort, und der Mann, der so gesprochen hatte, erwartete wohl auch nicht, daß jemand antworte. Umso größer war sein und unser aller Erstaunen, als der Kellner, ein großer, hagerer Mensch, der auf dem linken Fuß lahmt, es tat.

„Ob sie es verdient haben“ meinte er, „weiß ich nicht, aber was das Aushalten angeht, so könnte ich eine Geschichte davon erzählen...“

Er wurde von dem andern unterbrochen. „Wie?“ rief dieser lebhaft. „Sie sagen das? Sind Sie nicht selbst in Spanien gewesen, auf der Seite der Weißen?“

„Ja“, gab der Kellner zurück, „ich bin unten gewesen, Offizier in der Armee des Generalissimus, bis...“ er lüpfte das linke Hosenbein und ließ uns einen Holzfuß sehen; dann fuhr er fort: „Aber wahrscheinlich hätte ich, auch ohne verwundet zu sein, die Armee verlassen, und das hängt gerade mit der Geschichte zusammen, die ich Ihnen erzählen will. Es war nach unserem Durchbruch zum Meer. Die andern hatten zwar ihre Front wiederhergestellt, aber wir drückten sie noch immer zurück, sie hatten wenig Munition, und vor allem hungerte ihr Hinterland. Unsere Flieger bombardierten täglich mehrere Male die Städte hinter der feindlichen Front, und eines Tages warfen sie nach einem fürchterlichen Bombardement an kleinen Fallschirmen weiße Brote ab, mit Zetteln, auf denen stand: ‚Das ißt man bei uns, ergebt euch, und euer Hunger hat ein Ende!‘ Und wissen Sie, was die Antwort war? Sie wurde uns am nächsten Tag von den feindlichen Fliegern heruntergeworfen. Die ließen über unseren Gräben ebenfalls kleine Pakete an Fallschirmen herunterfallen. In den Paketen war Sägemehl. Und dazu hatten sie geschrieben: ‚Das müssen wir fressen, und doch werdet ihr uns nicht unterkriegen!‘ Sehen Sie, damals faßte ich den Entschluß, wegzuz-

gehen, denn ich sagte mir: „Was habe ich eigentlich hier zu suchen?“ Und ich wäre um Beurlaubung eingekommen, hätte mich nicht gerade an jenem Tag ein Flugbombensplitter getroffen.“

TANTE MARIE

Einige Wochen nach der Besetzung des Sudetengebietes, an der er teilgenommen hatte, überschritt ein junger Offiziersanwärter der reichsdeutschen Panzertruppen heimlich die tschechische und nach beschwerlicher und gefährvoller Wanderung die rumänische Grenze und stellte sich als Deserteur beim Gendarmeriekommando in Batarciu.

Befragt, warum er seine Truppe und sein Vaterland verlassen habe, gab er zur Antwort, er sei schon im September, als der Krieg drohte, entschlossen gewesen, zu desertieren, weil er angesichts der inneren Unzufriedenheit, Angst und Schwäche den Kampf für dieses Reich als sinnlos und verloren angesehen habe. Und so wie er hätten damals, wäre es zum Kriege gekommen, zahllose seiner Kameraden gehandelt, die gleich ihm überzeugt seien, daß der wahre Feind Deutschlands nicht jenseits der Grenzen stehe, sondern in München und in Berlin.

Dem verhörenden rumänischen Gendarmeriekapitän fiel auf, daß jedesmal, wenn die Rede davon war, daß trotz aller Überwachung und Ausspähung die Wahrheit über die Vorgänge im Lande und außerhalb unter den Deutschen bekannt werde, der Deserteur die Wendung gebrauchte: Tante Marie habe dies gesagt oder jenes berichtet.

Wer das sei, Tante Marie, wollte der Kapitän wissen.

Und der Deserteur darauf: Tante Marie, das sei der Schwarzsender; der Freiheitssender, wie er sich nenne; der geheimnisvolle Kurzwellensender, der seit Jahr und Tag allabendlich von Tausenden abgehört werde. Am nächsten Tag flüstere man sich dann in den Fabriken, auf den Straßen, in den Grünkrämläden und Kneipen zu: „Weißt du schon? Tante Marie hat gestern gesagt...“ Die Geheime Staatspolizei lasse nichts unversucht, um den Sender zu stören oder die Hörer einzuschüchtern. Vergebens. Immer aufs neue und zu neuen Hörern spreche Tante Marie — die Stimme der Wahrheit.

Und sie finde auch jetzt noch Glauben? — fragte der Kapitän — jetzt nach den Triumpfen Hitlers in Österreich und in den Sudeten?

Ach, antwortete der andere, Triumphe seien trügerisch. Napoleon habe halb Europa erobert und ein Reich scheinbar für Jahrtausende errichtet und allen Ruhm der Welt auf Frankreich gehäuft, aber dennoch sei der Haß gegen seine Regierung im Volke so groß gewesen, daß 1814, beim Einzug der Verbündeten, die Pariser den fremden Truppen als Befreier zujubelten. Und genau so werde es im „Dritten Reich“ geschehen.

Woher ihm solche Wissenschaft komme, erkundigte sich der Kapitän.

„Woher sonst“, entgegnete der Deserteur, „woher sonst als von Tante Marie!“

NACH DEM SIEG

Marschall Blücher fragte einmal seine Offiziere, ob sie ihren Kopf küssen könnten. Unter Gelächter verneinten alle. Ich aber kann es, erwiderte Blücher, stand auf und küßte seinen Stabschef, General Gneisenau.

Weiter konnten sie sich unmöglich vorwagen: die Vorhut zählte einige hundert Soldaten und einen General, nicht mehr; es mußte auf die Hauptarmee gewartet werden. Und nun, wo zum erstenmal an Ruhe gedacht werden durfte, kam die Erschöpfung wie eine Lähmung über sie. Viele Tage und Nächte waren sie in den Sätteln gewesen, waren die letzte Nacht lärmend hinter den fliehenden Franzosen hergejagt; Trommler und Trompeter zu Pferde, dazu einige Dutzend Dragoner mit lautem Hurraßebrüll. So hatten sie zehnfache Stärke vorgetäuscht; und der kopflose Gegner war in wilder Panik bis nach Paris hinein geflohen.

Der General sah halb gewendet mit schrägem Blick zurück nach seinen Begleitern. Die Gäule trabten müde dahin, und ihre Reiter hatten Mühe, die Zügel zu halten und im Sattel zu bleiben. „Brave Jungens“, dachte der General, „was die diesmal geleistet haben...! Erst eine Niederlage, dann aus der Niederlage in den entscheidenden Sieg und eine Hetze bis vor Paris. Dies Jahr 1815 wird in der Geschichte ein ruhmreiches und glückliches Jahr genannt werden. Ein Glück, daß der Alte bei Ligny vom Pferd fiel und mir nicht dreinreden konnte!“

Der General lächelte vergnügt vor sich hin; er dachte an die Frage des Marschalls, der nach seinem Fall mit geschwellenem Bein, das zwei Adjutanten mit Branntwein einzureiben sich ablösen mußten, im Wagen hinter der Armee herfuhr und wissen wollte, ob sie den Rhein bald erreicht hätten. Er war also überzeugt, seine geschlagene Armee zöge sich zurück, währenddessen sie auf Gneisenaus Befehl sich sammelte und der feindlichen Hauptarmee entgegenmarschierte, um ihr in den Rücken zu fallen und den Engländern zu Hilfe zu kommen. Und so wurde dann die Hauptschlacht siegreich geschlagen.

„Und der Alte wollte über den Rhein...! Gut, daß er vom Pferde fiel.“ Aber General Gneisenau wußte: ungeachtet dessen würden sich um den Marschall neue Heldenlegenden bilden. Der König liebte ihn. Das Volk hielt ihn für einen großen Feldherrn. Wahrscheinlich würde bald in den Zeitungen stehen, wie der ungestüme „Marschall Vorwärts“, die Pfeife im Mund, mit seinen kernigen Worten die Soldaten angefeuert habe, rechtzeitig auf dem Schlachtfeld zu erscheinen...

General Gneisenau, Stabschef des Marschalls, Sieger von Belle Alliance und Waterloo, lächelte wieder. Es war ein gutmütiges, fröhliches Lächeln. Was bedeuteten denn auch, angesichts eines solchen Sieges, dergleichen Lap-

palien? Es waren große, schöne Tage gewesen. Schöner, erhebender hatte es nie gegeben... Und knapp acht Jahre war es her, da rannten wir so davon, dachte der General, zu Tausenden, oft genug vor nichts als einem Fanfarenstoß der Marseillaise! Damals hieß es: Schinder! Man ermordete den Major... Des Königs Junker kapitulierten ohne Schwertstreich, übergaben dem Feind die stärksten Festungen... Weit lag das zurück... Weit? Kein Jahrzehnt... acht Jahre! Das waren Schrecken...'

General Gneisenau schloß die Augen. Strich gedankenvoll langsam mit der Hand an seinem Gesicht vorüber, als könne er so diese Erinnerungen fortwischen. Was drängte sich da auf? Das lag zurück und war abgetan... Aber seltsam, dachte er im gleichen Augenblick, wirklich seltsam — jetzt dergleichen Gedanken, nach einem solchen Tag, wo wir gesiegt, unsere Schwäche überwunden, den Bestand der Nation wieder hergestellt haben, wo wir den Korseu zu Tode hetzen und vor den Toren seiner Hauptstadt stehen... Will die Vergangenheit uns warnen, uns vor Hochmut, vor Blindheit und Vergeßlichkeit bewahren?'

Die Hügelkette, von der aus sie vor wenigen Stunden am dunstigen Horizont die Türme von Paris gesehen hatten, lag hinter ihnen. Die Pferde stampften schwer über die lockere Erde eines Rübenackers. Ein leichter, kaum spürbarer Wind trug ihnen den Geruch reifenden Hafers zu; und Acker und Felder, auf denen die letzten Strahlen der Sonne lagen, erinnerten den General an sein Anwesen, an Karoline, seine Frau, an seine Töchter, seine Söhne, an glückliche, still verlebte Jahre in ihrem fernen schlesischen Winkel. Der Wald vor ihm in seinem tiefdunklen Grün war nicht anders als der in den Bergen Schlesiens. Auch die vollen Wolken darüber, mittags noch schneeweiß, im Schein der Abendsonne bräunlich-violett gefärbt, unterschieden sich in nichts von den Wolken daheim. Und so wie dort erinnerte auch hier kein Halm, kein Blatt, kein Laut an den Krieg...

„Holla“, rief der General unwillig und winkte dem Hauptmann, ihm zu folgen. Dieser war gedankenlos mitten hinein ins Haferfeld getraut und hatte nicht gemerkt, daß der General den Weg entlang genommen hatte. „Wie hieß der Ort noch?“

„Gonesse, General.“

„Ob denn Napoleon ernstlich an eine Verteidigung der Hauptstadt denkt?“ fragte sich der General. „Doch kaum anzunehmen. Seine Partie ist verloren und diesmal endgültig... Wann kann Blücher eintreffen?“ Er berechnete die Meilen, überlegte die wahrscheinliche Marschroute der Armée, die Schwerfälligkeit des Marschalls, und kam zu dem Resultat, man würde reichlich Zeit zum Ausruhen haben. „Die Habsburger werden natürlich wieder die größten Ansprüche stellen, obschon sie zu diesem Sieg nichts beigetragen haben. So raffiniert langsam sie bisher zu marschieren verstanden — jetzt werden sie Eilmärsche ansetzen, um als erste in Paris einzumarschieren... Da fehlt nur noch, den Engländer als Sieger hinzustellen, diesen sturen Narren, dessen Zögern beinahe alles verdorben hätte...! Blücher wird

wieder der Held dieser Schlacht werden... Und der General lächelte erneut. Er hatte den Alten eigentlich gern, wenngleich er ihn für keineswegs fähiger hielt als den Engländer.

Wo das Haferfeld aufhörte, begann der Wald. Ein schmaler Fuhrweg führte schnittgerade hindurch. Der Tag war heiß gewesen, nun, da er zur Neige ging, wehte ein kühler Wind. Er rauschte im Geäst, und dieses Sausen, das Rascheln des Blattwerks, das müde Getrappel der Pferde ergab eine einschläfernde Melodie. Die Köpfe der Reiter sanken tiefer und tiefer.

Der General blieb wach. Gedanken kamen in erstaunlicher Vielfalt, indes verloren sie vor übergroßer Müdigkeit ihre Kraft, entschliefen in seinem Kopf.

Am Ausgang des Waldes nahm eine Allee kunstvoll verschnittener Zierlinden den kleinen Reiterzug auf. Die Linden, jung und kurzstämmig, griffen mit ihrem breit ausholenden Geäst so dicht ineinander, daß die ganze Allee einem einzigen, vielstämmigen, riesengroßen Gewächs glich. Wie unter Arkaden ritt der General.

Eine Ordonnanz kam galoppiert, salutierte und übergab ihm eine Meldung. Er las im Reiten, daß ein Gutshof links der Allee für ihn und den Stab als Quartier hergerichtet worden sei.

Als der General das Gutshaus betrat, blickte er verwundert zu Boden. Es ging sich ungewöhnlich weich. Die Diele war mit Teppichen ausgelegt. Dann fiel sein Blick auf einen lichtstrahlenden Kronleuchter, auf seine glitzernden Prismenketten. Geblünte Doppelsessel, ein zierlicher dreibeiniger Tisch, Gobelins an den Wänden, von der Zimmerdecke bis zum Fußboden reichende Regale mit Büchern, merkwürdig geformte Vasen, Figuren aus Bronze und Porzellan. „Gutshof?“ dachte der General, „das ist doch ein Schloß.“ Und er fragte: „Nachricht vom Marschall?“

„Nein, Herr General. Wir erwarten den Kurier.“

„Flanken gesichert? Vorposten aufgestellt?“

„Ist geschehen, General. Der Franzmann denkt an keinen Überfall.“

„Jaja, kaum anzunehmen... Immerhin... Und wo kann man sich ausstrecken?“

„Oben, im ersten Stock, General.“

„Weckt mich nur, wenn ganz dringlich!“

Ein Offizier schritt mit der Kerze voraus. Der General, der ihm folgte, warf flüchtige Blicke auf den Läufer der Treppe und auf die kunstvolle Schnitzerei der Geländerstütze. Der Offizier stieß eine Tür auf, und der General betrat einen geräumigen Saal, in dem er nichts als einen kleinen ovalen Tisch und zwei Stühle im Barockstil, sowie eine schwere Truhe sah, auf der ein mächtiger Feldblumenstrauß stand.

Der Offizier stellte die Kerze auf den Tisch.

„Und Schlafgelegenheit, Leutnant?“

„Hier, Herr General.“

„Gibt es denn keine Betten?“

„Doch. Dort, Herr General.“

Der General erblickte hinter sich, nahe der Tür, ein baldachinartiges Gestell, in dem Kissen gestapelt lagen. Das mit bunten Behängen geschmückte Dach ruhte auf vier kunstvoll gedrechselten Säulen.

Er lächelte, trat an das Schlafgestell und prüfte die Festigkeit der Säulen, legte dann Degen und Rock ab. Den Leutnant, der hinzusprang, ihm beim Ausziehen der Stiefel behilflich zu sein, schickte er fort. Ohne Hast streifte er die langen, aus geschmeidigem Leder gearbeiteten Stiefel von den Füßen, warf alsdann die Kissen auf den Fußboden und kroch unter die Bettdecke. Sie raschelte und knisterte wie sehr dünnes Papier.

So müde der General auch war, er fand keinen Schlaf. Kribbelndem Gewürm gleich rumorten die fiebernden Nerven in Gliedern und Schädel. Nach einigen vergeblichen Versuchen, den Schlaf zu erzwingen, versuchte er es durch willenslose Hingabe; er schloß die Augen, krampfhaft bemüht, an nichts zu denken. Aber auch so wollte es nicht gelingen; immer wieder setzte sich ein Gedanke, ein belangloser, dummer, selten zu Ende gedachter Gedanke in ihm fest ... Verschnittene Linden und Allee des Sieges ... Und Teppiche, Gobelins und seidene Bettdecken ... Ein Schande wäre es, wenn Metternich wieder mit der Beute abzöge. Dem sollen wir hier nicht zu groß werden. ... Mein Gott, diese Bettdecke möchte ich Karoline mitbringen ... Gutshof mit Teppichen auf der Diele und solchen komischen Himmelbetten ... Wer mag hier nur wohnen? ... Zwanzig Jahre lang aus ganz Europa zusammengeraubter Reichtum ist das ... ! Und nun sind sie satt, übersatt, möchten gerne festhalten, was sie haben, sind verweichlicht vom Wohlleben. Die Großen natürlich, die Kleinen zählen ohnehin nicht. Und deren Begeisterung ist begreiflicherweise versiegt. Wenn das „Merde!“ General Cambrannes und „Le plus brave des braves“ Marschall Neys auch großartig war. Wie ihre Grenadiere. Ja, die Grenadiere ... Ja, die Grenadiere ... ! Gotteswunder — das hier lebt jetzt auf Teppichen und schläft in Seide!

Damals fehlte bei uns die Begeisterung ... Damals wußte bei uns niemand, für was er kämpfen sollte ... Ja, damals, das war eigentlich noch trauriger: Hatte mich der König verstanden, dachte der General, damals, als er mich zurückstieß. ... ! Und bildhaft standen die damaligen Ereignisse vor seinem Gesicht. Ihm war, als würde er wacher und seine Gedanken klarer und kräftiger ... ,Damals ... ? Großer Gott, man muß verhindern, daß das sich jemals wiederholt!

Acht Jahre sind es her, daß diese Schrecken über uns hereinbrachen. Acht Jahre. Wie oft glaubte man sich in diesen acht Jahren am Rande der Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit. Und dennoch: was ist in diesen acht Jahren alles geleistet worden, trotz Mißgunst, Sabotage und Intrigen! Wie begann das Unglück noch, damals, vor acht Jahren? Begann es mit dem unklugen Ultimatum an Frankreich oder schon mit dem Mißerfolg in der Champagne, fünf Jahre zuvor?

Es begann mit dem Ultimatum, ganz zweifelsohne ... Der verängstigte König hatte erst nach langem Sträuben seinen drängenden Ministern und Ge-

nerälen nachgegeben, doch er mochte ahnen, daß entscheidende Ereignisse bevorstanden, und nun quälten ihn, wie man erfuhr, panische Furcht und ein schlechtes Gewissen. Furcht, weil dieser ungestüme Korse noch jeden Gegner niedergerissen hatte, unlängst erst den mit dem Zaren alliierten Kaiser Franz. Ein schlechtes Gewissen, weil er mit ihm, dem verhaßten Sieger, eilfertig einen schändlichen Separatfrieden geschlossen und sich von ihm, auf Kosten der Besiegten, Hannover hatte schenken lassen. Kam es zum Kriege mit Frankreich, stand er allein, das mochte er wissen. Österreich, Rußland und England, von ihm verraten, würden keinen Arm zu Preußens Verteidigung heben.

So der König. Seine Generale hingegen puderten ihre Perücken, legten die Felduniform parat und waren groß in zuversichtlicher Prahlerci. Sie fürchteten nichts, und ihr Gewissen pflegten sie selten zu befragen. Die Armee des großen Friedrich hatte ganz Europa widerstanden, sie galt immer noch als die beste in der Welt: die unruhigen Horden jenseits des Rheins sollten nur kommen. Dem dünkelfaften Hochmut preußischer Junker war jeder Zweifel fremd. Schon der Gedanke an einen schlechten Kriegsausgang war in ihren Augen Hochverrat. Kam es zum Kriege mit Frankreich, dann — der Teufel auch — würde Preußen den tollgewordenen Franzmännern schon seine scharfen Klauen zeigen.

Es kam zum Kriege. Und Preußen stand allein. Und — der preußische Aar hatte keine scharfen Klauen, sondern lahme Pfoten. . .

„Ja, so begann es“, dachte der General, überwacht geworden. „So begann es, dies große nationale Unglück, das doch Preußens größtes Glück wurde — der Weg zur Wiedergeburt führte nur über dieses Unglück. . .“

Sie lagerten damals in den Tälern und Wäldern Nordthüringens. Wie armselig und borniert doch alles war, was geschah: die Soldaten übten Parade-schritt und Linksumkehr und Rechtsumkehr, daß die Zöpfe flogen: der Generalstab ließ es sich auf einem thüringer Schloß wohl sein, denn dem greisen Feldmarschall, dem Herzog von Braunschweig, den der König zum Oberfeldherrn ernannt hatte, mißfiel die herbstliche Witterung — er konnte Zugluft nicht vertragen und benötigte für seine gichtigen Glieder Daunenkissen und angenehme Zimmertemperatur.

Und das Volk? Es zeigte nicht die geringste Anteilnahme für den bevorstehenden Krieg. Sie alle, die Bauern wie die Städte, glaubten einfach, mit diesem Krieg nichts zu tun zu haben. Es war nicht ihr Krieg. Sie wußten nicht einmal, weshalb er geführt wurde. Und es interessierte sie auch nicht. Sie murrten freilich, wenn des Königs Soldaten durch ihre Dörfer und Städte zogen, denn diese hießen mitgehen, was ihnen brauchbar schien.

Und wie stumpf, wie ahnungslos marschierten diese Soldaten in den Krieg. Die weitaus meisten dieser Angeworbenen wußten lediglich aus den Erzählungen einiger Altgedienter, wie es in einer Schlacht zugeht, und worauf es ankommt. Saßen sie am Biwakfeuer, überboten sie sich aber in Renommistereien, vollführten tolle Heldentaten, schossen und stachen den Feind zusam-

men, ritten seine Linien über den Haufen, eroberten mit geschwungenen Säbeln Kanonen und machten feindliche Heerführer zu Gefangenen.

Unter den Offizieren allerdings konnte man verschlossene, finstere, von trüben Ahnungen erfüllte Gesichter sehen. Sie hatten mancherlei vom Lande jenseits des Rheins gehört, wußten, daß außer der Diktatur der Revolutionäre, der Hinrichtung des Königs und der Königin, es in jenem Lande keinerlei Vorrechte des Adels mehr gab, der Bauer ein freier Mann geworden war, die Gesetze für alle gleich galten, die Soldaten keine Zöpfe mehr trugen und die tüchtigsten Offiziere in jungen Jahren schon Generäle wurden.

„Ja und das machte mir damals Mut“, sprach der General in Gedanken zu sich selber, aber es war zu früh. Wir kamen um das nationale Unglück nicht herum...“ Zugleich dachte er — und nicht ohne Stolz — an jene Nacht in dem einsamen Bauernhaus, wo er in aller Öffentlichkeit das erste offene Wort gesprochen hatte...

Ein kleines abgelegenes Bauernhaus in einem Engtal Thüringens war es, in das eines Oktobertags des Jahres 1806 spät am Abend eine Anzahl Offiziere des preussisch-sächsischen Korps befohlen worden waren. Der Herbst tobte mit frostigen Winden durchs Tal, entblätterte die Wälder, umfauchte das einsame Haus und den Grenadier, der, steif wie Holz, davor Wache stand. Hin und wieder fuhr der ungehörige Herbststurm auch durch den Schornstein und zischend in die Flamme des Kamins, um den die Offiziere herumstanden und warteten. Die Diele war nur spärlich erleuchtet; so gab das unruhige Feuer nicht nur Wärme, sondern auch Licht. Wenn einer der Herren nahe herantrat, leuchteten die bunten Schnüre und Achselstücke seiner Uniform, blinkte der Degen und der silberne Zierrat am Knauf. Es waren an die zwanzig Offiziere, die in der nicht sonderlich geräumigen kahlen Diele kleine Gruppen bildeten und durch ihre Gespräche eine aufgeregte, spannungsvolle Atmosphäre erzeugten. Kecke Worte schwirrten umher. Säbel rasselten. Drohendes, selbstbewußtes Gelächter erscholl.

„Meine Herren“, rief der General damals, die Worte der anderen übertönend, „kann mir vielleicht jemand sagen, warum wir noch immer untätig und wie angewachsen in diesen zwar landschaftlich reizenden, indes militärisch ganz und gar ungünstigen Tälern liegen?“

Die Gespräche verstummten, alle sahen auf den Fragesteller, den heutigen General, der damals noch Hauptmann war, und der nahe der Tür lehnte, wo die kleine traurige Ölfunzel hing.

„Überlegen Sie nur“, fuhr er fort, ohne seine lässige Haltung zu ändern. „Ich überlege diese Frage bereits seit Tagen.“

Das schwache Flämmchen an der Wand warf immerhin so viel Licht, um ein leicht spöttisches und zugleich auch ein wenig bitteres Lächeln auf dem ruhigen, vollen und bartlosen Gesicht des Sprechers zu zeigen.

„Der strategische Plan wird es gewiß erfordern“, rief ein Oberst der Reiterei. „Sie glauben also, daß einer besteht?“

Was sollte das heißen? Von allen Seiten kamen Proteste. „Der König will gewiß die Antwort seines Ultimatums abwarten!“ rief jemand.

„So warten wir also, bis der Korse sie auf den Spitzen der Bajonette bringt?“ antwortete der Hauptmann. „Meine Herren, ich muß Sie enttäuschen, — dies ist nämlich nicht die einzige Frage, die mich beschäftigt, mich beunruhigen noch viele Fragen.“

Solche Worte aus dem Munde eines preußischen Offiziers waren einzigartig, sie waren ungeheuerlich. Einen Offizier hatten keine Fragen zu ängstigen; er hatte nichts als zu gehorchen und Befehle durchzuführen.

„Meinen Sie nicht auch, daß uns und unseren Grenadiern in der Hitze des Gefechts die Perücken lästig werden könnten?“

Schweigen.

„Glauben Sie, daß wir den Feind im Paradeschritt niedertreten werden?“ Einer der Offiziere murrte unwillig; die übrigen standen wie starr, und alle verharrten in Schweigen.

„Sind Sie ferner der Meinung, daß ein preußischer Offizier erstens ein Junker sein muß, zweitens ein Junker sein muß und drittens die Gicht haben muß, um befähigt zu sein, eine Armee zu führen?“

Das war unerhört! Das war ein Disziplinarverbrechen! Das war nicht mehr die Sprache eines königlichen Offiziers, das war die Sprache eines Meuterers, eines Aufwieglers! Unerhört! Eine Schande! Eine Unverschämtheit! Alles brüllte protestierend durcheinander. Etliche wandten sich demonstrativ ab, beklagten diese bedauerlichen Ausfälle. „Hauptmann“, rief einer, „Sie sind ein Jakobiner!“

Die Gestalt des Hauptmanns straffte sich, doch er erwiderte nichts.

„Sind Sie etwa ein Geheimbündler?“ fragte aufgebracht und hämisch ein Major der Artillerie, seinen Kopf dicht an den des Hauptmanns heranschiebend, so daß dieser recht deutlich die vor Erregung erhitzten und geröteten Gesichtswülste des schweren, verfetteten Mannes mit den kleinen zornigen Augen sah.

Der Hauptmann überlegte einige Sekunden und antwortete mit entwaffnender Ruhe. „Mein Bund ist kein geheimer, ich fühle mich allen Gleichgesinnten verbunden.“

„Und dieser Bund ist größer als mancher ahnt.“ Diese Worte kamen vom Kamin her; sie standen seltsam lange im dämmrigen Raum zwischen den wieder schweisgsam gewordenen Offizieren. Der Hauptmann wußte nicht, wer sie gesprochen hatte, doch er lächelte, und sein Lächeln war diesmal leicht und frei: er war nicht allein.

„Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig, meine Herren“, begann er von neuem. „Ich habe Fragen gestellt, die Sie mir leider nicht beantwortet haben. Der Majestät, unserm König, habe ich diese Fragen und etliche andere nicht nur schriftlich formuliert, sondern auch meine Ansicht drüber freimütig dargelegt.“

Neues Erstaunen. Die Offiziere starrten auf den Wahnwitzigen.

Der Hauptmann lehnte an der Wand, sich mit der Linken auf den Degen stützend, und betrachtete nachdenklich seine fassungslosen Kameraden. Die Ankunft des Generalquartiermeisters der Armee unterbrach die Unterhaltung.

Füße scharrrten, Degen klirrten; die Offiziere standen wie leblose Statuen im Dämmerlicht der Diele. Man hörte das Knistern des brennenden Holzes und im hellen Sausen des Windes draußen den Aufschlag galoppierender Pferde.

Begleitet von zwei Adjutanten betrat Generalquartiermeister Scharnhorst, ein großer schlanker Mann mit absonderlich düsterem, faltenreichem Gesicht, das Bauernhaus, grüßte die Offiziere, dankte, warf seinen langen Überrock auf einen der Stühle und rief: „Meine Herren, Napoleon Bonaparte steht bereits an der Saale; jetzt gilt es zu handeln und keine Stunde mehr zu verlieren!“

Einige Blicke suchten das Gesicht des Hauptmanns. Es war ernst und entschlossen.

General Scharnhorst nahm nach der Besprechung im Bauernhaus den Hauptmann beiseite.

„Hauptmann, haben Sie an den König geschrieben?“

„Jawohl, Herr General.“

Scharnhorst blickte den hochgewachsenen Offizier an, der keineswegs mehr in den Jünglingsjahren, dennoch in Gestalt und Haltung und im angenehm offenen Gesicht jugendliche Kühnheit und Leidenschaftlichkeit verriet. „Sie haben wenig überlegt gehandelt; Ihr Schreiben ist getadelt worden.“

Hauptmann Gneisenau schwieg.

General Scharnhorst setzte leise hinzu: „Nicht von mir!“ Und fuhr dann fort, ungezwungen, fast plaudernd: „Haben Sie schon gegen Franzosen im Felde gestanden?“

„Nein, Herr General, doch war ich dreiundneunzig in Polen dabei.“

„Ich stand vierundneunzig in Belgien, Hauptmann, das war einer der ersten Feldzüge dieser Revolutionsarmee.“ General Scharnhorst versank eine Weile in Nachdenken, sein Gesicht verdüsterte sich noch mehr. „Ich weiß, wo hinaus Sie wollen!“ Plötzlich hob er den Kopf. „Wollen wir Freunde werden, Hauptmann?“

Hauptmann Gneisenau zuckte freudig zusammen, blickte mit großen Augen auf den General, der ihm seine Hand darbot. Und er ergriff sie mit beiden Händen.

Drei Tage zuvor war nämlich, wie der General später erst erfuhr, im Kabinett des Königs gegen ihn dasselbe Wort gefallen, das er an diesem Abend gehört hatte. Und der König selber hatte es gesagt: „Der Hauptmann ist ein Jakobiner!“

Scharnhorst hatte zu widersprechen gewagt. „Majestät, Hauptmann Gneisenau ist einer Ihrer treuesten Diener, ein selbstloser Patriot, ein tüchtiger Offizier.“

König Friedrich Wilhelm machte ein gelangweiltes Gesicht und hob die Hand zu einer lässigen, ungeduldigen Geste. „Lesen Sie, bevor Sie urteilen.“ Er reichte dem General ein Schreiben des Hauptmanns Gneisenau an den König. „Der Hauptmann ist ein Umstürzler!“

„Ein Umstürzler?“ General Scharnhorst blickte ungläubig auf den König. „Jaja, diese jungen Heißsporne“, ließ sich der Herzog von Braunschweig vernehmen, der in einem tiefen Sessel saß und sein rechtes Bein, in dem besonders die Gicht stak, vor sich auf einem der zierlichen Barockstühle liegen hatte. Er wackelte mißmutig mit dem Kopfe und zog vielbedeutend seine aschgrauen, buschigen Brauen in die Stirn.

„Freiheit des Rückens schlägt der junge Herr vor. Beseitigung des Zopfes. Abschaffung sämtlicher Paradekünste — wie er sich auszudrücken beliebt.“ „Natürlich, diese Ehrgeizbesessenen“, fiel der Herzog dem König ins Wort, „der stillen berliner Luft überdrüssig, sehnen sie sich nach wildem pariser Blutgeruch!“

„Hören Sie nur“, fuhr der König fort, „die Freiheit der Kritik an den Mängeln der Armee“, so meint unser schneidiger Hauptmann, „würde manche Mißstände beseitigen helfen.“

„Was er so Mißstände nennt“, warf der Herzog ein.

„Dann folgen offene Drohungen.“

„Drohungen?“ wiederholte General Scharnhorst, der die ganze Zeit schweigend dagesessen hatte.

„In dem Schreiben wird auf die militärischen Erfolge Napoleons hingewiesen; der Schreiber macht auf Neuerungen in dessen Armee aufmerksam, auf eine neue Kampfweise und dergleichen mehr, um schließlich an das Wort zu erinnern: ‚Junge Generäle, alte Hauptleute.‘ Dann heißt es — hören Sie nur — : ‚Es ist billig und staatsklug zugleich, daß man dem Volk ein Vaterland gibt, wenn es ein Vaterland verteidigen soll. Erforderlich ist eine Vertretung des Volkes, damit es teilnehmen kann an der Verwaltung des Landes und am Aufbau der Nation.‘“

„Skandal! Päh! Das ist ja regelrechter Hochverrat!“ Der Herzog, aufs äußerste erregt, wollte offenbar noch mehr sagen; er öffnete auch mehrmals den Mund, war aber außerstande, Worte zu finden. „Das — das ist unerhört!“ keuchte er endlich, zitternd am ganzen Körper. „Päh! Diese Sprache von einem Offizier!“

General Scharnhorst hatte sich erhoben und war einen Schritt auf den König zugegangen: „Majestät, überlassen Sie mir, die Angelegenheit zu klären.“

„Gut . . . gut . . . Und greifen Sie durch . . .!“

„Schonungslos!“ rief der Herzog, räkelte sich in seinem Sessel und versuchte, unter Zuhilfenahme eines Krückstocks sich von der linken auf die rechte Seite zu legen, dabei über die neuen Ärgernisse knurrend, die ihm auf die Glieder schlugen.

„Ich kann eine solche Sprache nicht dulden. Ich erwarte von meinen Offizieren keine Ratschläge, sondern Gehorsam.“

„Wer ist der Kerl eigentlich?“ kollerte der Herzog wieder los.

„Wir werden das sehr bald erfahren.“

Gneisenau war damals Hauptmann eines sächsischen Infanterieregiments. Als der Marschbefehl kam, ging es nicht dem anrückenden Feind entgegen,

sondern zurück an die Elbe. Er überlegte, was mit diesem Manöver beabsichtigt sein könnte. Als Premier-Leutnant Krollmann heranritt, fragte er, ob er für die Richtung ihres Marsches eine Erklärung wisse.

„Wir wären in der linken Flanke bedroht gewesen. Napoleon rückt nordwärts.“

„Dann“, erwiderte Gneisenau, „besteht aber jetzt die Gefahr, von zwei Seiten zugleich angegriffen zu werden.“

„Hauptmann, die Verantwortung für Preußens Schicksal liegt nicht auf unseren Schultern.“

„Doch, sie liegt auch auf unseren Schultern, sie liegt auf den Schultern eines jeden einzelnen Grenadiers.“

„Sehen Sie doch die Leute an, Hauptmann, das weiß niemand von ihnen.“

„Umso schlimmer!“

Prinz Louis Ferdinand von Preußen stand mit der Vorhut bei Saalfeld. Der Herzog fürchtete, der junge Brausekopf möchte sich mit Napoleons Reiterei in ein Gefecht einlassen und schickte Gneisenau mit seinem Regiment zur Verstärkung, aber zugleich mit dem ausdrücklichen Befehl, ohne Kampf in Fühlung mit dem Feind über die Saale zurückzuweichen.

Kurz vor Saalfeld stieß Gneisenau auf fliehende Dragoner. Die preußische Vorhut war völlig vernichtet, Prinz Louis Ferdinand getötet.

Gneisenau wurde mit seinem Regiment in ein Gefecht hineingezogen, und er paßte sich in diesem ersten Treffen sofort der französischen Kampfart an und ließ seine Infanteristen ausschwärmen. Das erstemal, daß preußische Soldaten zu dieser Taktik übergingen. Doch es war improvisiert: die Soldaten, denen diese Kampfweise fremd war, unterlagen den selbstbewußten, kampferprobten französischen Soldaten.

Die preußische Armee überschritt bei Jena die Saale und zog sich auf eine Hochebene zurück. Der greise Herzog, den in dieser Jahreszeit die gichtkranken Glieder besonders plagten, befahl dem Korpskommandanten, Fürsten von Hohenlohe, einstweilen jedem ernstesten Gefecht auszuweichen. Dieser dachte daher nur an Rückzug und vergaß die Flußübergänge zu sichern und die das Tal beherrschenden Höhen zu besetzen. Am Morgen des 14. Oktober hatte ihn Napoleon gestellt. Französische Artillerie stand auf den Höhenrücken. Die preußische Armee war besiegt, noch bevor der erste Schuß fiel. Die geschlagenen preußischen Truppen stoben in wildester Unordnung zurück. Auf kein Kommando wurde mehr gehört. Die von den einfachen Soldaten nie geliebten Offiziere wurden beiseitegeschoben oder gar bedroht, wenn sie die Flüchtenden aufzuhalten versuchten. Gewehre und Munition wurden fortgeworfen, weil sie bei der Flucht nur hinderlich waren. Artilleristen ließen ihre Kanonen stehen und machten sich davon. Generalstabsoffiziere ließen Pläne und Karten liegen und dachten nur an ihre Sicherheit. Gneisenau wollte in den ersten Augenblicken der Verzweiflung Hand an sich legen.

Auf seine flehentlichen Bitten — befehlen konnte kein Offizier mehr — hörte er von den Soldaten nur Flüche und Verwünschungen. Am Wege lagen Verwundete. Gneisenau hielt einen Troßwagen an, auf dem Grenadiere saßen und grölend auf die Pferde einhieben, die ihnen nicht schnell genug gallopierten.

„Holla, nehmt die Verwundeten mit!“ schrie der Hauptmann.

„Scher dich zum Teufel!“ rief es vom Wagen herab.

„Ihr könnt doch nicht eure verwundeten Kameraden . . .“

„Sei nur still, elender Schinder!“

Der Wagen rasselte an dem Hauptmann vorüber, der gesenkten Hauptes auf seinem Pferde saß, als sei er geohrfeigt.

Premier-Leutnant Krollmann sprengte heran. Von weitem schon rief er: „Welches Glück, daß ich Sie treffe, Hauptmann; kommen Sie mit — man tötet den Major von Stratwitz!“

Gneisenau gab seinem Pferd die Sporen und raste hinter dem Leutnant her über das freie Feld. An einem Waldrand hatte er ihn eingeholt. „Noch weit?“ schrie er.

„Ich fürchte, wir kommen zu spät!“

Sie kamen zu spät; Major von Stratwitz lag in einer Lichtung, die Glieder von sich gestreckt, die offenen toten Augen gegen den Himmel gerichtet.

Die beiden Offiziere sprangen von ihren Pferden und traten an den Ermordeten heran. Erst jetzt sahen sie seine gräßlichen Wunden: drei Bajonettstiche waren ihm durch die Brust, einer durch den Oberschenkel in den Leib gegangen.

„Mein Gott“, flüsterte Gneisenau erschüttert. Er entblößte sein Haupt und starrte auf den von eigenen Leuten getöteten Vorgesetzten. „Warum? Warum?“

„Es waren drei Grenadiere, Hauptmann. Ich vermochte nichts, sie bedrohten auch mich. Eines der Ungeheuer, das noch auf den Major einstach, als er schon am Boden lag, schrie: „Krepier, du Schuft! Du läßt keinen mehr Spießbruten laufen!“

Gneisenaus Gesicht, das soeben noch Entsetzen und Mitleid zeigte, wurde hart. „Kommen Sie, Krollmann!“ Schon saß er zu Pferde und galoppierte aus dem Wald, zurück zur Straße.

Nach unsäglichen Bemühungen gelang es beiden Offizieren, einige tausend Mann zu sammeln. Diese schworen ihnen, mit ihren Leibern den Rückzug der Armee zu decken. Gneisenau stellte sich an die Spitze, organisierte kleine Abteilungen, übertrug die Führung jungen Leutnants und ließ die Soldaten in leidlich guter Ordnung und Disziplin Stellung beziehen.

Mittlerweile war es Nacht geworden. Die ersten Flüchtlingshaufen der geschlagenen Armee mußten längst über Weimar hinaus sein, doch immer noch stießen sie auf Versprengte, die sich indes hartnäckig weigerten, weiterzukämpfen, und die, gliederte sie man gegen ihren Willen in die Nachhutformationen ein, im Schutze der Dunkelheit entwichen.

„Jetzt sterben können, Hauptmann“, seufzte der junge Premier-Leutnant.

Sie hatten kurze Rast gemacht und verzehrten das Brot, das einige Grenadiere mit ihnen geteilt.

„Nein“ entgegnete Gneisenau bestimmt, „es wird viel Arbeit geben. Und man wird uns noch brauchen.“

Hornsignale ertönten. Sie riefen Unruhe unter den Soldaten hervor. Einige sprangen auf, ergriffen ihre Feldsäcke, riefen durcheinander und liefen umher. Gneisenau schrie seine Befehle in die Nacht. Plötzlich rannten alle durch den Wald davon, zu Hunderten, zu Tausenden.

Gneisenau rief nach seinem Pferd. Er schrie. Er brüllte. Er tobte. Niemand achtete auf ihn. Er packte einen der fliehenden Grenadiere bei den Schultern: „Freund. Kamerad, wo will er hin? Was ist denn los? Warum diese Panik?“ „Retten Sie sich. Herr Hauptmann“, schrie der Grenadier, flackernde Angst in den Augen, „retten Sie sich — die Franzosen kommen!“ Und er riß sich los und rannte weiter.

Fern in der weiten Ebene hatte ein französischer Hornist die Marseillaise geblasen...

Noch war nicht alles verloren, die preußische Hauptarmee stand einige Meilen entfernt bei Herrenhausen und Auerstädt. Sie würde das Chaos aufhalten, die Zurückflutenden neu formieren, den Franzosen eine zweite Schlacht liefern.

Gneisenau ritt mit einigen Offizieren nach Weimar. Dort erhielt er den Befehl, an der Spitze einer Schwadron schlesischer Dragoner die zurückweichenden Kolonnen an der großen Straße nach Magdeburg zum Stillstand zu bringen.

Er sprengte los; die Schlesier hinterdrein. Seine Offiziere riefen einzelnen versprengten Gruppen im Vorbeireiten zu, sie sollten nach Sangershausen marschieren und sich dort sammeln. Gneisenau beobachtete jedoch, daß Versprengte, denen dieser Bescheid zugerufen wurde, die Richtung änderten und querfeldein liefen, und er gebot seinen Offizieren Schweigen.

Abermals senkte sich die Dunkelheit herab, ohne daß eine günstige Veränderung der Lage eingetreten wäre. Der Herbstabend war kalt und feucht; über den Wiesen lagen dichte Nebel. Kein Mond, kein Stern stand am Himmel. Die Dragoner ritten auf der großen Landstraße dahin, und nichts war zu hören als der Aufschlag der Pferdehufe. Sie ritten durch Dörfer, die ausgestorben schienen. Nirgends brannte Licht, kein Bewohner war auf den Gassen oder vor dem Haustor, und die Sonne war doch kaum gesunken.

Gneisenau ritt neben dem Premier-Leutnant. „Wundern Sie sich über das, was wir erleben, Krollmann?“

„Nein, Hauptmann!“

Und beide ritten wieder eine halbe, eine ganze Stunde schweigend nebeneinander her.

„Sie waren doch auch in jenem Bauernhaus, am Abend damals, eigentlich vor einigen Tagen erst, als ich...“

„Ja“, antwortete Krollmann.

„Verurteilen Sie mich heute noch?“

„Ich hab' Ihnen doch damals bereits zugestimmt.“

„A-ach, das waren Sie?“ Und nach einer Weile, während der beide wieder geschwiegen hatten: „Das war tapfer von Ihnen, Krollmann!“

Ein Dragoner der Vorhut sprengte heran, riß sein Pferd hoch, als er den Hauptmann erblickte und er rief laut:

„Von links nähern sich Kolonnen in aufgelöster Marschordnung!“

Gneisenau wechselte mit Krollmann einen erstaunten Blick, richtete sich im Sattel auf und befahl Galopp. Bald darauf sahen sie riesige Massen Soldaten über die Felder kommen; aus dem Walde sprengten Reiter hervor und suchten die Straße zu erreichen. Gneisenau ließ sie anrufen, um zu erfahren, wer sie waren. Die Reiter galoppierten ohne Antwort weiter. Gneisenau schickte den Truppen eine Ordonnanz entgegen. „Verstehen Sie das, Krollmann?“

„Nein.“

Gneisenau befahl Halten.

Die Ordonnanz kam zurück.

Der Hauptmann richtete sich ungeduldig auf und ritt der Ordonnanz entgegen.

„Die Hauptarmee ist geschlagen, Herr Hauptmann. Der Herzog von Braunschweig tödlich verwundet.“

Gneisenau hatte Mühe, sich im Sattel zu halten. Der Kopf fiel ihm vornüber, seine Hände verkrampften sich in die Mähne seiner Stute. Premier-Leutnant Krollmann führte sein Pferd so nah heran, daß sich die Leiber der Tiere berührten.

„Verstehen Sie das, Krollmann?“

„Ja!“ lautete dessen Antwort.

Gneisenau blickte auf und dem Kameraden groß ins Gesicht: „Ich danke Ihnen, Krollmann!“ Dann sah er zurück und befahl: „Weiter!“

Kaum die Hälfte seiner Dragoner war noch hinter ihm.

König Friedrich Wilhelm wollte Berlin nicht verlassen, wie ihm General Scharnhorst nahelegte. Er hob beschwörend die Arme zum Allmächtigen, klagte, die Hauptstadt habe noch keinen fremden Eroberer in ihren Mauern gesehen, er wolle seinem schwergeprüften Volke ein Beispiel geben und in seiner Mitte bleiben. Und dann: „Preußens Festungen!“ Noch sei nicht alles verloren.

Scharnhorst riet, die Besatzungen der Festungen zu verstärken und befähigte, unerschrockene junge Offiziere mit der Verteidigung zu beauftragen.

„Befähigte... unerschrockene... junge... Offiziere“, wiederholte langsam, Wort für Wort, der König.

Scharnhorst nannte eine Reihe Namen, auch den des Hauptmanns Gneisenau. „Der?“

Der König kramte hastig unter Papieren in seiner Schatulle und überreichte

dem General ein schmales, mehrfach gefaltetes Schriftstück: „Lesen Sie!“ Scharnhorst überflog das mit großen, geschnörkelten Worten beschriebene Papier. „Österreichischer Kleinadel... Schilda... Würzburg... Student in Erfurt... Soldat in der österreichischen Armee... Söldner in Amerika... In preußische Dienste... Verehelicht mit Karoline von Kottwitz... Feldzug in Polen... Anführer aller Unzufriedenen in der Armee... Unverantwortliche Briefe... Aufwiegelnde Ansprachen...“ Scharnhorst, auch Nichtpreuße, blickte auf den König, der ihn, während er las, mit offenbarem Mißfallen betrachtet hatte.

Der König wußte, daß sich der Generalquartiermeister in allen, auch in den kritischsten Situationen, klug, ruhig, überlegen und entschlossen gezeigt hatte, doch er wußte auch, und nahm es übel, daß er sich bei jeder Gelegenheit zum Fürsprecher aller unruhigen und unzuverlässigen Offiziere im Heer machte. Und König Friedrich Wilhelm wiederholte im Tone des Vorwurfs: „Der?“

„Majestät, Hauptmann Gneisenau hat Treue, größte Umsicht und außerordentliche Tapferkeit bewiesen.“

Der König sah ärgerlich mit dumpfem, apathischem Blick an Scharnhorst vorbei.

„Ich dachte an Küstrin, Majestät!“

„Nein“, sagte der König, immer dem Blick des Generals ausweichend.

„Stettin?“

„Nein!“

Scharnhorst hob ratlos die Schulter und schwieg.

„Alte, treue Soldaten befehligen unsere Festungen, die Stolzesten vom Adel Preußens, — Männer, denen das Land unendlich großen Dank schuldet, General. Ich möchte keinen von ihnen verletzen. Zudem — ich habe volles Vertrauen zu diesen Herren.“

Scharnhorst schwieg.

Dem König kam seine unglückliche Lage zum Bewußtsein; er durfte es jetzt nicht auch noch mit seinen Generälen verderben. Seufzend gab er nach und murmelte gequält: „Geben Sie Ihrem Günstling ein anderes Kommando, General... Ach, entscheiden Sie selbst, General. Entscheiden Sie, wie Sie es für richtig halten... Glauben Sie, General, glauben Sie, daß der Kaiser in Berlin einziehen wird?“

Napoleon zog sehr bald in Berlin ein, und König Friedrich Wilhelm floh schnellstens aus der Mitte seines Volkes nach dem Osten. Und noch hatte keine der preußischen Festungen versucht, dem Feind den Weg zur Hauptstadt zu versperren: Magdeburg kapitulierte kampfflos, auch Küstrin. Ihre Kommandanten, durchweg ostelbische Junker im Greisenalter, zogen nach der Kapitulation auf ihre Güter und erklärten unwirsch, der König solle seinen Krieg allein, ohne sie, weiterführen. Es kapitulierte auch die Festung Stettin, und das letzte kampffähige Armeekorps Preußens streckte auf den

Feldern bei Prenzlau im Angesicht des Feindes, ohne einen Schuß abzugeben, die Waffen...

General Gneisenau lag ruhig, offenen Auges da. Das waren grauenvolle Bilder!

„Das waren Schrecken“, sagte er in Gedanken immer wieder und fügte leise hinzu: „heilsame Schrecken! Das mußte sterben, damit das Volk leben konnte...! Ach, was für Menschen anderer Art waren doch die Bürger von Kolberg: der alte Nettelbeck, der Schuhmacher Hanselohw, der Schlossermeister Bunkemann — das waren Patrioten. Denen war das Schicksal von ihresgleichen kein leeres Wort. Das Los ihrer Stadt, ihres Landes, galt ihnen mehr als ihr Leben. Das ist das Volk, das ist Deutschland... Und das hat die Nation gerettet! Die Freiwilligen, der Landsturm, die Landwehr. Und was sie an Freiheiten und Rechten erhielten, das wurde ihnen nicht geschenkt, das mußte dem König und seinen Junkern abgerungen, abgeschwatz, abgelistet werden. Und wären nicht in Westfalen und Sachsen die Reformen durch Napoleon dekretiert worden, hätte man nicht gedroht, gleiche Reformen gewaltsam in Preußen einzuführen, nie wären sie dem Volk freiwillig gegeben worden. Das Volk muß ein Vaterland haben, — der König nannte mich darauf einen Jakobiner. Jetzt fühlt es sein Vaterland. Kann teilnehmen an der Leitung und Verwaltung des Landes. Hat eine Verfassung versprochen bekommen... Versprochen bekommen... versprochen bekommen“, wiederholte der General. „Wie unbesehen und ohne jede Garantie das Volk solchen Versprechen glaubt! Wie sehr es dem Wort des Königs vertraut... seltsames Volk: so stark im einzelnen, so reich an großen Männern und doch... wie töricht, wie untertänig seinen Fürsten, wie wenig mannhaft als Volk! Wie leicht zu regieren. Wieviel leichter zu betrügen... Wie entsetzt ist der König aufgefahren, als er meine ‚Konstitution für die allgemeine Waffenerhebung des nördlichen Deutschland‘ las. Abermals fiel damals das Wort: Jakobiner. „Reinster Jakobinergeist“, so etwa sprach er und wies die Vorschläge, diese durchgreifenden, rettenden Vorschläge von sich...“

Gneisenau sann über seine damaligen Vorschläge nach, die nur Scharnhorst und Clausewitz befürworteten, gegen die aber die gesamte berliner Kamilla wütete... Alle Obrigkeiten, die sich nicht sofort dem Freiheitskampf anschlossen, sollten für abgesetzt erklärt werden... Jeder Bauer, der bis zum Ende für die Sache der nationalen Unabhängigkeit kämpfte, sollte von allen Lasten, die auf seinem Acker lagen, befreit werden. Der Adel, der im Kampfe versagte oder ihn sabotierte, sollte aufhören. Die Güter und Vermögen aller derjenigen, die mit dem Feind sympathisierten, sollten eingezogen und unter die Hinterbliebenen der Gefallenen verteilt werden... Preußen sollte eine freie Konstitution erhalten, die deutschen Fürsten aber, die ihre Truppen im Dienste des Feindes kämpfen ließen, sollten ihrer Throne verlustig erklärt werden...

Ein hochgestellter Offizier aus der Umgebung des Königs, General Knesebeck, sein Adjutant, wie es hieß, rief: „Dann schon lieber den Bonaparte...“

Die Nacht dämmerte bereits in den neuen Tag hinüber, als der General endlich Schlaf fand. Schon wenige Stunden später jedoch wurde er wieder von einem Adjutanten geweckt: der Marschall hatte Nachricht geschickt. Er war unwillig, daß die Vorhut sich so weit von der Hauptarmee entfernt hatte. Er fragte ironisch, ob sie allein Paris nehmen wolle.

Gneisenau legte das Schreiben beiseite; er wollte weiterschlafen, denn er war noch recht müde. Doch während er so lag, dachte er über des Marschalls Botschaft nach und begann, sich zu ärgern. Diese unausgesetzten Zurechtweisungen schienen ihm unerträglich. Nervosität tat ein übriges, um seine Überlegungen zu überspitzen. Er verwünschte den alten Trottel, der ihm ständig dreinredete... „Wäre er bei Ligny nicht vom Gaul gestürzt, dann hätte er wahrscheinlich noch Belle-Alliance verhindert, und wir wären die Verfolgten! Natürlich“, bestätigte sich Gneisenau selbst, „es wäre gekommen wie damals in der „Lause-Champagne“: wir wären von Napoleon hin und her gehetzt worden... Ach, es lohnt nicht den Ärger“, versuchte Gneisenau sich dann zu beruhigen; „alle Welt weiß, wer hier Feldherr und wer herausgestellter Popanz fürs Volk ist!“

Und er legte sich wieder auf die Seite. Doch der Schlaf war dahin. Die Nerven und Gedanken arbeiteten quälend. Er erhob sich, verbittert und unausgeschlafen.

Wenig später kam ein Geheimkurier. Der General, der ihn in dem Zimmer des Erdgeschosses empfang, das provisorisch als Arbeitsraum eingerichtet war, schickte seine Offiziere hinaus und ließ den Boten berichten.

Erst lachte Gneisenau hell auf. Dann entfärbte er sich. Ein schmerzvoller Zorn stieg in ihm hoch. Er fühlte sich auf den Tod beleidigt. Wie abwesend starrte er vor sich hin und vergaß ganz den Boten.

Der König dankte dem Marschall Blücher für Belle-Alliance, dankte den Soldaten, ehrte, zeichnete aus, niemand war vergessen, der Letzte, der Unfähigste nicht, nur einer —: der „Jakobiner“! Gneisenau war mit keinem Wort erwähnt.

„So werden Dienste für das Vaterland belohnt. Kalte Vergeltung wird geübt, weil ich als erster Reformvorschläge zu machen gewagt habe. Intrigiert und geächtet wird, weil ich kein Fürstenknecht, keine Hofschranze bin und diesem höfischen Gesindel, diesem verlogenen Diplomatenpack, meine Verachtung nicht verhehle. Wie hieß es? „Neigt zu Mildheit und zu Ideen der Freiheit.“ Es ist also ein Verbrechen, ein strafbares Verbrechen, milde und gerecht zu denken und Ideen der Freiheit zuzuneigen! Was wird hier gespielt? Was sind die Absichten dieser Kabinettsränke? Will man das ganze Volk betrügen? Will man mich davonjagen, weil ich unbequem bin, weil ich Ideen der Freiheit zuneige? Erbärmliches, elendes Gesindel, zerfressen von Neid und Mißgunst und Eigensucht; in Notzeiten umbuhlen sie feige und kriecherisch das Volk, machen ihm verlockende Versprechungen, um es in neue Knechtschaft zu schlagen, es zu verachten, zu bespeien, wenn die Gefahren überwunden und sie, die Herren, wieder fest in der Macht sitzen! Wir

haben gesiegt, aber alles scheint verloren. Das Volk hat die fremde Tyrannei gebrochen, aber seine alten Tyrannen, die tausendmal erbärmlicher sind, sitzen ihm wieder im Nacken. Und die haben die Macht. Das Volk hat nur papierne Versprechungen. Es wird bald merken, was sie wert sind. Verflucht, dreimal verflucht, daß man meine Hand dazu mißbrauchen konnte. .!‘

General Gneisenau, hochgewachsen, ein Fünfziger mit bartlosem, schmalem, feinem Gesicht, verlor an diesem Tag nach dem großen Sieg seine stolze, gerade Haltung; sein Gesicht, in dem, unbeschadet seiner Bejahrtheit, bislang noch jugendliche Gespanntheit und Kraft gelegen hatte, war erschlaft und müde.

Lange hatte er allein gesessen und mit den Fäusten seinen Schädel behämmert, aber die Gedanken wollten nicht weichen, wollten nicht aufhören, ihn zu quälen. Was er tun würde, tun mußte, war eigentlich schon bestimmt. aber er war ein Mann überlegten Handelns; er betrachtete seinen nächsten Schritt nach vielen Seiten, prüfte, wog ab und diktierte erst dann seinem Adjutanten. Er erinnerte an die Leistungen der Soldaten, an ihre Tapferkeit, ihren Opfermut, ihre Treue und beschwor den Staatskanzler, nicht zuzulassen, daß man das Volk um die versprochenen Freiheiten betrüge.

„An den notdürftigsten Kleidungsstücken fehlt es diesen Männern“, diktierte er, „sie sind nahe daran, den Entbehrungen und den Krankheiten zu erliegen, aber sie kämpfen mit unvergleichlicher Tapferkeit, sie kämpfen für ihre bessere Zukunft, die man ihnen versprach, für Bürgerrechte, für eine Verfassung, eine neue Nation. Morgen werden wir als Sieger in Paris einziehen, Ew. Exzellenz, nun flehe ich Sie an, wachen Sie darüber, daß diese Versprechungen eingehalten werden. Hunderttausend Deutsche liegen siech in den Hospitälern; lassen Sie nicht zu, daß diese Tapferen sich wieder einmal fragen müssen: Wozu?“

Als der Kurier fort war, empfand Gneisenau diesen Brief als nutzlos und naiv. Und er ging wieder erregt im Zimmer auf und ab.

Der Adjutant saß schweigend an seinem Platz vor einem kleinen Tisch im Empirestil, der etwas deplaciert mitten in dem großen Raum stand. Der Offizier sah unverwandt geradeaus, weitere Befehle erwartend.

Gneisenau bemerkte ihn gar nicht. Erneut brach aus ihm jahrelang unterdrückter Unmut, übermächtig, nicht mehr zu bändigen. . . Er war der älteste General der Armee, aber er, und nur er hatte nie ein selbständiges Kommando gehabt. Die meisten der Generale trugen den Schwarzen Adlerorden und viele für „Verdienste“, die auf dem Parkett, nicht auf dem Schlachtfeld erworben waren; er hingegen, und nur er, hatte nicht einmal das Eiserne Kreuz verliehen bekommen. . . ‚Ich bin ein Gezeichneter‘, knirschte der General, ‚man traut mir nicht; ich neige zu Ideen der Freiheit, bin zu milde, fordere Gerechtigkeit — was für strafwürdige Verbrechen! Der König nannte mich einen Jakobiner. Wäre Scharnhorst nicht gewesen — in Schimpf und Schande hätte man mich schon damals davongejagt. .!‘

Als Sieger kommen wir zurück, als betrogene Sieger, fürchte ich. Armes Volk, da du den Herrschenden geglaubt hast, jenen, die auf ihren Thronen und überdies denen, die auf ihren Gütern sitzen. Als sie sich schwach und unsicher fühlten, gaben sie dir zwar auch nichts, aber doch Versprechungen; wie will man sie nun zwingen, ihre Versprechungen wahrzumachen, wo sie durch Volkes Kraft wieder stark und allmächtig geworden sind? Nichts wird dir, Volk, geschenkt, es seien denn Versprechungen, — und diese werden nie gehalten, wenn du dir die Einlösung nicht erzwingst . . .

Gneisenaus Blick fiel auf den Adjutanten, der immer noch still und steif vor seinem kleinen Tisch saß. Er entließ ihn.

„Noch ist man nicht zurück, schon aber heißt es: Drängt euch nicht in unser Haus, wartet fein draußen, bis man euch zum Fenster etwas herausreich! Wir werden euch wieder rufen, wenn wir euch nötig haben, — jetzt bedürfen wir eurer nicht! Auch ich bin ihnen lästig, denn auch ich bin ein Mahner wie das Volk, und wir beide sind unbequem . . . Zu gerecht denke ich, neige Ideen des Glücks und der Freiheit des Volkes zu . . . O Deutschland, in Schande wirst du untergehn, magst du noch so viele Siege erringen! Dein Regime ist schlecht, erbärmlich schlecht; es verdirbt deine Völker. Wir sind ein Volk von Kreaturen, denn Humanität und Gerechtigkeit sind strafwürdige Eigenschaften und die Idee der Freiheit ist Hochverrat . . .!“

In dieser Stunde erfuhr Marschall Blücher, der etliche Meilen entfernt mit der Hauptarmee langsam auf Paris vorrückte, daß ihn Berlin als Sieger von Belle-Alliance und Waterloo feiere. Er wußte, daß er an diesem Sieg keinen Anteil hatte. In zahlreichen Gesprächen hatte er freimütig zugegeben, daß Gneisenau, sein Stabschef, der glückliche Sieger sei. In dankbarer Aufwallung hatte er Gneisenau sogar seinen Kopf genannt, der für ihn denke, und dem er sich auch fernerhin willig unterwerfen wolle.

Als er jedoch von dem Jubel in Berlin erfuhr, von den Auszeichnungen, die ihm zuteil wurden, den militärischen Leistungen, die ihm zugesprochen, den persönlichen Heldentaten, die von ihm berichtet wurden, — da trübte dies mit einem Schlag die klare Selbsteinschätzung. Was da berichtet wurde, war so angenehm, gerade darum, weil die Tatsachen so ganz anders und sogar recht peinlich waren. „Sieger von Belle-Alliance und Waterloo, Besieger Napoleons“, — das klang gut.

Der Marschall gab sich ohne lange Ziererei den angenehmen Nachrichten hin. Er ließ sie freilich erst in seiner engsten Umgebung verbreiten, noch voll lauerndem Mißtrauen, abwartend, wie sie aufgenommen würden. Als seine Offiziere sich dann in Schmeicheleien überboten, ließ er die berliner Berichte in der Armee verbreiten; und bald war es bei allen Soldaten gemacht, daß „der alte Blücher“, der „Marschall Vorwärts“, bei dem entscheidenden Gewaltmarsch nach der Unglücksschlacht bei Ligny munter die Pfeife paffend neben der Armee hergeritten sei, jeder behauptete, gerade ihm habe er anfeuernd zugesprochen und in seiner väterlichen Art anerkennend auf die Schulter geklopft . . .

Marschall Blücher diktierte seinem Adjutanten schleunigst einen Brief an den Stabschef. Auf den Umschlag schrieb er selbst die Anschrift. „Damit er weiß, wie ernst es mir mit diesem Brief ist“, dachte der ergrimmte Alte.

Gneisenau ging immer noch erregt an dem kleinen Tisch mit den hohen geschwungenen Beinen vorüber, immer wieder, immer wieder; er kämpfte beharrlich den Ausbruch der Verweiflung in sich nieder, setzte sich schließlich, etwas beruhigt, an den Tisch und schrieb eigenhändig einen neuen Brief an den Staatskanzler: er bat um seine Entlassung aus dem Dienst und zugleich um das Amt eines Postmeisters in seiner schlesischen Heimat.

Der Eilkurier war kaum gegangen, als ein Adjutant des Marschalls gemeldet wurde. Der überbrachte einen Brief, auf dem in kindlich ungelenten Buchstaben stand: „General Kneisenau.“

„Nicht einmal meinen Namen kennt er!“ fuhr es dem General durch den Kopf, und in einem neuen Anfall von Wut schleuderte er mit einem „Merde!“ das Schreiben auf den Tisch und verließ das Zimmer.

Marschall Blüchers Adjutant blieb allein zurück. Zitternd am ganzen Körper starrte er auf den ungeöffneten Brief und trocknete den Schweiß, der ihm unterm Hals übers Gesicht rann.

Und es dauerte nicht lange, da begann den Marschall die Selbständigkeit seines Stabschefs mächtig zu verdrießen. Der tat ja, als ob er selber Marschall wäre! Der war imstande und zog mit seinen paar Dutzend Soldaten als Sieger in Paris ein, und alles schließlich nur, weil ihn der Ehrgeiz ritt, weil er sich als Sieger von Waterloo fühlte und alle Triumphe an sich reißen wollte!

(Schluß folgt.)

Martin Andersen-Nexö

UNTER OFFENEM HIMMEL

Erinnerungen

Deutsch von Margarete Steffin und Bertolt Brecht

Seitdem ich sechzig bin, werde ich öfter und öfter gefragt, wann ich daran gehen wolle, mein Leben zu beschreiben. Zuerst ärgerte ich mich einfach, daß man mich nachgerade alt genug für so was fand. Ich hatte nicht das Gefühl, das Memoirenstadium erreicht zu haben. Was mich mit der Vergangenheit verband, das hatte immer nur in meinem Unterbewußtsein gelegen. Es sind Gegenwart und Zukunft, die in mir wach sind und von denen ich weiß. Wohl habe ich starke Wurzeln in der Vergangenheit, aber ich habe immer gefühlt, daß sie mich am kräftigsten hielten, wenn sie im Verborgenen wirken durften.

Wenn man dazu mitten im Kampf steht, da, wo das Schlachtgewühl am dichtesten ist, und wenn man einen Steppke von anderthalb Jahren hat, der wie ein frisch aufgepumpter Gummiball sich unter dem Schreibtisch herumtreibt, ist man nicht eben aufgelegt, den Sinn rückwärts zu richten.

Sicher doch, man wußte schon genug über mich. Ich habe ja schließlich eine ganze Menge geschrieben, und die Kritik hat immer energisch behauptet — ohne meinem gelegentlichen milden Protest viel Beachtung zu schenken — daß der Inhalt meiner Werke hauptsächlich autobiographisch sei, natürlich ein wenig umgedichtet.

Das ist nun nicht ganz richtig. Denn wenn ich auch Stoff aus meinem eigenen Leben benutzt habe, so habe ich doch faustdick gelogen, lügen müssen, um überhaupt von den Leuten angehört zu werden. Ich habe oft lachen müssen, wenn über meinen krassen Realismus geklagt wurde. Wenn sie wüßten, wie die Wirklichkeit aussah! Hätte ich die fraglichen Episoden geschildert, wie ich sie erlebt habe, hätte man mich ausgepiffen, ja vielleicht gesteinigt.

Verlockend, so etwas zu machen: die nackte Wirklichkeit ihrem Abbild gegenüberstellen.

So geriet ich, ohne es eigentlich zu wollen, mehr und mehr hinein, bis ich mich eines schönen Tages mit dem Gedanken ganz ausgesöhnt fand, mein Leben zu schildern. „Aber dann“, dachte ich, „werde ich einmal so frei sein, die nackte ungeschminkte Wahrheit zu sagen.“

Jetzt, wo ich gut in Fahrt bin, muß ich mich allerdings fragen, wie die Wahrheit eigentlich aussieht. Denn ich bin in meinem Leben vielen Wahrheiten begegnet, hunderten! Es gibt unendlich viele Wahrheiten, und wenn wir ihnen allen begegnet sind, haben wir vielleicht *die Wahrheit* selbst. Aber davon sind wir weit entfernt. Vielleicht gibt es für den Einzelnen gar keinen andern Weg zur Wahrheit, als sie zusammenzulügen — sie zu erfinden — oder sie von andern erfinden zu lassen.

Die Wahrheit über Vater und Mutter zum Beispiel, sollte man meinen, ergab sich von selbst für einen, der von ihnen erzeugt wurde, unter ihren Augen aufwuchs und seine wachste Zeit, seine Kindheit, zusammen mit ihnen verlebte, Tag um Tag. Und doch gibt es nichts Verwickelteres, als ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen — ich kann es einfach nicht. Einmal scheint mir das Eine in meinem Bewußtsein recht zu haben und ein andermal das Andere, und gewöhnlich Mutter. Aber mitunter muß ich auch Vater recht geben. Das hängt ab von der augenblicklichen Stimmung und die wieder von der Situation, in der man sich gerade befindet und die die Erinnerung beherrscht. Und je älter ich werde, desto schwieriger wird es! Ich glaube, ich weiß heute mehr von Vater und Mutter, als zu der Zeit, wo sie am Leben waren, ja mehr als damals, wo ich sie ständig vor Augen hatte. Aber über ihr Zusammenleben bin ich doch nicht klüger geworden.

Von mir selber, mit dem ich mich doch nun 63 Jahre herumgeschlagen habe, weiß ich noch weniger. Da finde ich gar nichts, was ich die Wahrheit nennen könnte, weder in der einen noch in der anderen Richtung, nicht ein-

mal Stückwerk. Ja, als ich jung war, da wußte ich aufs Tipfelchen, wer und was und wie ich war. Jetzt tappe ich ganz im Dunkeln. Und an diesem Stand der Dinge ist — ich schäme mich fast, es einzugestehen — etwas, was mir gar nicht so übel gefällt. Das Gefühl der Unsicherheit in allem und jedem ist an sich ein angenehmes Gefühl. Die Welt wird weiter, das Leben reicher. Vor allem aber verleiht es uns etwas von dem freien, unbändigen Sinn, den man gewöhnlich der Jugend zuschreibt.

Zumindest mitunter!

Ich muß sagen, wenn ich das Leben rein technisch betrachte, finde ich, daß ich als Mensch ein Teufelskerl bin, dem nichts unmöglich ist. Aber wenn ich geistige Maßstäbe anlege, komme ich mir wie der miserabelste Wurm vor. Unser Wissen macht den Himmel über der Erde immer höher, aber die Folge ist nur, daß wir Menschenkinder immer winziger werden. Wir sind Schmarotzer auf der Erdoberfläche, fast wie Läuse im Bart des Schöpfers. Wir machen die großartigsten Gesten in unserer Technik, aber den Herzschlag des Universums fühlen wir nicht.

Wissen wir praktisch nichts über uns selbst, so bilden wir uns dafür ein. einen ganzen Haufen über Leute zu wissen, die uns nichts angehen. Aber das ist ein Wissen, das nicht Hand und nicht Fuß hat. Jedesmal, wenn ich Leuten begegne, die ihr Leben selbstgefällig verbringen und mit ihrer Existenz zufrieden sind, frage ich mich, ob sie wirklich im Innersten aller Dinge so sicher sind, wie sie es zu sein scheinen, ob da nicht in der Tiefe doch ein Wurm nagt, ein Selbstzweifel, ein Gefühl grenzenloser Unzulänglichkeit. Bin ich wirklich ein Ausnahmegeschöpf, weil ich mir gewöhnlich als ein wunderlicher Sonderling vorkomme, der gar nicht weiß, was das Leben mit ihm vorhat? Durch mein ganzes Leben verfolgte mich das Gefühl, daß ich eigentlich aus zwei Wesen bestand: einem Ich, das niemandem verantwortlich war, so souverän war es, erhaben über jeden Zweifel und jede Kritik: und einem andern Ich, einer scheußlichen Mißgeburt, die ich in der Hand hatte und aus der ich irgendetwas machen mußte. Die Folge war, daß ich immer an mir selbst gearbeitet habe — geocht geradezu, oft genug herumgepfuscht. Ist es mir gelungen, mit den Jahren aus mir etwas zu machen. wenigstens teilweise — etwas in der Linie, die in mir angelegt ist? Oder ging es umgekehrt? Hat die Mißgeburt sich behauptet auf Kosten dessen, was ursprünglich ein groß gedachtes Wesen war? Ich weiß es nicht, aber ich habe jedenfalls mehr Gleichgewicht in mein Dasein gebracht und einige Erleichterung erlangt, was mein zu Zeiten recht bedrückendes Verantwortungsgefühl angeht.

Blicke ich zurück, scheint mir mein Leben ein einziger langer Kampf mit dem Chaos, eine unausgesetzte Anstrengung, aus einem Haufen zusammengekratzten Abfalls etwas halbwegs Ganzes zu machen. In einer landläufigen Redensart werden eine Katze, ein Hund und ein Igel zusammen in einen Sack gesteckt. Gerade so ein Sack voll von Unverträglichem war ich, und daß ich den Krimskrums zusammenhalten konnte, ist mir selbst unbegreiflich.

Wenn ich, wie einige Leute denken, überdies noch ein paar Dinge zustande gebracht im Leben, ist es wirklich beinahe ein Wunder.

Das kann ich sagen: ich habe das Dasein gewiß nicht langweilig gefunden. Mein Leben verlief bis heute in großen Gegensätzen, es ist erschreckend hart und es ist unglaublich glücklich gewesen. Jedes Erlebnis war stark in Bitterkeit und Süße; vielleicht, weil ich gewöhnlich im Ohr das Ticken der Totenuhr hatte; das begleitete alles. Das macht stark — sobald man sich einmal daran gewöhnt hat.

Bis in die Nähe der Vierzig entsinne ich mich nicht, jemals einen einzigen Tag erlebt zu haben, an dem ich jenes wunderbare Überhaupt-nicht-seinen-Körper-spüren genossen hätte, das man Gesundheit heißt. Immer machte sich irgendein Organ unangenehm bemerkbar, wenn es nicht zu Schlimmerem kam. Und diese brüchige Hülle mußte alles Mögliche zusammenhalten, was nicht zusammengehen wollte, Brocken von vielfältigen körperlichen und geistigen Fähigkeiten und Kräften, die nichts miteinander zu tun hatten, sondern auf der großen Schuttalagerungsstätte des Lebens aufgelesen schienen, um in einen Sack gesteckt zu werden, der vom gleichen Ort stammte — vielleicht von einem Siebener Ritter.¹ Es hat, wie gesagt, Mühe gekostet, den Sack dazu zu bewegen, nicht zu reißen; es schien hoffnungslos, daß ich seinen chaotischen Inhalt jemals zu einem harmonischen und produktiven Ganzen fügen könnte. Ich hatte manchmal das undeutliche Gefühl, daß ich, wenn mir sowas glücken würde, Taten vollführen könnte, dergleichen die Welt selten gesehen hat. Aber was eine meiner Fähigkeiten in Angriff nahm, das wollte eine andere meist nicht unterstützen; sie hatte anderes vor. „Du bestehst ganz aus Torsos,“ hat mir einmal eine Frau gesagt; sie kannte mich gut.

Es stimmte auch für meinen Körper; denn die einzelnen Organe schienen an und für sich ganz gut zu sein, sie weigerten sich nur, irgendetwas miteinander zu tun haben zu wollen. Erst wenn es sich um eine Krankheit handelte, arbeiteten sie einander in die Hände. Trieb ich eine Krankheit aus einem Organ aus, so stahl sie sich wie der Schwarze Peter in ein anderes, wo sie sich in neuer Inkarnation etablierte; heraus aus dem Körper kriegte ich sie nicht. Die Tage können, wie gesagt, gezählt werden, wo ich mich nicht irgendwie bedrückt fühlte. Ich hatte nachgerade das unangenehme Gefühl, einen Teufel im Leibe zu haben, den ich nicht loswerden konnte.

Aber Krankheit hat ihre Vorzüge. Sie verleiht einem ein eigentümliches Gefühl, als sei man gewarnt. Man hängt sozusagen an einem Faden über dem Abgrund — alles wird da so wunderbar greifbar; und köstlich! Ich ging nicht schlafwandelnd durch das Leben. Jeder Tag fand mich empfänglich und bereit. Durch lange Perioden meines Lebens schien mir der Nachtschlaf reiner Raub. Von der Zeit, wo ich zwanzig, bis zu der Zeit, wo ich fünfzig war, glaubte ich es mir nicht leisten zu können, alle vierundzwanzig Stunden dem Schlaf sechs oder sieben Stunden meines teuer erkauften Lebens in

¹ In des Autors Kindheit pflegten alte Männer im Hafenviertel von Kopenhagen Abfälle aufzuspießen mit einem Stock, der gekrümmt war wie die Zahl 7.

den Rachen zu werfen. Ich beschummelte ihn, wo ich konnte — und bezahlte dann dafür, wenn Krankheit mich zwang, das Bett zu hüten, ob ich wollte oder nicht.

Keinem ist ja das Leben verbrieft, trotzdem gebärdet man sich gern, als sollte man ewig leben. Es hat etwas Anstachelndes, im Lebensbuch hinter seinem Namen ein großes „Aber“ oder ein Kreuz zu haben. Dinge und Erscheinungen erhalten den Glanz der Rarität. Man wirft sich auf das Dasein, als hätte man nur einen Tag zu leben und müßte mit Gewalt das Ganze aus ihm herausholen, sich durch den Stoff fressen wie eine Raupe und ihn hinter sich lassen, zerbröckelt und durcheinander. Da ist nicht viel zwischen Himmel und Erde, was zu verdauen ich nicht wenigstens versucht hätte; da ist nicht viel, was ich mir einfach mechanisch angeeignet hätte. Ob das an und für sich ein Vorteil ist, ist eine andere Sache. Je mehr man sich mit den Phänomenen des Lebens herumschlägt, desto schwieriger ist es, mit seinen Mitmenschen auszukommen. Den, der denkt, mögen sie instinktiv nicht. Wie viel leichter ist es da, sich mit den andern zu verständigen auf Grund dessen, was man sich in seiner Zeitung angelesen hat! Es wird so viel von Faulheit gesprochen, besonders jetzt in diesem Zeitalter der ledigen Hände. Es gibt tatsächlich an sich ganz normale Leute, die am liebsten die Schuld für die Weltkrise auf die dreißig bis fünfzig Millionen Arbeitslosen schoben, als sei die Krise die Folge einer erschreckenden Faulheit seitens der Arbeiter. In Wirklichkeit gibt es so etwas wie physische Faulheit vielleicht überhaupt nicht. Ich habe mich im Laufe der Zeit an vielerlei Arten von Arbeit beteiligt, und ich bin zu dem Schluß gekommen, daß in Wirklichkeit der scheinbar Faule immer an irgendeiner Krankheit leidet — oder zumindest degeneriert ist. Der Gesunde hat einen natürlichen Drang, seine physischen Kräfte zu gebrauchen, tätig zu sein. Und wo dieser Drang verkümmert oder ver-schwindet, ist am Organismus etwas in Unordnung.

Ist der Kranke aus auf der Hand liegenden Gründen physisch träge, so ist es der Gesunde in der Regel — vielleicht aus ebenso natürlichen Gründen — in geistiger Hinsicht. Meine Erfahrung hat mich gelehrt, daß der Mensch, nur weil er muß, ein denkendes Wesen ist. Von Natur physisch regsam, ist er normalerweise geistig ziemlich apathisch. Meine Arbeitskollegen waren immer bereit, für mich einzuspringen, sie opferten gern die halbe Nacht, um mir bei irgendeiner Arbeit zu helfen. Aber warf ich einen neuen Gedanken auf, bat ich sie, selbständig über etwas nachzudenken, waren sie bereit, mir den Kopf herunterzureißen. Und so sehr sie mich auch schätzen mochten — ein wenig isoliert blieb ich doch. Alle Hochachtung, aber Ansteckung wollten sie lieber vermieden haben! Ich habe immer etwas ab-seits der Herde gegrast, so wie die kränkelnden Tiere.

Der Kranke arbeitet nicht gern, und der Gesunde denkt nicht gern. Beides ist gegen die Naturgesetze. Denken ist eine Krankheitserscheinung, bestenfalls die Folge einer Gleichgewichtsstörung. Der Gesunde, Ausgeglichene sinniert nicht über die Dinge, sondern nimmt sie, wie sie kommen. Mein eigenes Bedürfnis, die Erscheinungen zu drehen und zu wenden, hängt zu-

sammen mit einem Mangel an Ruhe und Harmonie, mit der Unausgeglichenheit meiner Natur. Man unterzieht die Erscheinungen einem Kreuzverhör, um zwischen den verzweifelten Versuchen, zu einem billigen Frieden zu kommen, einen Vergleich anzubahnen, um den unversöhnlichen Elementen, die in einem rasen, gerecht zu werden. Der Fall wird nicht besser dadurch, daß ich höchstwahrscheinlich zumindest zwei Rassen in mir beherberge, die zueinander in allerschärfster Opposition stehen und die unbedingt zusammen geschüttelt werden müßten. Auch das ist ein Grund, den **Phänomenen auf den Leib zu rücken** und den Versuch zu machen, da auszugleichen.

Hat man noch dazu zwei Menschen zu Eltern, die so verschieden sind, wie Menschen es nur sein können, und hat man von beiden etwas geerbt — und nicht gerade ihre bequemsten Züge oder ihre willkommensten Eigenschaften — so kann man zu schaffen kriegen auf dieser Welt.

Ich habe mich mit alledem und noch mehr herumschlagen müssen, glücklicherweise ohne den Umfang meiner Hindernisse zu überblicken. Sonst wäre das Rennen vielleicht schon zu einem frühen Zeitpunkt als hoffnungslos aufgegeben worden.

Ja, da gab es viel zu tun! Und ich habe immer mein gerüttelt Maß Vorwürfe geerntet, daß ich nicht sei wie die andern Leute. Diese Vorwürfe ließ ich mir gefallen; ich nahm sie — vielleicht allzu bescheiden — als Beweis dafür, daß ich mir mißglückt war, und ich habe mich immer angestrengt, anders zu werden. Drei Viertel aller meiner Kräfte und Fähigkeiten habe ich wohl daran gesetzt, all der widerstreitenden und herrischen Elemente in mir Herr zu werden und wie die andern Leute zu sein, ohne daß mir das ganz gelungen wäre. Nicht bevor ich fünfzig war, gab ich es auf, im Kriegszustand mit mir selber zu leben. Ich sah ein, daß es dumm war und Kräftevergeudung und nahm mir vor, damit ein Ende zu machen; von jetzt ab sollten die Leute mich gefälligst so nehmen, wie ich nun einmal war. Als ich fünfzig war, nahm ich mir eine ganze Woche, um mein Leben durchzugehen, und das Resultat war, daß ich über diese verschwundene Epoche die Worte setzte: *Er selber war sein schlimmster Feind!* Und das Wunderliche war, daß mich dieser egoistische Entschluß glücklich machte. Meine Mitmenschen können mich jetzt viel besser leiden, wo ich sie einfach damit belaste, daß ich so bin, wie ich bin. Mein Leben ist besser und freier geworden — es zahlt sich aus, rücksichtslos zu sein!

Und das will ich jetzt im Folgenden.

II

Für ein Proletarierkind ist nicht die Geburt sondern die Empfängnis das — oft auf bitterste Art — Entscheidende. Vor der Empfängnis spukt das Kind im Kopf der Eltern in einem hoffnungslosen Kampf zwischen Trieb und Angst und halsbrecherischem Risiko. Und von dem Tag ab, wo es klar wird, daß es „schief gegangen“ ist, lebt es in ihnen als das Unvermeidliche, die Manifestation eines bösen Schicksals. Manches Proletarierkind hat seine schwerste Zeit gehabt während der schicksalsschwangeren neun Monate und ist mit einem zerfurchten Gesicht auf die Welt gekommen.

Von mir berichtete Mutter, daß ich ihr arge Fußtritte versetzt hatte, bevor ich noch geboren war. Ich hoffe, ich habe es später wieder gutgemacht. In einer Art gerechter Heimzahlung hat Vater mich sehr bald, nachdem ich auf die Welt gekommen war, versohlt. Ich habe viel geschrien das erste halbe Jahr — besonders in der Nacht: Mutter, die mich bei sich hatte, teilte das Bett mit Vater, der so keinen Nachtschlaf bekam. Er war todmüde vom harten Tagewerk und wurde begreiflicherweise erregbar und hitzig, weil er nie richtig ausgeruht war. „Aber warum schlief er nicht in einem anderen Zimmer?“ wird eine mitleidsvolle Seele fragen — „oder zumindest in einem eigenen Bett?“ Aber es gab nur das eine Bett; die anderen drei Geschwister schliefen auf Stühlen, oder wo es gerade ging — bis zwei von ihnen es vorzogen, auf den Friedhof zu ziehen. Tatsächlich hatten wir noch eine andere Stube! Aber die war unser einziges Bindeglied mit der Sonnenseite des Lebens, und man durfte sie nicht als Schlafstätte verwenden, außer wenn man krank war. Dort stand ja Mutters gepolstertes Sofa und ihre Kommode mit dem Porzellanhund und den zwei Gipsvasen — und noch der runde, gedrechselte Tisch. Einen Ofen gab es dort auch, und mehr wäre gar nicht hineingegangen.

Ich kann mich nicht erinnern an das Zweitälteste von uns, Gertrud; ich war kaum ein halbes Jahr alt, als sie das Spiel aufgab. Aber ich kann mich dunkel an den Ältesten, Kristian, erinnern, ein kleines, armes, krankes Geschöpf mit viel zu großem Kopf. Er muß damals ungefähr sechs Jahre gezählt haben und ich zwischen zwei und drei. Er lag immer in einer Art Korbgeflecht, dessen Kante er unermüdlich aufpulte. Er wurde dafür nicht auf die Finger geschlagen — zu meinem großen Erstaunen. Wenn die Sonne wegging, trug Mutter ihn ans Fenster in die andere Stube. Vater sagte einmal: „Wenn Kristian gestorben ist, haben wir mehr Platz.“ Da weinte Mutter. Er war das beschwerlichste aller ihrer Kinder und darum ohne Zweifel das, das ihrem Herzen am nächsten stand. Sie sprach nie von ihm, aber noch einige Jahre später überraschte ich sie mitunter, wie sie über einer offenen Kommodenschublade weinte, mit einer Haarlocke von ihm oder einem kleinen Kleidungsstück in der Hand. An Tod und Begräbnis Kristians habe ich keine Erinnerung, aber ich weiß noch, daß er mir abging und ich Mutter fragte, wo er war. „Er ist auf den Friedhof gezogen,“ antwortete sie und fing an zu weinen.

„Ist er dann ein Engel?“ fragte ich.

Mutter schüttelte den Kopf. „Arme Leute haben im Himmel nichts zu suchen. Sie müssen froh sein, wenn sie in die Erde kommen.“

Und ich erinnere mich, daß ich mich plötzlich in einer ganz neuen Situation befand. Mein Bruder Georg, der zwei Jahre älter war als ich, war jetzt der Älteste und ich der Zweitälteste. Es war so etwas wie eine Beförderung, ich war nicht länger der Benjamin des Kinderhäuflings. Es war nämlich eine kleine Schwester dazugekommen! Meine Beförderung brachte Würde, aber auch Arbeit und Verantwortung mit sich — die kleine Schwester mußte gewartet werden! Bei armen Leuten passen die Kinder aufeinander auf, und diese Arbeit fiel natürlich meinem Bruder zu. Aber er richtete mit aller

Energie mich dazu ab, einen wesentlichen Teil zu übernehmen — hauptsächlich indem er mich lobte.

Als Mutter neunzehn war, trug sie ihr erstes Kind. Sie planten die Heirat, sie und Vater, aber dann kam der Krieg von 64, und Vater wurde eingezogen. Es gelang ihm, fünfzig Taler zusammenzukratzen und einen Ersatzmann zu stellen, und sie heirateten. Aber die Rückzahlung der fünfzig Taler lastete mehrere Jahre schwer auf der Familie. Im Jahre 69 erblickte ich, als der Vierte, das Licht der Welt — vier Kinder in fünf Jahren! Und dazu rackerte sich Mutter in diesen Jahren noch für die Familie ab, sie half zu besonderen Gelegenheiten bei ihren früheren Herrschaften aus, schrubhte Stiegen und trug Zeitungen aus. Sie war von Natur zäh, ausdauernd und tatkräftig.

Ihre Zähigkeit wurde bei mir zur Dickköpfigkeit. Vater entdeckte es frühzeitig, als ich noch in den Windeln lag. Trotz aller Klapse wollte ich nicht mit dem Schreien aufhören. Später bekam ich das bei jeder Gelegenheit zu hören — von ihm und von meinen Geschwistern, die ja nur darauf hinzuweisen brauchten, daß Vater selbst es gesagt hatte. Daß Mutter mir jemals meine Dickköpfigkeit vorhielt, kann ich mich nicht entsinnen. Aber ihr fiel es auch immer leicht, mich herumzukriegen. Sie konnte mich zu allem bringen. Mutter hatte das süßeste Lächeln, das ich je auf dem Gesicht einer Frau gesehen habe. All meine Eigenwilligkeit schmolz dahin, wenn sie lächelte. Nummer vier von elfen — das war als Position nicht übel. Zumindest blieb ich am Leben, obwohl ich mit diesem Leben nicht auf allerbestem Fuße stand. Ein gut Teil Zähigkeit oder gar Verstocktheit muß ich wohl besessen haben, wenn ich die fortwährenden unverblühten Aufforderungen abzutreten ablehnte. Nummer drei in der Reihe. Georg, hatte anscheinend so ziemlich alles erhalten, was an Lebenstüchtigkeit da war, so daß für mich fast nichts mehr übrig geblieben war. Er war immer gesund, bis er ziemlich plötzlich erkrankte und starb, zweiundvierzig Jahre alt.

(Fortsetzung folgt.)

Walter Sturm

HOFFMANN VON FALLERSLEBEN

Am 20. Dezember 1842 wurde der ordentliche Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Breslau, August Heinrich Hoffmann, auf Beschluß der preussischen Regierung ohne Pensionsberechtigung abgesetzt. König Friedrich Wilhelm IV. hat diese Verfügung ausdrücklich bestätigt. Es handelt sich um den Professor, der unter dem Namen Hoffmann von Fallersleben schrieb und dichtete, und der zu den populärsten Autoren des Vormärz gehörte. Den Zorn und die Empörung der herrschenden Kreise hatten zahlreiche Gedichte veranlaßt, in denen Hoffmann aufs schärfste gegen die preussische und gegen die deutsche Reaktion, gegen den Partikularismus und Bürokratismus, für die Einigung der deutschen Länder und für ihre freiheitliche Gestaltung eintrat. Diese Gedichte erregten ein ungeheures Aufsehen, umso mehr, als sie Hoffmann selbst in den verschiedensten Kreisen bei allen möglichen Gelegenheiten wirkungsvoll vortrug und viele von ihnen bekannten oder volkstümlichen Melodien angepaßt waren und überall gesungen wurden. Er ließ 1840 eine größere Sammlung unter dem Titel „Unpolitische Lieder“ erscheinen. Diese „aufreizende und verwerfliche“ Veröffentlichung führte nach den entsprechenden „Erhebungen“ zu seiner Absetzung. Dieser selbe Hoffmann verfaßte am 26. August 1841 das „Lied der Deutschen“. Es galt schon lange als deutsche Nationalhymne, bis es schließlich 1918 von der Regierung der Deutschen Republik amtlich dazu erhoben wurde.

Auch dieses Gedicht hatte Hoffmann einer sehr bekannten Melodie angepaßt, nämlich der österreichischen Nationalhymne „Gott erhalte Franz den Kaiser“. Die Melodie stammt von Josef Haydn. Franz wurde bekanntlich nicht als Kaiser erhalten, er kämpfte vergeblich gegen die französische Revolution und gegen Napoleon. Schließlich legte er sein Amt 1806 als Kaiser des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation nieder. Die Musik wurde dadurch gegenstandslos und, geduldig, wie Musik nun einmal ist, ließ sie sich einem ganz anders gesinnten Text unterlegen. Auch diesem Lied der Deutschen ging es so wie den meisten gesungenen. Jeder kennt die Melodie ganz genau, und von dem Text die ersten zwei bis drei Zeilen. Im günstigsten Fall die erste Strophe. Der übrige Text wird gelallt oder gebrummt. Die dritte Strophe dieses Gedichts von Hoffmann von Fallersleben heißt nun:

*Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das deutsche Vaterland!
Danach laßt uns alle streben
Brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand —
Blüh im Glanze dieses Glückes,
Blühe deutsches Vaterland.*

Der Dichter hat nun bestimmt nicht angenommen, daß er 1841, zur Zeit seiner unpolitischen Lieder, Einigkeit, Recht und Freiheit im deutschen Vaterland gefunden hat. Umso weniger, als es aus einigen dreißig Vaterländern bestand. Das Gedicht ist also eine Kampfansage gegen den deutschen Partikularismus, also gegen die Reaktion. Hieraus ergibt sich, daß die berühmten beiden Anfangszeilen „Deutschland, Deutsch-

land über alles, über alles in der Welt“ bei Hoffmann nicht den Sinn einer Propaganda für imperialistische Eroberungspolitik gehabt haben können. Diese Zeilen sollen vielmehr nur den Ausdruck der Liebe zum Vaterland bedeuten. Das ergibt sich auch aus der schweizer Version des Gedichts, veröffentlicht mit dem Namen des Autors im ‚Schweizerischen Taschenliederbuch‘. Dort heißen diese beiden Zeilen: „Heimat, Heimat über alles, über alles in der Welt“ und das Gedicht selbst ‚Lied der Schweizer‘.

Daß übrigens in der schweizer Ausgabe die begeisterungswürdigen deutschen Frauen schweizer Frauen, die deutsche Treue schweizer Treue, deutscher Wein schweizer Wein und deutscher Sang schweizer Sang wird, und daß sich alle ebensogut singen lassen, sei nur nebenbei bemerkt.

Mit andern Worten: das Lied der Deutschen ist im Schaffen Hoffmanns nur als Gelegenheitsgedicht zu werten. Sein Inhalt erklärt sich eindeutig aus der dritten Strophe, aus der Zeit seiner Entstehung und aus der Gesamtproduktion des Autors.

Hoffmann von Fallersleben mußte Anfang 1843 Breslau verlassen und wanderte als Emigrant von einem deutschen Vaterland zum andern. Er übrigens nicht allein. In seinem Gedicht ‚Die deutschen Heimatlosen an ihre Brüder‘ vom 5. Juli 1843 nennt er die Zahl der Emigranten fünfundzwanzigtausend und macht dazu eine Anmerkung „Nach amtlichen Berichten“. Überall auf seiner Wanderung wurde er von Werktätigen und Studenten zum Vortrag seiner Dichtungen eingeladen, in Kneipen, Vereinen, bei Festlichkeiten aller Art. Er sang sie nach Zeitberichten „mit dem hellen Ton seiner Stimme, mit schalkhaftem Lächeln und begleitete sie mit einem oft ironischen, oft schwunghaften Takttschlagen“. Weitere Ausgaben seiner Lieder erschienen unter den Titeln ‚Deutsche Lieder aus der Schweiz‘, ‚Hoffmannsche Tropfen‘, ‚Deutsche Gassenlieder‘, ‚Soldatenlieder‘ und ‚Streiflichter‘. Im Gegensatz zu andern Autoren des Vormärz änderte auch der siegreiche Krieg Deutschlands gegen Frankreich 1870 seine politische Haltung nicht. Das beweist zum Beispiel sein Gedicht ‚Weltgeschichte‘ vom 1. Dezember 1871 aus der Sammlung ‚Streiflichter‘:

*Die Weltgeschichte, wie sie wird gelehrt
In unsern Schulen, ist am Ende nur
Nichts weiter als ein langer Kriegsbericht.
Der Menschheit ganzer Jammer wird erzählt,
Nur Mord und Totschlag ist das Heldentum.
Als gäb' es weiter keine Ehre mehr
Und weiter kein Verdienst als Schlachtensieg.
Die Fürsten, welche nur durch Krieg der Welt
Gezeigt, daß sie gewesen in der Welt,
Verdienen nicht, daß ihre Namen noch
Auswendig lernen muß ein edles Volk,
Das nur durch Friedenswerke sinnt und strebt,
Gott wohlgefällig, gut und brav zu sein.
Und seinen wärmsten Dank nur zollen will
Den Helden, die zu Recht und Freiheit ihm
Und hoher Bildung und Gesittung einst
Den Weg gezeigt, den selbst sie wandelten.
O Trauerspiel, daß Krieg noch immer ist
Die Weltgeschichte bis zum heut'gen Tag,
Als müßte sein und bleiben der Soldat
Der Menschheit würdigster Repräsentant.*

Den deutschen Literaturhistorikern paßt der wirkliche politische Hoffmann von Fallersleben durchaus nicht. Entweder versuchen sie ihn zu einer Art Vorkämpfer Bismarcks umzufälschen. Sie verschweigen dabei seine Hauptschriften und berufen sich auf das ‚Lied der Deutschen‘. Hoffmann und seine Gesinnungsfreunde aber hatten bewußt und zum Teil unbewußt den Einigungsgedanken als politische Notwendigkeit erfaßt, wie er der damaligen wirtschaftlichen Lage entsprach. Die Einigung Deutschlands durch eine „Revolution von oben“ haben sie weder gewünscht, gewollt, noch propagiert.

Oder suchen sich die Literarhistoriker im Fall Hoffmann dadurch zu helfen, daß sie ihn verniedlichen. Er hat sehr viele Gedichte im Volkston mit viel Können und Empfindung geschrieben, besonders die ‚Kinderlieder‘, viele Gelegenheitsgedichte für Studenten und vor allem viele Neudichtungen zu bekannten Melodien. Die Anregung zu dieser Art Schaffen brachte ihm seine wissenschaftliche Tätigkeit. So gab er 1842 und 1857 Sammlungen von Volksliedern heraus. Aber auch diese unpolitischen Gedichte nähern sich sehr oft seinen ‚Unpolitischen Liedern‘. So sein berühmtes Studentengedicht ‚Der verlegene Wirt‘, der den Schlüssel nicht finden kann, seinen Gästen Wein einzuschicken. Es ist eine Satire gegen die deutschen Fürsten, die den „Schlüssel“ nicht finden können zur Einrichtung der landständischen Verfassungen, wie sie der Artikel 13 der Bundesakte fordert. Als Probe seiner Studentenlieder sei noch die letzte Strophe seines ‚Neujahrslieds‘ 1841 wiedergegeben:

*Und weil die Zeit nun vorwärts will,
So schreiten vorwärts wir.
Die Zeit gebeut, nie stehn wir still,
Wir schreiten fort mit ihr.
Ein neues Jahr, ein neues Glück!
Wir ziehen froh hinein.
Denn vorwärts! vorwärts! nie zurück!
Soll unsre Losung sein.*

Hoffmann von Fallersleben

1798—1874

GEDICHTE

KNÜPPEL AUS DEM SACK

27. Dezember 1837

Von allen Wünschen in der Welt
Nur einer mir anjetzt gefällt,
Nur: Knüppel aus dem Sack!
Und gäbe Gott mir Wunschsmacht,
Ich dächte nur bei Tag und Nacht,
Nur: Knüppel aus dem Sack!

Dann braucht' ich weder Gut noch Gold,
Ich machte mir die Welt schon hold
Mit: Knüppel aus dem Sack!
Ich wär' ein Sieger, wär' ein Held,
Der erst' und beste Mann der Welt
Mit: Knüppel aus dem Sack!

Ich schaffte Freiheit, Recht und Ruh'
Und frohes Leben noch dazu
Beim: Knüppel aus dem Sack!
Und wollt' ich selbst recht lustig sein.
So ließ ich tanzen groß und klein
Beim: Knüppel aus dem Sack!

O Märchen, würdest du doch wahr
Nur einen einz'gen Tag im Jahr,
O, Knüppel aus dem Sack!
Ich gäbe drum, ich weiß nicht was,
Und schlüge drein ohn' Unterlaß:
Frisch! Knüppel aus dem Sack
Aufs Lumpenpack!
Aufs Hundepack!

FREIHEIT

3. Januar 1840

Wozu sollen die Beschwerden?
Freiheit ist genug auf Erden,
Wenig, viel und nichts zu werden.

Freiheit ward uns in Gewerben,
Im Vertun und im Verderben,
Im Verhungern und im Sterben.

Weiter kannst du's hier nicht bringen;
Andre Freiheit zu erringen,
Wird dir dort nur erst gelingen.

LANDWIRTSCHAFTLICHES

1. März 1840

Mit Vorteil läßt sich bauen
Ein neues Futterkraut,
Das man in allen Gauen
Sonst wenig hat gebaut.

Damit kann man beleben
Die Viehzucht überall,
Man kann es täglich geben
Dem Vieh in Hürd' und Stall.

Duck-dich so heißt der Samen
Und ist gar wohl bekannt,
Die Frucht hat andern Namen,
Wird Knute nur genannt.

Wenn's Vieh daran nur lecket
So wird es wohlgemut,
Daß es, was man bezwecket,
Recht gern und willig tut.

EIN SCHÖNER ZUG

6. Februar 1840

Wenn ihr nicht frei euch fühlt zu Haus,
Wohlan, so ziehet gleich hinaus!
Frei könnt ihr ziehn aus allen deutschen
Landen,
Freizügigkeit ist auch für euch vorhanden.

Ein schöner Zug von unsrer Zeit!
Ein schöner Zug: Freizügigkeit!
Dir fehlt ein n an deines Glückes Stern:
Freizügig Volk, freizügig wärest du gern!

NOTA BENE

16. Juni 1840

Mit Hals- und Hochgericht,
Ihr könnt die Welt nicht retten
Mit des Gefangnen Ketten
Hemmt ihr sein Laster nicht.

Im Arbeitshaus erwachet
Nicht Fleiß und Arbeitstrieb;
Das Zwangs- und Zuchthaus machet
Nicht tugendhaft den Dieb.

Bei Brot und Wasser eilet
Nicht weg die Sündenlust,
Und keine Bibel heilet
Die frevelvolle Brust.

Wollt ihr Genesung bringen
Der armen, krankten Zeit,
Lernt selbst vor allen Dingen
Recht und Gerechtigkeit.

ÖFFENTLICHE MEINUNG

4. Juni 1840

Sag an, du öffentliche Meinung,
Sag an, wie lange schweigst du still?
Wann bringst du endlich zur Erscheinung,
Was Deutschland soll und muß und will?

Zeig deines Volkes Wundenmale,
Zeig seine Blut- und Tränensaat,
Und wieg auf deiner Wageschale
Des Volkes Lohn, der Fürsten Tat!

Du willst nicht Aufruhr, nicht Zerwürfnis,
Träumst nicht von Hochverrat und Mord —
Dein Wunsch ist nur das Zeitbedürfnis,
Und Recht und Wahrheit ist dein Wort.

NATURPOESIE

3. Mai 1842

O wie lieblich läßt sich träumen!
Lieder wehen aus den Lüften,
Lieder säuseln aus den Bäumen,
Aus der Blumen süßen Düften.
Aber Vetter Michel bleibt
Nur bei Raffs Naturgeschichte,
Holt sich daraus Stoff und schreibt
Große deutsche Prachtgedichte.

O wie fröhlich läßt sich singen,
Wenn die Nachtigallen schlagen,
Trost dem deutschen Herzen bringen
In des Frühlings lichten Tagen!
Vetter Michel will nur singen,
Was die Elefanten machen,
Wie die Leun und Tiger springen
Und die Paviane lachen.

Vetter Michel hat's errungen,
Hat aus Raffs Naturgeschichte
Einen neuen Stoff versungen
Zu dem schönsten Prachtgedichte.
Seine Frau ist hochentzücket,
Und sie eilet fort nach Hause,
Kehret wieder und beglückt
Ihn mit einem seltenen Schmause.

Weil er solches könnte schreiben,
Bringt sie ihrem Auserkornen,
Erstlich Pumpernickelscheiben,
Dann noch Bier vom ausgegornen,
Und sie lassen die Gedichte
Leben hoch viel tausendmale,
Segnen Raffs Naturgeschichte
Und die Tierweltideale.

IDEEN ZUR EUROPÄISCHEN VÖLKER- GESCHICHTE

20. Juli 1841

Sind nur darum Europas Staaten,
Daß die Soldaten grünen und blühen?
Müssen für drei Millionen Soldaten
Unsre zweihundert Millionen sich mühen?

Freilich, das ist das Glück, das moderne!
Das uns gelehrt hat Soldaten erziehen:
Ganz Europa ist eine Kaserne,
Alles Dressur und Disziplin.

WIEGENLIED

29. November 1841

So schlaf in Ruh',
Mein Söhnlein du!
Dein Vater sprach ein freies Wort,
Da führten ihn die Schergen fort
In einen Kerker weit von hier,
Weit weg von mir, weit weg von dir.

So schlaf in Ruh'
Mein Söhnlein du!
Dein Vater leidet Schmach und Not,
Dein Vater ist lebendig tot,
Und seine Freunde bleiben fern
Und sehn auch dich und mich nicht gern.

So schlaf in Ruh',
Mein Söhnlein du!
Dein Vater ist ein Biedermann —
Heil jedem wer so denken kann!
Heil dir, wenn du dereinst auch bist,
Was dein gefangner Vater ist!

So schlaf in Ruh',
Mein Söhnlein du!
Verschlaf des Vaterlandes Nacht,
Den Knechtssinn, die Despotenmacht;
Verschlaf, was uns noch drückt und plagt,
Schlaf bis der beßre Morgen tagt!

DER EWIGE DEMACOG

30. April 1842

Schleppt den Frühling in den Kerker!
Denn er ist ein Demagog,
Weil er der gewohnten Herrschaft
Seines Vaters uns entzog,
Uns um unsre langen Nächte
Und den schönen Schlaf betrog —
Schleppt den Frühling in den Kerker!
Denn er ist ein Demagog.

Schleppt den Frühling in den Kerker,
Der die Welt in Aufruhr bringt:
Bäche rauschen, Bäume flüstern,
Jeder Vogel zirpt und singt,
Und auch in die Menschenherzen
Wunderbare Regung dringt —
Schleppt den Frühling in den Kerker,
Der die Welt in Aufruhr bringt.

Schleppt den Frühling in den Kerker,
Setzt den Winter auf den Thron!
Legitim ist nur der Winter
Und ein Demagog sein Sohn.
Dieser aber will nichts weiter,
Nichts als Revolution —
Schleppt den Frühling in den Kerker,
Setzt den Winter auf den Thron!

DIES IRAE, DIES ILLA

9. Dezember 1843

Es kommt der Tag der Rache,
Fürwahr, er kommt einmal
Für die gerechte Sache,
Für unsre Not und Qual.

Dann gibt die Wahrheit Kunde,
Wer für und mit uns war,
Und alle Lumpenhunde,
Die werden offenbar.

Dann haben wir gelitten
Umsonst für Freiheit nicht,
Und nicht umsonst gestritten
Den Kampf für Recht und Licht.

Es kommt der Tag der Rache,
Fürwahr, er kommt einmal
Für die gerechte Sache,
Für unsre Not und Qual.

NACHGELASSENES

11. März 1850

Wohl hab' ich oft und viel gesungen,
Der Freiheit galt mein letztes Wort.
Wenn's in die Herzen ist gedrungen,
So lebt's auch in den Herzen fort.

Es wird wie Frühlingsklang auf Erden
Nachhallen still und wunderbar;
Es wird zum Freiheitsdrange werden,
Was nur ein Hall, ein Seufzer war.

Und wachsen wird's in treuen Herzen
Und endlich wird's zur lichten Tat,
Und was gesät ist unter Schmerzen,
Ergrünnt zur reichen Freudensaat.

H. W.

CHRISTIAN FRIEDRICH DANIEL SCHUBART

Vor zweihundert Jahren ist der Dichter Christian Friedrich Daniel Schubart geboren. Die Kenntnis seines Namens gehört zur „allgemeinen Bildung“ und die Tatsache, daß er zehn Jahre auf der Festung Hohenasperg in Württemberg gefangen saß. Schubart, ein freiheitlich gesinnter Mann, ein Weltbürger im Sinn Lessings, den er außerordentlich verehrte, war in Ludwigsburg, der Residenz des Herzogs Karl Eugen von Württemberg, einige Jahre als Organist angestellt. Er wurde aus dieser Stellung entlassen und des Lands verwiesen, weil er eines Ehebruchs „so gut als überführt“ war. Das in einem Land und bei einem Fürsten, der durch die übelste Maitressenwirtschaft und durch den größten Sklavenhandel mit seinen Landeskindern die traurigste historische Berühmtheit in der Geschichte Deutschlands erlangt hat. Nach verschiedenen Abenteuern kam Schubart nach Augsburg. Da er als Autor schon einen gewissen Namen hatte, wandte sich ein Buchhändler an ihn und erbat Vorschläge für ein Verlagsunternehmen. So entstand seine Zeitschrift „Deutsche Chronik“. Am Schluß des ersten Hefts stand:

Und nun werfe ich mit jenem Deutschen, als er London verließ, meinen Hut in die Höhe und spreche: „O England, von deiner Laune und Freiheit nur diesen Hut voll!“

Diese Bemerkung veranlaßte bereits den Bürgermeister von Augsburg, den Druck der Zeitschrift zu verbieten. Er erklärte im Senat:

Es hat sich ein Vagabund hereingeschlichen, der begehrt für sein heillooses Blatt einen Hut voll englischer Freiheit: nicht einmal eine Nußschale voll soll er haben!

Das Blatt erschien hierauf in der freien Stadt Ulm. Schubart selbst blieb zunächst noch in Augsburg, hielt Vorlesungen über musikalische und ästhetische Gegenstände, Künstler- und Gelehrtenvereine luden ihn dazu ein. Außerdem veranstaltete er in Privathäusern und in öffentlichen Sälen Leseabende, an denen er die literarischen Neuerscheinungen, die Stücke von Goethe, Lenz und Leisewitz, vortrug. Da er sich aber in seiner Zeitschrift „Deutsche Chronik“ immer weiter polemisch gegen die Mißstände in den verschiedenen deutschen Landen und gegen die religiöse Verhetzung, besonders gegen den Aberglauben, wandte, wurde er auch aus Augsburg ausgewiesen. Als er sich bei der Obrigkeit nach dem Grund erkundigte, wurde ihm gesagt:

Wir handeln nicht ohne Ursache, und das mag Ihnen genug sein.

Schubart zog nach Ulm und verbrachte dort die einzigen beiden ruhigen Jahre seines Lebens. Sein Ruf als „Religionsverächter“ war indessen bis an den Hof der Kaiserin Maria Theresia gelangt. Der österreichische Gesandte erbat sich im Auftrag des Hofes die Hilfe des Herzogs Karl Eugen von Württemberg zur Verhaftung Schubarts. Der Herzog war sofort dazu bereit. Nur mußte zu diesem Zweck der Dichter aus der freien Reichsstadt Ulm auf württembergisches Gebiet gelockt werden. Das gelang auch durch eine Intrige. Schubart ging ahnungslos in die Falle. Sowie er württembergischen Boden betrat, wurde er verhaftet und ohne jedes Verhör sofort auf die Festung Hohenasperg gebracht. Dort blieb er zehn Jahre gefangen. Das erste Jahr in einem dumpfen Keller in Einzelhaft. Verschiedene einflußreiche Persönlichkeiten, unter ihnen einige Fürsten, Goethe und Lavater, verwandten sich vergebens für ihn und erreichten nur allmählich eine Milderung in seiner Behandlung. Als ihm gestattet wurde, Besuche zu empfangen, fand sich 1780 auch Schiller bei ihm ein. Zweifellos hat dieser Besuch und die Bekanntschaft mit Schubart auf Schiller eingewirkt, daß er sich bei seinem bekannten Konflikt mit dem Herzog Karl Eugen durch Flucht dem gleichen Schicksal entzog. Die Erzählung Schubarts „Beitrag zur Geschichte des menschlichen Herzens“ hat Schiller den Stoff zu seinem Drama „Die Räuber“ gegeben. Da Schubart ein Gedicht auf den Tod Friedrichs II. geschrieben hatte, das in Berlin geradezu einen Sensationserfolg errang, wandte sich Friedrich Wilhelm II. an den

Herzog Karl Eugen und erreichte die Freilassung des Dichters. Er setzte seine Zeitschrift fort, die er seit 1790 einfach 'Chronik' nannte. In ihr trat er jetzt begeistert für die französische Revolution ein. Seine Gesundheit war aber bereits gebrochen. Vier Jahre nach seiner Haftentlassung, 1791, starb er im Alter von 52 Jahren an Tuberkulose.

Ch. Fr. D. Schubart

1739—1791

GEDICHTE

AN DIE HERRSCHER DER ERDE

Soll wieder unsre Welt im Blute schwimmen,
Weil euer Herrscherstolz gebeut,
Und euer Donnerruf die Stimmen
Der Friedensöhne überschreit?
Ach, schrecklich ist's, der Menschen Mark vergeuden,
Und mit der Würgehand
Umwühlen in der Menschen Eingeweiden,
Vom Schlachtendurst entbrannt!
Steckt eure Schwerter in die Scheide,
Laßt eure Donnerschlünde ruh'n!
Gibt's größern Ruhm, gibt's rein're Freude,
Als Friede geben, Gutes tun?

FÜRSTEN

Ihr Fürsten, einstens im Gedränge
Der unzählbaren Menschenmenge,
Wird mancher unter euch noch an der Seite stehn,
Die Ihr mit Hohn — als Bettler habt gesehn.

DEUTSCHER FREIHEITSGEIST

Der Teufel hol, sprach Metzger P f u n d,
Den ganzen Rat! Er sprach's mit tobendem Gebrülle.
Doch plötzlich kam — des Bürgermeisters H u n d:
Der Prahler P f u n d stand auf — beugt sich — war mäuschenstille.

AUF EINEN BASTILLENTRÜMMER VON DER KERKERTÜR VOLTAIRES

Dank dir, O Freund, aus voller Herzensfülle
Für die Reliquie der greulichen Bastille,
Die freier Bürger starke Hand
Zermalmend warf in Schutt und Sand.
Zertrümmert ist die Schauerklause,
Die einst, o Voltaire, dich in dumpfe Nacht verschloß,
Kein Holz, kein Stein, kein Nagel bleibe von dem Hause,
Wo oft der Unschuld Zähre sich ergoß!
Drum, Biedermann, empfang' meinen Segen
Für diese Trümmer, die du mir geschickt.
Sie ist mir teurer, als ein goldner Degen,
Womit einst ein Tyrann die Freien unterdrückt.

Paul Westheim

B A R L A C H

Verfemt, seelisch mißhandelt, aller Schaffensmöglichkeiten beraubt, stirbt der achtundsechzigjährige Barlach einen Künstlertod, den man fast auch schon eine deutsche Tradition nennen kann. Es ist nicht die Regel, gewiß nicht; aber es ist ein in der Geschichte der deutschen Kunst erstaunlich oft wiederkehrender Fall, daß der Künstler, der Großes, Bleibendes schafft, dessen Werk weiterhin nach Jahren, nach Jahrzehnten als künstlerisches Volksgut erkannt wird, so, so vereinsamt und verelendet stirbt. Gut leben und hochgehört sterben in Deutschland vor allem die, die meist schon wenige Jahrzehnte nach ihrem Tode einer verdienten Vergessenheit anheimfallen: Mengs, Piloty, Kaulbach, Makart, Claus Meyer, Knaus, Lenbach, Defregger, Anton von Werner, die Siegesalleemeister, um nur ein paar zu nennen, deren Namen noch nicht völlig vergessen sind. Das Besondere im Fall Barlach war lediglich die organisierte, die mit rassistischen Schlagworten und rassistischen Diffamierungsmethoden organisierte Hetze und der wohl auch nur rassistisch zu erklärende Vandalismus: Beseitigung und Vernichtung der Werke, Ächtung des Künstlers, der dem Volk als „entartet“ verdächtigt werden mußte, weil das Volk in seiner Kunst Geist von seinem Geist erlebte: nämlich *Menschlichkeit und soziale Brüderlichkeit* — Ethos, das dem Faschismus in der Tat so fern liegt, daß er es als „artfremd“ empfinden muß.

An das Ende dieses deutschen Dichters und Bildschnitzers denkend, braucht man nicht auf Tilman Riemenschneider zu verweisen, den Zeitgenossen Dürers, der mannhaft sich an die Seite der deutschen Bauern stellte, der klassenkämpferischen deutschen Bauern, die aufbegehrten gegen die Ausbeutung durch die Feudalherren und die die erste der deutschen, das heißt nach erstem Ansatz immer wieder von der Reaktion niedergeschlagenen Revolutionen machten. Riemenschneider wurde von den Bütteln der herrschenden Klasse aufs grausamste gefoltet, so daß er bis ans Ende seines Lebens den Meißel nicht mehr führen konnte, will sagen, die Werke, um die er die deutsche Kunstwelt noch hätte bereichern können, unausgeführt lassen mußte. Schlüter, der große Barockbaumeister, der in Berlin das Zeughaus gebaut und das Denkmal des Großen Kurfürsten geschaffen hat, der größte Künstler, den Preußen hervorgebracht hat, stirbt in der Emigration (in Petersburg), von den berliner Machthabern vertrieben. 1706 schreibt er an den Schloßhauptmann vom Prinzen einen Brief, den Barlach auch hätte schreiben können, wenn er sich nicht mit schweigender Verachtung in seine Einsamkeit zurückgezogen hätte:

Ich habe über die dreißig Jahre mit großen Arbeiten Tag und Nacht zugebracht, und ist unter all denen Werken kein Fehl begangen, auch habe ich in Berlin schon erwiesen, daß man ja wohl sehen kann, ob ich ein Meister gewesen, und nun muß ich von solchen so höhnisch und recht wie ein unvernünftiger Junge tractieren lassen, als wenn sie nur die

Weisheit allein bey sich hetten... Ich muß nicht allein leiden, daß ich mein so lang mit großer Mühe zusammengebrachtes Werk abbrehen, und davon in der Welt Schande haben muß, sondern ich muß auch Hertzeleid von dem gemeinen Manne auf der Straße und Nachrede in allen Häusern und Zechen leiden, ich kan vor Traurigkeit nicht schlaffen, vor Angst meiner Seelen...

Und als seine Witwe Friedrich Wilhelm I. bat, ihr wenigstens eine Witwen-Pension auszusetzen, wurde das Gesuch abgeschlagen mit dem Bemerkten „seine königliche Majestät damit nicht weiter zu belästigen“. Caspar David Friedrich, der größte deutsche Maler aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, stirbt im Elend, vollkommen vergessen. Die Frau eines Enkels verstaut in einer Bodenkammer sein Werk. Lichtwark, der es sechzig Jahre später da ausfindig macht, schreibt: „Ohne sie wäre es wohl nicht mehr vorhanden“. Bleichen verfällt dem Irrsinn ob der Behandlung, die in Berlin ihm widerfährt. Leibl schreibt sarkastisch, wenn Paris nicht existierte, wäre es „dem deutschen Neide gelungen, mich vollkommen in den Skat zu legen“. Während er an seinem berühmtesten Bild, den „Drei Frauen in der Kirche“ malt, schreibt er

Es soll niemand wissen, was ich male, bis ich fertig bin, und dann gleich weiter damit und keine Sekunde in Deutschland ausgestellt.

Feuerbach schreibt (aus der freiwilligen Emigration, aus Italien) an die Mutter:

Dieselben Leute, welche die Macht haben, die Talentlosigkeit an die Spitze zu stellen, haben sie auch, wirkliche Talente zu schädigen... Selbst Raffael wäre dort zugrunde gegangen... Die Leute sollten sich damit begnügen, Schweine im Leben zu sein, sie sollten die Schweinerei nicht auch noch von der Kunst verlangen.

Die Leute, die, mit Feuerbach zu reden, sich nicht „damit begnügen können, Schweine im Leben zu sein“, haben wieder einmal eine künstlerische Kraft vorzeitig zum Erlahmen gebracht und die deutsche Kunst um die Werke und Werte gebracht, die Barlach noch hätte schaffen können.

Im übrigen: die Hetze gegen Barlach war keineswegs volkstümlich: man kann sagen, sie stand geradezu im Widerspruch zum Volksempfinden. Sogar den Nazis konnte das nicht entgehen und so wurde — wie so oft schon, wenn man zu einem Rückzieher genötigt war — das „Schwarze Korps“ vorgeschickt, das Organ der Gestapo, das sozusagen im Nebenberuf auch noch die Kultur zu betreuen hat. In einem Aufsatz, „War Barlach Kulturbolschewist?“ muß das „Schwarze Korps“ (Folge 44) dieser Volksstimmung Rechnung tragend, das Zugeständnis machen, Barlach sei „kein Kulturbolschewist“. Die Gelegenheit wird benutzt, um das Gleiche auch für die Kollwitz zu erklären: auch da hat der gesunde Sinn des Volkes gegen die Nazihetze aufgebeht.

Naturgemäß kann das „Schwarze Korps“ nicht so klipp und klar zugeben, daß das von der Rosenberg-Clique organisierte Kesseltreiben tatsächlich nur eine unbegründete und unverzeihliche Hetze war. So wird denn Barlach etwas angedichtet von „andersrassischem“ Empfinden, vom „Dämon der ostisch-slawischen Menschengruppe“, von dem er angeblich besessen war. So nebenbei wird sogar auch der wahre Grund für die Barlach-Hetze angedeutet: die Ehrenmale für die Gefallenen des Weltkriegs (in Magdeburg, in Kiel, in

Güstrow), waren keine Kriegsverherrlichungsdenkmäler, sondern, im Sinne der Gefallenen, Bekenntnis und Mahnung zum Frieden. Daß Barlach mit diesen Friedensmalen die Stimmung weitester Volksschichten zum Ausdruck gebracht hatte, entfesselte den Haß und die Vernichtungswut der Partei der Kriegshetzer und Kriegsspekulanten, der mit einem Wort: NSDAP. Die „germanische Rassenseele“ verlange, wie das ‚Schwarze Korps‘ darlegt, nach „Heldendenkmälern“, das heißt, nach Denkmälern, die den Krieg verherrlichen, um zu neuem Krieg anzureizen. Und weil Barlach zu diesem Geschäft nicht zu brauchen war, war er „andersrassisch“ und, meint das ‚Schwarze Korps‘, werde seine Kunst „der germanischen Rassenseele allzeit fremd, ja widrig bleiben“.

Das magdeburger Ehrenmal stellt eine Gruppe von fünf Feldgrauen dar, Männer aus allen Schichten des Volkes, wie sie in den Schützengräben gelegen und geblutet haben. Über ihren Zügen liegt der ganze Ernst von Menschen, die, dem Tod geweiht, wissen, daß sie ihrem Schicksal nicht entrinnen können. Das kieler Ehrenmal — ‚Der Sieg des Geistigen über das Irdische‘ nannte er es — welch beispielhaftes Programm für ein Kriegserinnerungsmal! Es stellt einen Engel dar, den Engel des Friedens, in den Händen hält er ein Schwert empor, das Schwert der Gerechtigkeit, unter seinen Füßen krümmt sich eine wölfische Bestie, die Bestie des Krieges, gezähmt durch den Geist des Friedens und der Gerechtigkeit. Barlach in der Tat war nicht von der „Rasse“ der Kriegshetzer. Sein „rassisches“ Bekenntnis hat er einmal im ‚Deutschlandsender‘ abgelegt. Im Januar 1933, kurz bevor Hitler an die Macht kam, zu einer Zeit also, wo schon Mut dazu gehörte, das im deutschen Rundfunk auszusprechen, erklärte er:

Es gibt nur zwei Rassen, die Geistigen und die Ungeistigen.

Barlach ist ein deutscher Protestant. Seine Dramen sind dialektische Auseinandersetzungen mit Gott, der — nach Barlach — der Allmächtige ist, und bei aller Allmacht doch den Widersacher, den Bösen, das Böse zulassen muß. Seine Bildnerei ist auch so ein Fragen, ein In-sich-Hineinhorchen. ‚Vision‘ nennt er eines der großen Holzreliefs: eine schlummernde Frau ruht am Boden, eingebettet in den schweren, kurzatmigen Schlaf der harten Arbeit; und in ihren Träumen, da segelt es heran: eine unfafßbare Gestalt wie ein Abgesandter Gottes. (Es kann auch einmal wie im ‚Toten Tag‘ ein Abgesandter des Bösen sein.) Und es ist ein Schwaben über ihr, ein Ruhen in Gnade und Verheißung, die aus ihrem Antlitz und ihren gefalteten Händen herausstrahlen.

Barlach ist Holzschnitzer. Wie ein gotischer Handwerksmeister schnitzt er seine Figuren in das Holz hinein. Er erneuert das Handwerk, er greift über Jahrhunderte hinweg die verloren gegangene, richtiger gesagt, die durch falsche Zielsetzung preisgegebene Tradition auf. Er ist kein Eklektiker, der aus der Gotik ein Formenrepertoire bezieht. Während in Lehmbruck, in dem Belgier Minne etwas lebendig wird von der Spiritualität der Gotik, ihrem Hochdrang ins Überirdische und Überweltliche, ist die Barlachsche Skulptur erdhafte, ruhende Masse, klare, große Formen, breite Flächen, die in den

Raum sich wölben. Nach dem Niedergang der Plastik im 19. Jahrhundert, nach dem Tiefstand, den sie im wilhelminischen Deutschland mit der Siegesallee-Entartung erreichte, war Barlach für Deutschland das, was Maillol für Frankreich war: die *Rückkehr zum Statuarischen*, zu dem Gestaltungsprinzip, aus dem heraus die Plastik der Griechen (vor dem naturalistischen Verfall), der Ägypter, der romanischen Steinmetzen zu verstehen ist.

Begas stirbt 1911, Rodin 1917, Barlachs entscheidende Arbeit beginnt etwa um das Jahr 1905. Begas vom römischen Barock, Rodin von der Antike ausgehend, sind bei aller Verschiedenheit der Art und auch der Qualität Repräsentanten einer bürgerlich-individualistischen Epoche, für die Kunst ein Mittel der Illusion, eine Art Haschisch für die Nerven ist. Man bemüht sich, naturalistisch richtig, die Wirklichkeit abzuschildern. Mit einer Fertigkeit, die so weit gehen konnte, daß Rodin, als er 1877 'L'éternel idole' ausstellte, beschuldigt wurde, er habe das Werk nicht modelliert, sondern habe einen Gipsabguß nach der Natur angefertigt. Jede Einzelheit ist aufs genaueste wiedergegeben, man kann sich darin gar nicht genug tun. Man genießt das bei Rodin als Schlemmerei ohnegleichen, wie aus Luft und Marmor oder Bronze Fleisch geworden zu sein scheint, Fleisch, das man glaubt mit den Fingern greifen zu können und greifen zu müssen. Und wenn es täuschend wiedergegebene Wirklichkeit ist, so weckt es auch noch „Assoziationen“, es läßt sich so vieles noch hineindenken. Es ist so, wie Rilke sagt:

Man kann, wenn man will, die meisten Werke Rodins mit Gedanken bekleiden, erklären und umgeben... Es ist, als ob das unendliche Gut- und Richtigsein dieser Akte, das vollkommene Gleichgewicht aller ihrer Bewegungen, die wunderbar innere Gerechtigkeit ihrer Verhältnisse, ihr Vom-Leben-durchdrungen-sein, als ob das alles, was sie zu schönen Dingen macht, ihnen auch die Kraft verliehe, unübertreffliche Verwirklichungen der Stoffe zu sein, die der Meister in die Nähe rief, als er sie benannte.

In der Tat, das ist es, ein In-die-Nähe-rufen des Allgemeingültigen, aber es bleibt doch eine ganz subjektive Empfindung, die sich wohl auch immer nur dann einstellen kann, wenn die Anregung an ein Empfinden gerät, das auf die gleiche Schwingungszahl eingestellt ist, wenn das genießende Subjekt sich veranlaßt sieht, über dem Gegebenen als einem versprechenden Thema zu improvisieren. Es erklärt sich damit, wie solch ein Rodinsches Werk einem Kreis von Menschen Unendliches zu bedeuten vermag, ohne doch in sich selbst den Anspruch auf Allgemeinverbindlichkeit zu haben. Diese Plastik ist individualistisch, wie ihr die große Form — das Statuarische — fehlt.

Barlach gehört dieser neuen Generation an, die den Individualismus verwirft, die wieder Allgemeingültiges zur Aussage bringen will. Es gibt Größeres und Großartigeres als das Erlebnis der Sinne, und es gilt dafür die Form zu finden. An Cézanne denkend, könnte man sagen: es handelt sich nicht darum, Badende oder Äpfel zu malen, sondern Form zu schaffen. Barlach wendet sich ab von diesem illusionistischen Naturalismus, er sucht die große Form, die für die Skulptur der Kontrast von Masse und Raum ist.

So ruhen seine Gestaltungen als eine Welt in sich, ein Gegensatz zu allem

chaotisch Bewegten. Aber zugleich greifen sie über sich hinaus, spannen um sich herum einen unendlichen Horizont, ziehen eine zweite, höhere, weitere Welt in sich hinein. Ziehen auch den Beschauer in diese Welt hinein, entheben ihn seiner individualistischen Existenz, verbinden ihn mit allen, die in das gleiche Erlebnis hineingezogen werden. In diesen Gestaltungen ist etwas, was über den Reiz des illusionären Naturalismus hinausgeht: *eine Kraft, die Gemeinschaft bildet*. Seelische Gemeinschaft durch das Erlebnis, das immer geistiges Erlebnis ist, Auseinandersetzung mit jener geheimnisvollen Macht, die Schicksal heißt, die den Menschen erhebt, indem sie ihn gütig, weise und liebevoll macht, die den Menschen zermalmt, indem sie ihn preisgibt dem Elend, dem Jammer und (in den Totenmalen) der Vernichtung durch die Gewalt.

F. C. W.

KAREL ČAPEK STARB . . .

Es ist nur wenige Monate her, da berichteten wir in dieser Zeitschrift über den plötzlichen Tod des tschechischen Dichters Otokar Fischer, des großen Übersetzers deutscher Literatur, des großen Förderers deutscher Dichtung, des großen Lehrers einer ganzen Generation junger tschechischer „Germanisten“.

Er starb, so stellten die Ärzte fest, an angina pectoris. Er starb, so stellten die Chronisten unserer Zeit fest, an der Vernichtung Österreichs durch das „Dritte Reich“. Als er am Morgen nach dem Einmarsch der Reichstruppen in Wien die Zeitung öffnete, versagte sein krankes Herz. Es hatte für Heine und Goethe geschlagen, es brach, als Hitler und Goebbels ein weiteres Stück alten deutschen Kulturlandes an die Barbarei anschlossen.

An Otokar Fischers Ende müssen wir denken, da uns die Nachricht vom Tode Karel Čapeks erreicht. Auch ihn hätte die Krankheit — eine Lungenentzündung — nicht dahingerafft, wäre er nicht schon durch ein anderes, größeres Leiden mit dem Tode gezeichnet worden; auch er starb, wie Otokar Fischer, an der „weißen Krankheit“ Europas, am Faschismus. Der Verrat der Westmächte, die Kapitulation von München, die Zerstückelung der Tschechoslowakei, all das machte ihn krank, doch erst die beginnende „Neuformung des inneren Lebens“ — die Rassenhetze, die schmutzige Kampagne gegen den toten Masaryk, die Verfolgung alles Geistigen, die Schändung der ganzen freiheitlichen Tradition tschechischer Geschichte durch tschechische Beauftragte Berlins — erst dies gab ihm den Rest. Drei Tage, nachdem die große demokratische Zeitung, in der er allwöchentlich seine Zeitbetrachtungen und Epigramme veröffentlicht hatte, von dem Schuhkönig Bat'a aufgekauft worden war, (demselben Bat'a, der einen Preis für „gesunde Literatur“

stiftete und gegen Autoren „ungesunder“ Literatur, z. B. die Verfasser von kritischen Büchern über Bat'a-Methoden mit allen Mitteln des Terrors und der Korruption vorging) legte Karel Čapek die Feder für immer aus der Hand. Er war unter den modernen tschechischen Schriftstellern derjenige, den das Ausland am besten kannte. Seine Theaterstücke, Romane, Novellen und Reisebücher wurden in alle Weltsprachen übersetzt. Andererseits übersetzte auch er aus fremden Sprachen ins Tschechische, wurde in doppelter Hinsicht zum großen Mittler. Seine Anthologie neuer französischer Poesie (1915 trotz kaiserlich-königlicher Zensur und nach Überwindung unzähliger Schwierigkeiten veröffentlicht) hat die ganze junge Dichtergeneration der Tschechen entscheidend beeinflußt.

Vom phantastischen und utopischen Theaterstück und Roman kam er zur gesellschaftskritischen und kämpferischen Dramatik und Epik. Sein etwas vager Liberalismus wandelte sich unter dem Eindruck der Ereignisse seit 1933. In den zwei letzten Stücken, in der ‚Weißen Krankheit‘ und in der ‚Mutter‘, gibt es kein unverbindliches happy-end, keine offene Frage am Schluß mehr; klar wird ausgesprochen, wo der Platz des Menschen guten Willens in dieser Zeit sein muß: auf der Seite derer, die für die Freiheit kämpfen. Nicht von ungefähr betraf eine der ersten, über Berliner Kommando verfügten Verordnungen der neuen tschechoslowakischen Regierung die beiden Čapekschen Stücke. Alle Aufführungen der ‚Weißen Krankheit‘ und der ‚Mutter‘ wurden verboten.

Das Stück ‚Die Mutter‘ ist zur selben Zeit konzipiert und geschrieben worden wie Bertolt Brechts ‚Gewehre der Frau Carrar‘. Čapek wußte nichts von der Absicht Brechts, Brecht nichts von der Absicht Čapeks... in Prag und Svendborg entstanden zur gleichen Zeit zwei verschiedene Dramen mit dem gleichen Stoff, geschöpft aus der Geschichte des großen Freiheitskampfes unserer Tage. Dem Tschechen und dem Deutschen wurde die spanische Mutter zum Symbol des Kampfs, den das Leben gegen den Tod, die Menschlichkeit gegen die Barbarei führt.

Das literarische Werk Karel Čapeks ist von imponierender Größe. Hier seien aus der Fülle seiner Arbeiten nur die wichtigsten erwähnt.

Romane: ‚Kratatit‘, ‚Das Absolutum‘, ‚Der Meteor‘, ‚Krieg der Molche‘, ‚Die erste Kolonne‘.

Theaterstücke: ‚RUR‘, ‚Das Leben der Insekten‘, ‚Der Räuber‘, ‚Die weiße Krankheit‘, ‚Die Mutter‘.

Reisebücher: ‚Englische Briefe‘, ‚Briefe aus Holland‘, ‚Briefe aus dem Norden‘.

Novellen, Essays, Kurzgeschichten, Epigramme, Bücher über T. G. Masaryk, Übersetzungen.

Marga Franck

DAS DEUTSCHE VOLKSLIED

Der Hitlerfaschismus hat mit allem Deutschen auch das deutsche Volkslied gewaltsam für sich zu annektieren gesucht. Es sollte zu seinem Teil dazu erhalten, den Mythos von Blut und Boden zu stützen. Aber der Faschismus konnte auch dabei nur den wahren Charakter dieses von ihm beanspruchten Guts verfälschen. Entweder hauchte er dem Volksliede eine künstliche Lebendigkeit ein, indem er es aus seinem Mutterboden riß und zu Lautsprecherdemonstrationen verwandte. Oder er sucht wirklich lebendige Volkslieder zu unterdrücken, wie etwa, im Rahmen des Kirchenkampfes, die Weihnachtslieder. Oder er mißbraucht die überlieferten Formen volksliedhafter Dichtungen dazu, um seine barbarischen Kriegs- und Haßgefühle in Verse fassen und von der Hitlerjugend oder anderen seiner Formationen lernen zu lassen.

Demgegenüber wurde mit Recht aus Kreisen der freiheitlichen deutschen Jugend der Wunsch geäußert, das Volkslied für sich wieder lebendig zu machen und an den Heimabenden „die alten deutschen Volkslieder auszugraben und zu singen“. Dadurch würde das Volkslied nicht nur von dem Schutt befreit werden, mit dem es der Faschismus bedeckt und geradezu verschüttet hat. Sondern zugleich würde ein reiches schönes Erbe ans Licht gehoben, der geschichtlichen Erkenntnis nutzbar gemacht und für eine gesunde natürliche Weiterbildung, neben den heutigen Kampfliedern des deutschen Freiheitskampfes, freigelegt werden. Darum mag es nützlich sein, Ursprung und Entwicklung des deutschen Volksliedes darzulegen und historisch richtig einzuordnen, um der berufensten Hüterin dieses kostbaren Guts, der antifaschistischen Jugend, einen ersten Weg zu zeigen zu seiner Pflege und Weiterentwicklung.

Nur ein kleiner Teil der Lieder, die wir Volkslieder zu nennen pflegen, sind ursprünglich für das Volk gedichtet worden. Unter dem deutschen Volkslied versteht man eigentlich die Lieder des 14., 15. und 16. Jahrhunderts, die vom ganzen Volke ohne Noten gesungen wurden und mündlich von Generation zu Generation überliefert worden sind. Die Bezeichnung sagt also nichts aus über Ursprung oder Verfasser, sondern nur über Aufnahme und Verbreitung dieser Lieder. Goethe, der sich eingehend mit diesem Volksgut beschäftigt hat, schreibt einmal in einem Aufsatz:

Man spricht so oft den Namen der Volkslieder aus und weiß nicht immer ganz deutlich, was man sich dabei denken soll. Gewöhnlich stellt man sich vor, es sei ein Gedicht, aus einer, wo nicht rohen, doch ungebildeten Masse hervorgetreten; denn da das poetische Talent durch die ganze menschliche Natur durchgeht, so kann es sich überall manifestieren, und also auch auf der untersten Stufe der Bildung... Nun möchte ich aber durch eine geringe Veränderung des Ausdruckes einen bedeutenden Unterschied bezeichnen, indem ich sage: Lieder des Volkes, d.h. Lieder, die ein jedes Volk, es sei dieses oder jenes, eigentümlich bezeichnen und, wo nicht den ganzen Charakter, doch gewisse Haupt- und Grundzüge desselben glücklich darstellen.

Das Volkslied hatte ursprünglich einen, selten (wie z. B. die Zunftlieder) mehrere Verfasser und unterscheidet sich vom „Kunstlied“ zunächst nur dadurch, daß sein Verfasser unbekannt, oder richtiger, anonym blieb. Das Volkslied findet auf Grund später zu charakterisierender Eigenschaften weiteste Verbreitung im Volk, es wird allmählich immer mehr dem Volksgeschmack angepaßt, es wird „zersungen“. Trotzdem ist die Grenze zwischen Volks- und Kunstlied durchaus nicht fest, und zahlreiche Kunstlieder sind durch ihre Verbreitung und Annäherung an das Volkslied zu solchen geworden, wobei manchmal der Name des Dichters, manchmal der des Komponisten, manchmal beider Name, dem ursprünglichen Charakter des Volksliedes entsprechend, der Anonymität verfiel. Erinneert sei nur an Goethe-Schuberts ‚Heidenröslein‘, an Uhland-Silchers, ‚Ich hatt einen Kameraden‘, an Wilhelm Müllers ‚Im Krug zum grünen Kranze‘ oder an Heine-Silchers ‚Lorelei‘, die bisher im ‚Dritten Reich‘ noch gesungen werden konnte, wenn man den Namen des „anstößigen“ Dichters nicht nannte, im November 1938 jedoch endgültig verboten wurde. So sind im Laufe der Zeit zu den eigentlichen Volksliedern eine große Anzahl neuerer Lieder hinzugekommen.

Sind nun die Volkslieder, die im 15. Jahrhundert in ganz Deutschland gesungen wurden, zu jener Zeit zum erstenmal aufgetaucht?

Volkstümliche Dichtung gab es schon in frühgermanischer Zeit. Es gab Liebes-, Preis-, Opfer- und Zauberslieder, ja es ist anzunehmen, daß gerade in frühester Zeit alle Geschehnisse privater oder öffentlicher Natur von einer Art Chorgesang des Volkes begleitet waren. Diese Lieder wurden sämtlich von Generation zu Generation übertragen und verändert. Eine Vorstellung dieser Dichtung vermitteln die Merseburger Zaubersprüche, die uns zwar erst in einer Aufzeichnung aus dem 10. Jahrhundert erhalten sind, deren Entstehung aber viele Jahrhunderte zurückliegt.

Zur Zeit der Goten (3.—5. Jahrhundert) gab es bei den Germanen einen reichen Schatz von Heldenpoesie, das heißt, die inzwischen entstandene Kriegeraristokratie pflegte an ihrem Hofe den Heldengesang, mit der der zur Hofgesellschaft gehörende Sänger einerseits die Taten seines Helden wiederbelebte und anderseits zu neuen Taten aufrief. Hierher gehören die historischen Lieder der germanischen Könige, ebenso wie die der Siegfriedssage. Diese Lieder wurden zunächst nicht vom Volke gesungen, sondern nur im exklusiven Kreise der Aristokratie zum Vortrag gebracht. Kaum aber hatte sich diese weltliche Dichtung zur vollen Blüte entfaltet, als sie durch die aufkommende Macht der christlichen Kirche unterdrückt wurde. Karl der Große ließ sie

zwar durch Einhard noch aufzeichnen, lebendig waren sie aber damals schon nicht mehr; die Sammlung war eher eine wissenschaftliche Tat. Schon eine Generation später war der Heldensang völlig in Vergessenheit geraten, und nicht einmal die Aufzeichnungen der Lieder sind uns erhalten geblieben. Die Tatsache der Verdrängung der weltlichen Poesie durch die Kirche ist für uns deshalb interessant, weil sich die Sänger, die bei der Hofgesellschaft kein Publikum mehr für ihre Heldenlieder fanden, unter die übrige Menge der fahrenden Spielleute mischen mußten. Diese gehörten nicht zur Hofgesellschaft, sondern zu den unteren Schichten, sind jedoch sicherlich nicht mit den seit der Völkerwanderung zahlreich auftretenden römischen *joculatores* gleichzustellen, den Gauklern, Possenreißern und Seiltänzern. Neben den Rätsel-, Liebes-, Spott-, Rügenliedern usw., die der Fahrende bisher dem Volk vorgetragen hatte, wurde nun auch der Heldengesang Volksunterhaltung. Das hatte wieder doppelte Bedeutung. Auf der einen Seite wurde das Volk bereits damals mit den Stoffen vertraut, die auch im späteren Volkslied eine große Rolle spielten; denn wenn auch Themen und Auffassung der Volkslieder noch völlig dem höfischen Leben entsprachen, wurde diese Richtung doch nun durchaus populär. Auf der anderen Seite wurden die Spielleute zu Bewahrern der alten Volkspoesie, die dank ihnen — wie noch zu zeigen sein wird — im 11. Jahrhundert in anderer Form erneuert werden konnte.

Die fahrenden Sänger kümmerten sich aber durchaus nicht um die Vergangenheit ihres Volkes, sondern sie ersetzten den Zuhörern, was uns heute die Zeitung ist. Neuigkeiten jeder Art wurden in poetischer Form vorgetragen, und manche historische Chronik hat sich auf diese — natürlich immer noch mündlich überlieferten — Lieder als Quelle für die von ihnen zu beschreibenden Ereignisse gestützt. Das nach wie vor reiche Vorhandensein dieser „wandernden Journalisten“ und der weltlichen Volksdichtung ist uns vor allem durch den Kampf bezeugt, den die Geistlichkeit immer wieder, im Rahmen ihres allgemeinen Kampfes gegen die weltliche Macht, in Wort und Schrift gegen sie führt.

Die Kirche hatte zunächst gegenüber der weltlichen Macht gesiegt, und da die Geistlichkeit das Privileg der Bildung besaß, sind die ersten deutschen Sprachdenkmäler, die uns überliefert worden sind, geistliche Werke, die die Stelle des Volksgesangs einnehmen sollen.

Im 11. Jahrhundert siegt wiederum die weltliche Aristokratie, das Rittertum, über die Geistlichkeit, und es kommt jenes vorwiegend unter französischem Einfluß stehende höfische Leben zur Blüte, das vor allem dem mittelalterlichen Geistesleben seinen Stempel aufgedrückt hat. Noch bevor das französische Ritterideal das deutsche fast völlig nach seinem Muster prägt, werden aber die seit dem 4. Jahrhundert im deutschen Volke bewahrten Heldenlieder, von denen oben die Rede war, zu den allerdings schon im höfischen Sinne beeinflussten großen Epen umgedichtet, deren stärkstes das Nibelungenlied ist. Sie werden also wieder zu einer höfischen Dichtung, die von einer aristokratischen Schicht vornehmer Dichter vorgetragen wurde.

Wenn gesagt werden konnte, daß im 11. Jahrhundert die weltliche Macht den Sieg über die Kirche davonzutragen beginnt, so schließt das nicht aus, daß die Kirche nach wie vor, wie übrigens im gesamten Mittelalter, ein außerordentlich bedeutsames Element der deutschen Kultur bleibt. Daher sind alle Erzeugnisse auch des höfischen Lebens im Weltbild der Kirche befangen und ohne es nicht denkbar. Auch der maßgebende romanische Einfluß, den die höfische Dichtung um diese Zeit erfährt, wird durch die Internationalität der Kirche gefördert. In dieser Epoche lebt die volkstümliche deutsche Dichtung der fahrenden Sänger weiter fort. Nach wie vor wurden sie von der Kirche bekämpft, um so mehr als sich zahlreiche Abtrünnige der Kirche und ehemalige Klosterschüler zu ihnen gesellen. Die weltliche Macht hält die Volksdichtung ebenfalls nicht für ebenbürtig. Bildung ist zwar nicht mehr völlig exklusiver Besitz der Geistlichkeit, aber sie dringt höchstens bis in die adligen Kreise, und so wird die volkstümliche Dichtung auch weiter nicht aufgezeichnet. Daß sie andererseits jedoch nicht verschwindet, zeigt der aufblühende adlige Minnesang, der bis zu seinem Höhepunkt — dem Höhepunkt mittelalterlicher Lyrik überhaupt — bis zu Walther von der Vogelweide, den Einfluß der volkstümlichen Liebeslieder zeigt. Denken wir an die Verse:

Du bist mîn
Ich bin dîn
des solt du gewis sîn
du bist beslozen
in minem herzen

verlorn ist
das sluzzelin
nun muost du iemer
darinnen sîn

oder an Walthers berühmtes Lied:

Unter der linden
an der heide,
da unser zweier bette was,
da mugent ir vinden
schöne beide

gebrochen bluomen und gras.
Vor dem walde in einem tal
tandaradei,
schöne sanc diu nahtegal —

so verraten beide Lieder durch ihre einfachen volkstümlichen Wendungen unter Ausschluß alles Abstrakten, Gedanklichen — beides Charakteristika des höfischen Minnesangs —, den Einfluß des volkstümlichen Liedes. Unter den Dichtern des höfischen Minnesangs befanden sich außer den adligen Poeten wohl gelegentlich auch bürgerliche, aber auch ihre Dichtkunst, sowohl thematisch wie in der Form, war rein höfisch.

Nach dem Höhepunkt des adligen Minnesangs begann der ziemlich schnelle Verfall der höfischen Zucht, des höfischen Lebens und damit der höfischen Dichtung.

Man hat diesen Verfall wiederum dem Einfluß der Kirche zuschreiben wollen, die sich nach wie vor gegen das weltliche Treiben an den Höfen wandte. Diesmal aber müssen wir die Gründe nicht in dieser das Rittertum bekämpfenden Macht sehen, sondern in der gesellschaftlichen Umschichtung

Deutschlands, die sich am Ausgang des Mittelalters vorzubereiten beginnt. Die Kirche ist nicht Ursache, sondern Nutznießer dieser Umschichtung: erst mit dem Verfall des ritterlichen Standes fängt die Kirche an, beim Adel, besonders bei den adligen Frauen, Einfluß zu gewinnen. Weil ihre irdische Welt zusammenbricht, wenden sie sich der himmlischen zu, nicht etwa umgekehrt. Ein Teil der freiwerdenden Kräfte fließt also doch wieder der geistlichen Macht zu, diesmal aber weniger der Kirche als der Mystik. In ihr aber bereitet sich schon ein Übergang vor, eine Loslösung von den kirchlichen Dogmen und vor allem der beginnende Kampf gegen den Klerus.

Gegen Ende des 13. Jahrhunderts begann das höfische Leben zu verfallen. Die wirtschaftliche Blüte des Rittertums war vorüber, das Raubrittertum greift immer mehr Platz. Allmählich verliert der Ritter seinen soldatischen Vorrang, sein Beruf wird immer überflüssiger, das Reiterheer beginnt militärtechnisch unzulänglich zu werden. Endgültig zeigt sich das im Jahre 1315, als das kaiserliche Reiterheer von den schweizer Bauern geschlagen wird, und in den Freiheitskämpfen der dithmarschener Bauern in der gleichen Epoche.

Diesem Niedergang entspricht der wirtschaftliche Aufschwung der unteren Stände. Der niedere Adel vor allem sieht sich materiell durch das emporkommende Bürger- und Bauerntum bedroht. Noch unter der Vorherrschaft der Aristokratie beginnt sich eine städtische Kultur zu bilden, die dann im 14. Jahrhundert die höfisch-gesellschaftliche endgültig ablöst. Der Aufschwung der Städte hängt zusammen mit dem Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft, die sich in den Städten zentralisierte, welche jetzt ihre soziale und kulturelle Bedeutung zu erlangen beginnen und den Aufschwung des deutschen Handels und des deutschen Handwerks begründen. Es gab ausgangs des Mittelalters vier kulturell völlig unterschiedene Stände: die Geistlichkeit, das Rittertum, das Bürgertum und die Bauern. Die Kastenzugehörigkeit spielte im Mittelalter eine unerhört große Rolle, sie war stärker als Volks- oder Staatszugehörigkeit. Die agrarisch-geistliche Kultur hatte im 8. Jahrhundert die aristokratische abgelöst und war dann 200 Jahre später wiederum von ihr verdrängt worden. Ende des 13. Jahrhunderts beginnt zum erstenmal eine Epoche städtisch-bürgerlicher Kultur.

Spiegelt sich nun dieser Kampf zwischen dem absterbenden Rittertum und dem neu aufkommenden Bürger- und Bauerntum in der volkstümlichen Dichtung?

Einer der typischen Sänger dieses Überganges ist Neidhard von Reuenthal, der Mitte des 13. Jahrhunderts am bayrischen und österreichischen Hofe sang. Seine Lieder, die teilweise auf alten volkstümlichen Liedern beruhen, spielten nicht mehr im höfischen Milieu, sondern in der Bauernstube und beim Bauerntanz. Zwar steht Neidhard durchaus noch auf dem ritterlichen Standpunkt, der Gegensatz von Ritter und Bauer wird selbstverständlich satirisch und zugunsten des letzteren dargestellt. Daß es aber überhaupt möglich ist, den Bauern als Gegenkraft zu zeichnen, ist charakteristisch für diese Epoche.

Die ursprünglich freien Bauern, die in der Karolingerzeit in grundherrliche Abhängigkeit geraten waren, hatten im Mittelalter immer schwerer an den ihnen auferlegten Lasten zu tragen. Im 12. und 13. Jahrhundert gelingt es allerdings einem Teil, die Frondienste in Geldabgaben umzuwandeln, ja sogar eine Besserung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse zu erreichen. Überhaupt war der Bauernstand durchaus kein einheitlicher. Während sich nämlich ein Teil von der Grundherrschaft lösen konnte, verschlimmerte sich die Lage der unfreien Zinsbauern immer mehr, und zwar um so stärker, je mehr das Rittertum einerseits unter dem Wandel der wirtschaftlichen Verhältnisse litt und andererseits einen immer größeren Aufwand trieb.

Die ritterliche Kultur wird von den wohlhabenden Bauern und auch von den Städten zunächst nachgeahmt. Ritterliche Sänger sangen gegen Bezahlung auch im nicht-höfischen Milieu. Alle diese Unterhaltungen nahmen aber jetzt einen immer volkstümlicheren Charakter an. Die Spielleute waren überall, bei allen Festen die eigentlichen Träger der Unterhaltung. Die alten nationalen Stoffe der Heldensage und viele höfische Minnelieder sind noch in ihrem Programm. Die Spielleute haben zur Entstehung des Volksliederschatzes unendlich viel beigetragen, denn durch sie kamen diese Lieder erst einmal in die breite Masse.

Das Erbe des Minnesangs wurde allerdings nicht allein von den Spielleuten angetreten, der fahrenden Dichter werden zwar mehr denn je, und auf die Dauer siegt auch das volkstümliche Element des Minnesangs, das eben im Volkslied weiterlebt. Gleichzeitig aber entsteht eine Klasse gebildeter, oder besser ausgebildeter Sänger: die Meistersinger. Sie hatten das Dichten und Singen auf Schulen erlernt. Zum erstenmal werden Melodien und sogar Theorien überliefert. Die Meistersinger setzen zunächst die Tradition Walthers fort, aber nach und nach erlangen die gelehrten und religiösen Stoffe das Übergewicht und der Meistersang erstarrt zu lehrbarer Schuldichtung. Auf jeden Fall bemächtigt sich in ihm aber das Bürgertum zum erstenmal offiziell der Dichtung. Die Meistersinger erlangen auch teilweise Zutritt zu den Fürstenhöfen. In ihrer Kunst zehren sie jedoch von dem alten Gut und Glanz der Minnesänger und fügen nichts Neues hinzu. Es ist der Versuch, eine dem aufblühenden städtischen Geiste entsprechende Kunst zu schaffen, und sie spiegelt deutlich das phantasielos-materielle Wesen dieser Epoche wider. Die Dichtkunst wird zum reinen Handwerk, lehr- und lernbar und bezeichnenderweise auch zünftig organisiert. Sicher sind einige Meisterlieder, die einem wirklichen Talent ihre Entstehung verdanken, auch zu Volksliedern geworden. Zwischen ihnen besteht keinesfalls ein Gegensatz: im Volkslied lebt das Volkstümliche sowohl des Meistersangs wie des Minnesangs fort, und sein einziges Kennzeichen ist und bleibt die Verbreitung und Beliebtheit.

Zwar bestand auch der neue Bürgerstand aus freien und unfreien Elementen, und die eroberten Vorrechte der Städte waren durchaus noch keine „Volks-

errungenschaften“ (Georg Steinhausen). Selbst nach Loslösung der Stadt vom Stadtherren und Einrichtung genossenschaftlicher Bürgervertretungen wird die Stadt geführt von einer reichen und mächtigen Schicht, dem Patriziate, das zunächst aber durch die Befreiung von dem Stadtherren einen ungeheuren Fortschritt im Sinn des Bürgertums darstellt. Erst im 16. Jahrhundert beginnen in den Städten die unteren Schichten, besonders die Zünfte, sich gegen die Patrizierherrschaft aufzulehnen.

Die Städte waren also Mittelpunkte des geistigen Lebens geworden und zum erstenmal spielen die Massen als Publikum eine Rolle. Neben dem Kunstlied der Meistersinger wird die Dichtkunst der Laien immer populärer. Die Beteiligung an der Poesie wird immer lebhafter, Menschen aus allen Schichten und Berufen tragen zur Entstehung und Verbreitung des Liedes bei. Die Verfasser dieser volkstümlichen Lieder charakterisieren sich oft am Schluß durch Nennung ihres Berufes, während ihr Name unbekannt bleibt. Da finden wir einen Schustergesellen, einen Schneider, einen Soldaten usw. Die eigentlichen Träger dieser Poesie waren noch immer die Spielleute, die in der Stadt wie auf dem Lande zum Tanz aufspielten und die Lieder dazu sangen, die man die Volkslieder des 14., 15. und 16. Jahrhunderts genannt hat. Die Nachahmung durch die Dilettantendichter zeigt, wie weit das Volkslied damals von dem ganzen Volk Besitz ergriffen hatte. Jetzt beginnt man, Lieder aufzuzeichnen, deren Wurzeln aber — wie wir sahen — viel weiter zurückliegen. Alles, was sich von volkstümlicher Poesie seit frühester Zeit erhalten hatte, fließt jetzt in das Volkslied.

Politisch war der in die vier verschiedenen, auch in sich noch sozial äußerst gespaltenen Stände zerfallende Staat um diese Zeit in starker Gärung. Die sozialen und materiellen Gegensätze sind ungeheuer groß. Es bereiten sich Reformation und Bauernkriege vor, schon gibt es lokale Aufstände jeglicher Art, und trotzdem ist das Volkslied Ausdruck des Gefühls- und Geisteslebens des ganzen Volkes, nicht nur eines Standes. Wenn es auch in den niederen Schichten sein Hauptpublikum hat, ist es in allen Schichten des Volkes beliebt und verbreitet. Das Geistesleben des ausgehenden Mittelalters ist volkstümlich, es gibt noch eine verhältnismäßig starke Einheitlichkeit des Gefühlslebens und trotz allen sozialen Klüften nur sehr geringe geistige Differenzen. Es handelt sich um eine Epoche mit einer gewissen kulturellen Ausgeglichenheit, gleichzeitig aber auch um ihr Ende: sie wird abgelöst durch den Humanismus. Das ausgleichende Element zwischen den geistig an sich nicht sehr unterschiedenen Sphären ist weitgehend der fahrende Spielmann gewesen, der überall die gleiche Rolle hatte und dem Volkslied in allen Schichten zu größter Beliebtheit verhalf. Den volkstümlichen Geist, der das Volkslied beseelt, zeigen auch die anderen „Literatur“-Gattungen, die damals zur Blüte gelangten: die Volksbücher, der Sprichwörterschatz und das Fastnachtsspiel. Das Volkslied ist das letzte Zeugnis dieser Einheitlichkeit des Volkes, das bald in die schwersten religiösen, sozialen und geistigen Konflikte geriet.

Dem Anteil der Masse an dieser Kunst kam ein Ereignis entgegen: die Erfindung der Buchdruckerkunst. Wohl gab es auch handschriftlich geschriebene Liederbücher und Flugblätter, denn der Schreiber spielte schon seit dem 13. Jahrhundert eine große Rolle und entwickelte eine umfassende Tätigkeit bis zur und auch noch nach der Erfindung der Buchdruckerkunst. Nun kamen zahlreiche Liederbücher und -blätter mit einem oder mehreren Liedern in allen Formaten aus den Druckereien in Straßburg, Nürnberg usw. Diese billigen Liederbüchlein enthielten auch die oft von den Sängern erfundene Weise im mehrstimmigen Tonsatz. Die Sammlungen stammen nicht aus den Kreisen der Poeten selbst, sondern von Laien. Nennen wir nur die beiden bekanntesten: das ‚Lochheimer Liederbuch‘, das um 1450 entstanden ist, und Forsters ‚Frische teutsche Liedlein‘ um 1550. Daneben die zahlreichen Liederblätter wie das ‚Giessner Liederblatt‘ usw., das ‚Heidelberger Blatt‘ usw., die uns die meisten Volkslieder bewahrt haben.

Eine genauere Charakteristik der Volkslieder führt uns zu der Einheitlichkeit des Gefühlslebens im ausgehenden Mittelalter zurück. Obwohl nämlich das Volkslied Ausdruck der bürgerlich-städtischen Kultur ist, ist ihm die Popularität der gesamten Nation dadurch gesichert, daß es zwei wesentlichen Mächten des früheren Mittelalters noch einen ziemlich großen Raum gewährt: der Kirche und dem Rittertum. Die religiösen Gefühle waren weitgehend Gemeingut des Volkes, und die Ausrichtung der unteren Schichten nach dem Adel in seinen Lebensgewohnheiten, wie sie mindestens in der Sehnsuchtsträumen des Volksliedes zum Ausdruck kommt, verdeckten zeitweise den Abgrund, der sie sozial trennte. Der Grundzug dieser Zeit — wir sagten es schon — war ein materieller, auch in bezug auf das geistige Leben; im Volkslied hat sich die Sehnsucht erhalten, hier leben die poetischen Ideale der höfischen Zeit fort, angepaßt natürlich an die Denk- und Fühlweise des Volkes. Alles andere, was auch darin gewesen sein mag, — das Volkslied war ja schließlich das Werk eines Einzelnen und hatte oft durchaus persönliche Züge — ist beim häufigen Singen fallen gelassen worden. Es bleiben übrig die Bilder, Vorstellungen und Gedanken der Allgemeinheit, dem entspricht der einfache Versbau und die leicht faßliche Ausdruckweise.

Falsch wäre es darum, unsere Aufgabe diesem Erbe gegenüber so aufzufassen, nur nach „Zündstoff unseres Freiheitskampfes“ in diesen Liedern zu suchen, wie es kürzlich in einer antifaschistischen Jugendzeitschrift gefordert wurde. Es ist zweifellos richtig, daß alle diese Lieder verbunden sind mit dem Leben und der Arbeit des Volkes, es ist ebenso sicher, daß sie, historisch gesehen, fortschrittlich sind, in dem Sinn nämlich, daß sie die ersten uns überlieferten Dichtungen sind, die weder der geistlichen noch der feudalen Schicht, sondern der aufsteigenden bürgerlichen Klasse angehören. Dadurch gehören sie nicht nur in die *Kontinuität unseres Erbes*, sondern bezeichnen einen wichtigen Markstein. Wir würden hingegen den gesamten Charakter des Volksliedes falsch interpretieren, wenn wir nur die wenigen sogenannten Kampflieder jeder Zeit herausuchten und von ihnen ganz allgemein Schlüsse auf das Volkslied zögen. Denn ein eigentliches Kampflied

war das Volkslied nicht, und unter den vielen uns überlieferten sind nur sehr wenige, denen wir diesen Namen zusprechen können. Hier erhebt sich natürlich die Frage, ob es nicht unter den Volksliedern Kampflieder gegeben hat, die mehr noch als das gewöhnliche weltliche Volkslied unterdrückt und uns daher nicht überliefert worden sind. Obgleich diese Möglichkeit durchaus nicht ausgeschlossen werden kann, fehlen uns jegliche Beweise oder Spuren.

Wir sagten, daß sich im Volkslied die Sehnsucht nach einem schöneren Leben bewahrt habe. Es gibt, wie Huizinga in seinem Buch über die ‚Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und in den Niederlanden‘ auseinandersetzt, drei Wege, diese Sehnsucht zu stillen. Der erste ist die Abwendung von der Welt, die Flucht in das Jenseits, in den Glauben. Dieser Weg war durch die Macht der mittelalterlichen Kirche dem Geist lange Zeit so eingeprägt, daß er die anderen Möglichkeiten fast ausschaltete. Der zweite Weg ist der Kampf um die Verbesserung und Vervollkommnung der Welt. Diesen Kampf hat das Mittelalter kaum gekannt. Die Welt war so gut oder so schlecht, wie Gott sie eben geschaffen hatte, sein Schöpferwille auch im Schlechten sichtbar. Ein bewußter Wille, die Welt zu verändern oder zu bessern, sie politisch oder gesellschaftlich zu reformieren, setzte sich nur allmählich durch. (Aus diesem Grunde ist der Bauernkrieg so bedeutungsvoll für die revolutionäre Tradition, ausgelöst wurde er aber auch erst durch die Reformation, wie „alle mittelalterlichen Aufstände religiöse Färbung haben“. [Engels]) Da dieses bewußte Streben fehlte, ist in das Volkslied erstaunlich wenig eingegangen von den sozialen oder politischen Kämpfen, die es um diese Zeit doch gab: weder der Kampf der Städte um ihre politische Selbständigkeit, noch der Kampf der Zünfte gegen das Patriziat haben im Volkslied einen nennenswerten Niederschlag gefunden, ebensowenig wie eben der Bauernkrieg. Das Volkslied ist kein staatliches oder politisches Lied wie Walthers Sprüche, es versucht fast nie einzugreifen, allerhöchstens schildert es einmal schlechte Zustände. Historische Lieder gibt es in großer Zahl, besonders Schlachtgesänge und Kampfschilderungen. Eine Ausnahme mögen die Lieder aus den Freiheitskämpfen der schweizer oder der dithmarschener Bauern gegen die Vögte sein; beides aber waren im gewissen Sinne lokale Kämpfe, noch dazu in Ländern, deren sprachliche Entwicklung allein schon die volksliedmäßige Verbreitung ihrer Lieder verhindert hat. So schreibt selbst noch Achim von Armin in seinem Geleitwort zum ‚Wunderhorn‘ 1805:

Die zahlreichen schweizer-Lieder (beym Staubbach wurden mir unzählige gesungen, aber ich konnte keines verstehen und herausbringen) verdienten ganz besonders eine treue Aufzeichnung von einem würdigen Gelehrten des Landes, es gibt große Helden-gedichte noch unter dem Volke.

Diese Sammlungen sind unterdessen entstanden. Der schweizer Hausgiebels, den A. Wolfenstein in seine ‚Stimmen der Völker‘ aufgenommen hat, gibt eine Probe von dem, was da vorhanden ist und doch einmal für unseren heutigen deutschen Kampf fruchtbar gemacht werden sollte:

Die Bauern und die Andern

Wenn die Bure z' Acher fahren,
können wir die Schuch ersparen.
Wenn die Bure müend bucken,
göhnd wir mit ufrechten Rucken.

Wenn die Bure frueh ufstehen,
können wir im Bett uns drehen.
Wenn die Bure wilde haue,
sitzen wir daheim bi'n Fraue.

Das deutsche Volkslied hat zur Gestaltung der Sehnsucht meist den dritten Weg gewählt: den Weg in die Welt der Phantasie. Das Leben wird weder verneint noch verändert, sondern es wird gefärbt. Diese Lieder vermitteln uns einen Ausblick auf das geträumte Glück einer schönen Vergangenheit, eines idealisierten Heldentums, auf die Natur und ihre Beziehung zum Menschen, auf Freud und Leid der Liebe, auf die Abenteuer. Dazu kommen die materiellen Genüsse des Essens und Trinkens, die eine große Rolle spielen, und so sind diese Lieder meist Ausdruck einer primitiven Lebensfreude. Vielleicht nicht einer ganz echten, denn wir sahen bereits den drohenden Abgrund der sozialen und religiösen Kämpfe. Im Volkslied aber hat sich gerade das Volk die Enklave eines — wenn auch nur geträumten — Glücks geschaffen. Zu diesem Volksliederschatz, der noch die verschiedensten Ursprünge deutlich zeigt (in den Trinkliedern und Streitgedichten einen Rest der Dichtung der fahrenden Kleriker, in den Lügen- und Rätselliedern, den Schwänken und Parabeln, das wahre Erbe der fahrenden Spielleute) gehören die uns seit unserer Jugend vertrauten Lieder unserer Schul- und Gesangbücher, hierher gehören die Abschieds- und Liebeslieder, die Balladen und Heldenlieder, die bukolischen Lieder, die Wander- und Landsknechtslieder, die Zunft- und Spinnlieder, die Soldatenlieder, die Sauf- und Freßlieder, die Bauern- und Tanzlieder, die Kinderlieder, Schwänke und Schnurren, die wir aus dem „Zupfgeigenhansl“, aus älteren Schul- und Liederbüchern und selbst aus dem Kommersbuch kennen. Dieses ganze Liedergut gilt es zu sichten und das Wertvolle bei unserer Jugend wieder zu erwecken.

Einige wenige Liederanfänge mögen alte Erinnerungen auffrischen:

Ade nun zur guten Nacht! / Jetzt wird der Schluß gemacht...
Drei Laub auf einer Linden blühen also wohl...
Rosenstock, Holderblüh! Wann i mein Dirndl sieh,...
Feinsliebchen, du sollst mir nicht barfuß gehn...
Wär ich ein wilder Falke...
Ich hab die Nacht geträumet wohl einen schweren Traum...
Es war ein Markgraf überm Rhein...
Es wollt ein Mägdlein früh aufstehn...
Die Gedanken sind frei...
Horch was kommt von draußen rein?...
Hab mein Wage voll gelade, voll mit alte Weibsen...
Zehntausend Mann, die zogen ins Manöver...
Zu Regensburg auf der Kirchturmspitz...
Ein Vogel wollte Hochzeit machen...

Ohne also diesen eigentlichen Charakter des Volksliedes zu verkennen, müssen wir uns darüber klarwerden, welche wirklich fortschrittlichen Tendenzen — wenn auch erst in Ansätzen — im Volkslied schon vorhanden waren. Es wird vielleicht nur ausnahmsweise möglich sein, diese halbvergessenen Lieder wieder lebendig zu machen; immerhin ist es wichtig festzustellen, wie diese ersten Zeugnisse bürgerlicher Dichtung beginnen, bewußt gegen die Reaktion zu kämpfen.

Auch in diesen Liedern ist der kirchliche Einfluß nach wie vor vorhanden, aber neben der Fügung in Gottes Willen ist hier doch ein Wille, die Welt zu verändern, gelegentlich zu erkennen. Zum Beispiel in dem Lied ‚Wilhelm Tell‘ (ein oft weit über die Schweiz hinaus besungenes Thema) kommt das klar zum Ausdruck:

Wilhelm bin ich der Telle
Von Heldenmut und Blut,
Mit meinem Geschoß und Pfeile
Hab ich die Freiheit gut
Dem Vaterland erworben,
Vertrieben Tyranny,
Einen festen Bund geschworen
Haben unsere Gesellen drey.

Uri, Schweiz und Unterwald,
Befreit von dem Reich
Litten großen Zwang und Gewalt
Von Vögten unbillig.
Kein Landsmann durft nicht sprechen
Dies ist mein eigen Gut,
Man nahm ihm also freche
die Ochsen von dem Pflug.

Das hat mich verursacht,
daß ich mein Leben g'wagt,
Den Jammer ich betrachtet,
des Landmanns schwere Klag:
Viel lieber wollt ich sterben,
Denn leben in solcher Schand,
Dem Vaterland erwerben
Wollt ich den freien Stand.

Kein ander Gut noch Beute
begehrten wir insgemein
Denn die Gewalt auszureiten,
Das Land zu machen rein;
Wir fanden ja keine Rechte
Kein Schirm, kein Obrigkeit
darum mußten wir fechten,
Gottes Gnad war uns bereit.

Da fing sich an zu wehren
Eine werthe Eidgenossenschaft;
Man griff gar bald zum Gewehren,
der Feind der kam mit Kraft;
Den Ernst wir da nicht sparten,
Und schlugen tapfer drein,
Wohl an dem Morgarten,
Der Letzt wollt keiner sein.

Wir schlugen da den Adel
Mit aller seiner Macht,
Gestraußt han wir den Wadel
Dem Pfau, der uns veracht.
Ein Pfeil hat uns gewarnet,
Das Glück stand auf der Wag,
Car sauer han wir erarnet
Zwei Sieg an selbem Tag.

Das merket fromm Eidgenossen,
Gedenket oft daran,
Das Blut für euch vergossen,
laßt euch zu Herzen gahn;
Die Freiheit thut euch zieren,
Darum gebet Gott die Ehr,
Und sollt ihr die verlieren,
Sie würd euch nimmermehr.

Die Müh ist wohl gepflanzt,
Mit eurer Väter Blut,
Die Freiheit der edle Kranze,
Den haltet wohl in Hut;
Den wird man euch abstechen
Sogleich zur solchen Zeit,
Wenn Treu und Glaub wird brechen
Durch Eigennutz und Geiz.

Sehr verbreitet sind die Lieder, die den Versuch einer Überwindung des Standesunterschiedes, die die Liebe zwischen Ritter und Magd, Grafen und Jungfer besingen und meist mit der Vereinigung der Liebenden, mindestens im Tode, enden. In die gleiche Kategorie gehört auch die Klage eines adligen

Mädchens, das seinen Stand verflucht, weil es nicht lieben darf, wen es will:

O du verdammtes Adelleben!
O du verdammter Fräuleinstand!
Jetzt will ich mich der Lieb ergeben,
der Adel bricht mein Liebesband:
Ach dacht ich oft bei mir so sehr,
Ach wenn ich nur kein Fräulein wär.

Drum will ich meinen Stand verwandeln,
Will ein Bauerndirne sein,
Damit ich nicht modest muß wandern
Und krank ind Fräuleinstift hinein,
Bald denke ich nun gar nicht mehr,
Daß ich ein Fräulein war und wär.

Gleichzeitig wird der Standesdünkel, die „Adelssucht“ der Bauern ins Lächerliche gezogen:

Mancher jetzund nach Adel strebt,
hätt er nicht Geld,
würd öfter um sich schauen,
gegenen wer sein Vater war,
ders ganze Jahr
den Acker mußte bauen;
der jetzund sich
so gar höflich
beyn Leuten thut aufschmücken,
hälts nicht dafür,
daß er den Pflug kann zwicken.

Wenn er nun kommt zum Abendtanz,
so gilt sein Kranz
mehr denn der andern allen.
Er krümmt sich fast nach Adelssitt,
sein gemessner Tritt
thut ihm selbst wohlgefallen.
Wer hält vertraut,
daß solches Kraut
in Dörfern auch sollt wachsen?
Wenn er nur spricht,
er ist erwischt,
ist bauerlich ausgelassen...

Not und Armut finden nur selten Niederschlag im Lied: eines der wenigen ist ‚Verspätung‘.

Mutter, ach Mutter! es hungert mich.
Gieb mir Brot, sonst sterb ich.

Warte nur mein liebes Kind!
Morgen wollen wir säen geschwind.

Vom Kampf der Städte gegen die Fürsten berichtet das Lied ‚Die Magdeburger Fehde‘, in dem es heißt:

Auf einem Dienstag das geschah,
Magdeburgs Panier man schweben sah,
wohl auf dem weiten Felde.
Da war mancher stolzer Kriegermann
bey den friskühnen Helden.

Arndt Jordan der Bürgermeister genannt,
im Feld ist er gar wohl bekannt,
er ist also verwegen,
er will selbst an der Spitze sein
und warten da der Schläge.

Magdeburg bist du uns wohlbekannt,
du trägst eine Krone über das Land,
dein Lob, das will ich preisen,
dein Treu, die ist offenbar,
mit Gesang will ichs beweisen.

Die Fürsten zogen schnell davon,
im Kriege wollten nicht bestohn,
wohl in der rechten Stunde;
der Bürger Banner schwebte dar,
der Fürsten ihr war verschwunden.

Im Volkslied bereitet sich weiter der dann in der Reformation ausbrechende Kampf gegen den Klerus vor; am populärsten wird dieses Thema in den zahlreichen Klageliedern der Mädchen, die ins Kloster gehen müssen. Eines der aufschlußreichsten, wenn auch späteren Lieder ist ‚Aufklärung‘, das die Auseinandersetzung eines Gläubigen mit den Lehren der aufgeklärten Zeit zeigt:

Was soll ich thun, was soll ich glauben?
Und was ist meine Zuversicht?
Will man mir meine Zuflucht rauben,
die mir des Höchsten Wort verspricht?
So ist mein Leben Gram und Leid
in dieser aufgeklärten Zeit.

Ein jeder schnitzt sich nach Belieben
jetzt selber die Religion,
Der Teufel, heißt es, ist vertrieben,
und Christus ist nicht Gottessohn,
Und nichts gilt mehr Dreyeinigkeit,
in dieser aufgeklärten Zeit.

Nach Aufzählung aller Sünden dieser ‚verderbten Zeit‘ fährt der Sänger fort:

O laßt mich doch bei meiner Bibel,
laßt mich in meiner Dunkelheit:
denn ohne Hoffnung wird mir übel,
bei dieser aufgeklärten Zeit;
und ohne Hoffnung bin ich hier
ein elend aufgeklärtes Tier.

Drum Thoren sprecht, ich mag
nichts hören,
verschonet mich mit eurem Gift,
gesetzt, wenn es auch Fabeln wären,
das, was ich lese in der Schrift,
so macht mich doch dies Fabelbuch
zum Leben und zum Sterben klug.

Unter den Soldatenliedern gibt es zahlreiche Anklagen gegen den Zwang dieses Standes. Denken wir nur an „Zu Straßburg auf der Schanz“ oder „Jetzt geht der Marsch ins Feld“, wo es heißt:

der Kaiser, der tut schlafen
Soldaten müssen wachen;
dazu sind sie bestellt.

Hierher gehört auch Heines Lied „Berlin“, das eine ziemlich getreue Bearbeitung eines weit verbreiteten Volksliedes darstellt.

Ein schönes Landsknechtslied, das über das bloße „Stich und Hieb“ hinausgeht, hat Zinkref nach einem Kampflied aus dem dreißigjährigen Kriege aufgezeichnet:

Drum gehe tapfer an, mein Sohn, mein Kriegsgenosse,
schlag ritterlich darein, dein Leben unverdrossen
fürs Vaterland aufzeu, von dem du frey es auch
zuvor empfangen hast, das ist der Deutschen Brauch.
Dein Herz und Auge lass mit Eifers Flamme brennen,
kein menschliche Gewalt wird dich vom andern trennen.
Es wehr von deinem Haupt die Fahne bald hinweg,
der Jugend Übermuth, der Unordnung erweckt.

Kannst du nicht fechten mehr, du kannst mit deiner Stimme,
kannst du nicht rufen mehr, mit deiner Augen Grimme
den Feinden Abbruch thun in deinem Heldenmuth,
nur wünschend, daß du theur verkaufen mögst dein Blut.
Im Feuer sey bedacht, wie du das Lob erwerbest,
daß du in männlicher Postur und Stellung sterbest,
an deinem Ort bestehst fest mit den Füßen dein,
und beiß die Zähn zusamm und beyde Leizen ein.

Daß deine Wunden sich lobwürdig alle befinden,
da vorne auf der Brust, und keine nicht dahinten,
daß dich dein Feind der Tod im Tod bewundernd zier,
dein Vater im Gesicht dein ernstes Leben spür.
Mein Sohn, wer Tyrannei geübriget will leben,
muß seines Lebens sich freiwillig vor begeben,
wer nur des Tods begehrt, wer nur frisch geht dahin,
der hat den Sieg und dann das Leben zu Gewinn.

Alle diese Proben zeigen zwar einen ausgesprochenen kämpferischen oder sozialen Charakter. Aber man darf dabei nicht übersehen, daß sie die Ausnahme darstellen, denn mit ihnen ist die Auswahl dieser Art aus ‚Des Knaben Wunderhorn‘ im wesentlichen erschöpft, und diese klassische Sammlung deutscher Volkslieder zählt nicht weniger als siebenhundert Gedichte. Selbst

ein Lied wie das obengenannte mit dem bekannten Kehrreim „Die Gedanken sind frei“ stellt in seiner eigentlichen Volksliedfassung im ‚Wunderhorn‘, wo es seinen Platz zwischen zwei Spinnerliedern erhalten hat, eine Art Liebesdialog zwischen einem Gefangenen und seinem Mädchen dar.

Selbstverständlich müßte nicht nur das ‚Wunderhorn‘, sondern das gesamte Gut, das heute an deutschen Volksliedern vorliegt, auf seinen geschichtlichen und im besonderen auf seinen sozialen Gehalt hin durchforscht werden, wofür weiter unten noch einige Hinweise gegeben werden.

Hier wäre für die freiheitliche deutsche Jugend eine große und dankbare Aufgabe. In vielen Fällen wird das Ergebnis zwar nur wissenschaftlich interessant sein, diese Lieder sind aus „unseren Ohren verklungen“, höchstens noch der Forschung bekannt. Aber hier hat gerade eine lebendige Jugend festzustellen, ob diese Lieder auch und gerade für uns lebendig sind. Einige von ihnen mögen bereits „belebt und verherrlicht zum Volke zurückgekehrt sein, von dem sie zum Teil gewissermaßen ausgegangen“, wie dies Goethe in seiner Besprechung des ersten Bandes des ‚Wunderhorn‘ wünschte. der größte Teil der Lieder, den das deutsche Volk bewahrt hat, ist durch jahrhundertelange Überlieferung in Familie und Schule immer wieder weitergegeben worden. Dieses Gut muß unserer Jugend erhalten bleiben.

Wir sahen, daß das Volkslied im 15. Jahrhundert noch die größte Verbreitung hatte. Um 1600 wurde mit dem Heraufkommen des Humanismus das weltliche Volkslied aufs neue, und diesmal für immer verdrängt. Aus Italien kam ein neuer Musikstil: der begleitete Sologesang. War das Volkslied ein Untertauchen des Einzelnen im Volksganzen, so strebte der neue Stil gerade nach der Hervorhebung der Persönlichkeit aus der Allgemeinheit, nach der Entfaltung der Persönlichkeit. Es ist der Beginn der Trennung zwischen Publikum und Künstler, die bis dahin weitgehend identisch waren.

Das Volkslied aber erhielt sich im geistlichen Lied. Luther war nicht nur ein guter Kenner der Musik, er wußte auch, was das Volkslied im Leben des Volkes und als Waffe für seine Lehre bedeuten konnte und machte es sich weitgehend nutzbar. Zum erstenmal wurde in der Luther-Zeit die Trennung zwischen weltlichem und geistlichem Lied aufgehoben, und ein großer Teil der Volksweisen wurde beibehalten und nur durch kleine Textabänderungen dem kirchlichen Zweck angepaßt. Ein solches Volkslied, das „geistlich gewendet“ worden ist, ist beispielsweise ‚Vom Himmel hoch, da komm ich her‘, dessen ursprünglicher Beginn lautete:

Ich kumm aus fremeden Landen her
und bring euch vil der neuen mår.

Die Reformationslieder hatten zweifellos einen stark kämpferischen Charakter. Ein Lied wie Luthers ‚Eine feste Burg‘, das Heine die „Marseiller Hymne der Reformation“ genannt hat, steht hier an erster Stelle.

Im 17. und 18. Jahrhundert war für das Volkslied keinerlei Interesse vorhanden, es war völlig verschollen. Die Gelehrten dieser Zeit übertrugen

auf Deutschland, was für Italien zutraf, sie hielten das Mittelalter für den Einbruch der Barbarei.

Der erste, der den Volksliedern wieder Beachtung schenkte, war Herder. Er sah in ihnen, wie in jedem Werk des Geistes, einen wesentlichen Teil der Geschichte der Nationen verkörpert:

Das menschliche Geschlecht ist zu einem Fortgange von Szenen von Bildung, von Sitten bestimmt... Wenn alle mit zum Ganzen des fortgehenden Schauspiels gehören, so zeigt sich in jeder eine neue, sehr merkwürdige Seite der Menschheit.

Herder hatte die Lieder im Volke singen hören und war tief beeindruckt durch die Stärke des Ausdruckes und der Sprache. Es gab damals niemand, der sich für sie interessierte, der sich gar die Mühe gemacht hätte, sie aufzuzeichnen.

„Und wer ist“, schreibt Herder, „der sie sammle... sich um Lieder des Volkes bekümmere auf Straßen und Gassen und Fischmärkten? im ungelehrten Rundgesang des Landvolkes? um Lieder, die oft nicht skandiert und oft schlecht gereimt sind — wer wollte sie sammeln? Wer für unsere Kritiker, die ja so gut Silben zählen und skandieren können, drucken lassen?“

Die Sammlung, die Herder dann von Liedern aller Völker unternahm, und die unter dem Titel ‚Stimmen der Völker‘ bekannt ist, beruht meist auf zufälligen Funden mündlicher oder schriftlicher Überlieferung. Sein Beginn wirkte trotz starker Opposition, die er herausforderte, ungeheuer auf die Sammlertätigkeit, und in den Almanachen der Zeit taucht manches bis dahin verschollene Volkslied auf. Goethe zum Beispiel wurde durch Herders Anregung ein eifriger Sammler. Im Jahre 1771 schreibt er an diesen:

Genug, ich habe noch aus Elsaß zwölf Lieder mitgebracht, die ich auf meinen Streifereien aus denen Kehlen der ältesten Müttergens aufgehascht habe... Sie waren Ihnen bestimmt, Ihnen allein bestimmt; so daß ich meinen besten Gesellen keine Abschrift aufs dringendste Bitten erlaubt habe... aber ich habe sie bisher als einen Schatz an meinem Herzen getragen, alle Mädchen, die Gnade vor meinen Augen finden wollen, müssen sie lernen und singen...

Herders Werk wurde für Deutschland ausgebaut und wesentlich erweitert durch ‚Des Knaben Wunderhorn‘ Arnims und Brentanos. Ihre Sammlung, die sich ebenfalls auf mündliche und schriftliche Überlieferung stützt, ist ein dichterisches, kein wissenschaftliches Werk. Es ist entstanden, wie alle Bemühungen der Romantiker um die mittelalterliche Dichtung, aus der Opposition gegen den Rationalismus ihrer Zeit und aus der Liebe zum mittelalterlichen Katholizismus. Das Werk erschien zur Zeit der Napoleonischen Fremdherrschaft und sollte das Nationalgefühl der Deutschen durch Beschwörung der Vergangenheit wecken. Auf der anderen Seite wandten sich die Romantiker dem Mittelalter zu, weil die „Leere“ ihrer eigenen Zeit sie abstieß. Dadurch, daß bereits Ursprung und Entstehungszeit der Lieder in ihren Augen einen Wert darstellte, wurde auch manches vom rein künstlerischen Standpunkt wertlose Lied aufgenommen, während auf der anderen Seite aber auch wirklich Wertvolles gefunden und vor allem in heute noch vorbildlicher Vollständigkeit gesammelt wurde. Wie weit die Lieder durch das ‚Wunderhorn‘ wirklich ins Volk gedrungen sind, oder wie weit sie sich

selbst im Volke bewahrt haben mögen, eins ist sicher: sie haben einen starken Einfluß auf die deutschen Dichter gehabt; viele Gedichte von Claudius, Heine, Eichendorff, Mörike, Uhland, Lenau und anderen, auch von Goethe, sind ohne diese Bemühungen um das Volkslied nicht denkbar. Goethe selbst hat einmal erklärt, daß er seine Neigung zu diesen Liedern mehrmals durch Nachbildung bezeugt habe. Wir wissen andererseits wieder, wie wichtig diese Dichtungen für die Entwicklung des deutschen Liedes, besonders bei Schubert, Schumann, Brahms, Hugo Wolf und in neuerer Zeit vor allem bei Gustav Mahler gewesen sind.

Nun fehlte noch eine wissenschaftliche Ausgabe der Volkslieder, und es war Ludwig Uhland, der sie als erster unternahm. Das Verdienst, das den Gebrüdern Grimm für das Märchen gebührt, kommt Uhland für das Volkslied zu. Nach ihm sind viele andere Sammlungen entstanden, die sich auf eine bestimmte Art von Liedern oder auf eine bestimmte Landschaft spezialisierten; für alle aber ist Uhland durchaus maßgebend geblieben. Er hat von 1835 an Reisen durch ganz Deutschland unternommen und Lieder gesammelt, außerdem stützte er sich auf ältere Urkunden, vor allem Handschriften und frühe Drucke. Uhland hat, wie auch Arnim und Brentano, die Lieder teilweise restauriert, aber er hat doch viel weitgehender als diese, durch Bewahrung des Dialekts und der alten Schreibweise, ihr Lokalkolorit erhalten.

Noch einmal ist das Volkslied wirklich mit neuem Leben erfüllt worden: die deutsche Jugendbewegung, gleich welcher Richtung, hat sich dem Volkslied mit besonderer Liebe zugewandt. Es spielte zusammen mit dem Volkstanz eine wichtige Rolle auf ihren Fahrten und in ihrem Gemeinschaftsleben überhaupt, und der „Zupfgeigenhansl“, diese Sammlung der zu neuem Leben wiedererweckten Volkslieder, fand in breite Volksschichten Eingang.

Heute sucht der deutsche Faschismus sich auch des Volksliedes gewaltsam zu bemächtigen und man verbindet mit ihm vielfach nur Singabende und Rundfunksendungen der Hitlerjugend. Ihre Führer kennen die demagogische Verwendungsmöglichkeit des alten Liedes nur zu gut, um die ihnen ausgelieferte Jugend Landsknechts- und Kriegsgesänge genau so singen zu lassen, wie die Weisen von Liebe und Natur, auch auf diesem Wege versuchen sie ihr „totales“ System zu legitimieren. In Wirklichkeit ist das Volkslied wichtig als Zeugnis der aufkommenden bürgerlichen Kultur und als literarisches Erbe, dessen wahre Bedeutung herauszuarbeiten und lebendig zu erhalten gerade im Kampfe um die deutsche Freiheit eine wichtige Aufgabe bleibt. Denn die Erhaltung und Fortbildung echter Volksdichtung ist untrennbar von einem freien Volksleben wie alles echte Schaffen von der Freiheit überhaupt. Heute gilt es, die Brücke der Freiheit von der Vergangenheit in die Zukunft des deutschen Volkes zu schlagen.

Es gibt eine Zukunft und eine Vergangenheit des Geistes, wie es eine Gegenwart des Geistes gibt, und ohne jene, wer hat diese?

schrieb Arnim mit Recht im Geleitwort zum „Wunderhorn“.

VON DEN METHODEN DER SCHRIFTSTELLER IM LANDE

Die Schriftsteller im ‚Dritten Reich‘ bevorzugten die Metapher, um sich verständlich machen zu können. Umwege führen nicht selten eher zur Wahrheit als die geraden Wege. Auch dürfte es nicht leicht sein, in jedem Falle zu deuten, was ein Dichter in einer Naturschilderung preisgab, preiszugeben suchte. Vielfältig sind die Methoden des Dichters, der Umwelt, den Zeitgenossen begreiflich zu machen, was ihn bei der Betrachtung der Vorgänge seiner Epoche bewegt und erfüllt. Selbst die Lüge kennt noch Gradunterschiede, es ist immer schwer, die Wahrheit überzeugend zu sagen, es ist schwer, die Lüge zu vermeiden, sich nicht zu irren.

Dem Dichter sind viele Mittel gegeben, sich mitzuteilen. Ohne Zweifel hat man in unserer Literatur eine Periode überstehen müssen, in der man sich rasch einander Mitteilungen machte, die Worte leicht wogen, und der Leser selbst der Sprache, des Ausdrucks nicht achtete. Es muß seinen Grund haben, wenn man eine Weile kein Gehör mehr für Lyrik zu haben schien, und Lyrik sogar mißachtet wurde.

Die Aufgabe des Schriftstellers im ‚Dritten Reich‘ ist mühsam zu bewältigen, sie beginnt mit der Stoff- und Themawahl, sie ist hier schon von großer Schwere, aber die Hauptarbeit beginnt bei der Gestaltung des Ausdrucks, der Verwendung des Wortes, der Bildung des Satzgefüges und der Konstruktion der Nebensätze. Auch kann man nicht außer acht lassen, welche Erzählungsform ein Dichter bevorzugt. Selbst die Rede in der ersten Person kann wieder von besonderer Bedeutung sein wie die Zeit- und Ortangaben keineswegs zufällig sind. Auch der Beruf der Hauptpersonen dürfte seinen Sinn haben, wie es wichtig ist, ob eine dargestellte Figur arbeitslos ist, der besitzenden Klasse oder einer Organisation des Regimes angehört. Zuweilen ist es aufschlußreich, festzustellen, was ein Dichter nicht sagt, oder wie er landesübliche Anschauungen, befohlene Auffassungen, Formulierungen negiert oder ignoriert. Alle solche Momente waren stets bedeutsam, aber schon früher übersah man sie zu leicht, heute sind sie zuweilen entscheidend für das Wollen eines Dichters im ‚Dritten Reich‘. Auch muß man wissen, Anspielungen zu verstehen, denn diese Schriftsteller spielen oft Fangball mit dem Leser, werfen ihm den Ball in bestimmter Absicht zu; ihre Enttäuschung dürfte groß sein, wenn man ihnen den Ball nicht zurückwirft oder nicht begreift, weshalb er in einem sehr bestimmten Bogen geworfen wurde. Auch ist der Schriftsteller einsam, sein Wort hat nur selten das Echo, das sich der Schreibende und Gestaltende wünscht. Ein zweifelhaftes Handwerk war schon längst die Buchkritik, die sich begnügte, Waschzettelformulierungen zu bilden, allenfalls einige Angaben über Inhalt und Thema zu machen, mit dem Dichter, den jedes Wort, jedes Komma verriet, beschäftigte man sich nur

selten. Im ‚Dritten Reich‘ macht das Verbot der Kritik jede Auseinandersetzung mit dem Werk eines Dichters unmöglich. So wird er eingesponnen in seine Welt, isoliert und sitzt an einer Sendestation, ohne daß ihm selbst ein Empfangsgerät zur Verfügung steht.

Es ist notwendig, die Bedingungen eines Schriftstellers im ‚Dritten Reich‘ zu prüfen und zu erkennen, unter denen er arbeitet. Und es genügt nicht allgemein zu sagen oder zu schreiben, es gäbe zahlreiche Schriftsteller im ‚Dritten Reich‘, die nicht mit dem Regime einverstanden seien, und denen man sich verbunden fühlen müsse. Es war richtig, daß sich diese Ansicht Bahn brach und der Versuch gemacht wurde, diesen Schriftstellern zum Ausdruck zu bringen, daß man ihre Tätigkeit zu bewerten wisse. Aber im allgemeinen blieb und bleibt es bei solchen allgemeinen platonischen Wendungen. Die Schriftsteller und ihre Werke, an die man dachte, bleiben unbekannt und ungenannt. Dafür gibt es sehr triftige Gründe, aber man muß die Methoden finden, um sich mit solchen Schriftstellern auseinanderzusetzen, mindestens aber auf ihre Produktion in gewissen Formen einzugehen. Wir wissen in der Tat sehr wenig von diesen Schriftstellern, und obendrein sind Irrtümer bei der Auswertung ihrer Produktion möglich. *Eines* steht wohl fest: bestimmte schriftstellerische Aufgaben dieser Periode sind nicht nur den Schriftstellern *eines* Landes gestellt. Die Diskussion über den historischen Roman wird zum Beispiel seit geraumer Zeit auch im ‚Dritten Reich‘ nicht ohne Intensität geführt, und es ist bestimmt kein Zufall, daß sich Angehörige deutscher Minderheiten mit besonderer Aktivität an dieser Auseinandersetzung beteiligen, es geschieht nicht ohne Einwirkung durch die Diskussionen unter den Vertretern der *freien* deutschen Literatur. Muß man es sagen, daß die Wirkungen der Werke und der Haltung der in Freiheit schaffenden deutschen Schriftsteller auf die Literatur im Lande größer sind, als allgemein angenommen wird? Daß man sich nur mühsam diesen Wirkungen zu entziehen vermag, und sich zu einer Verteidigung genötigt glaubt? Wobei man Spekulationen von Verlegern außer acht lassen kann, die etwa einen Schriftsteller beauftragen, über ein Thema zu schreiben, weil etwa Stefan Zweig das gleiche Thema zuvor behandelte und erfolgreich war.

Der Schriftsteller im ‚Dritten Reich‘ ist einsam und ohne Echo. Wenn er zu schreiben beginnt, sieht er sich in einen engen Raum gedrängt, vieles, was ihn beschäftigt, muß er verschweigen, eigentlich müßte er zu allem schweigen, wenn er schreiben wollte, wie bis zum Jahre 1933. Aber man kann dem Seidenwurm nicht verbieten zu spinnen, auch kommen nun allmählich jüngere Kräfte herauf, deren Vorstellungen von der Vergangenheit nur sehr unbestimmt sind. Auch ist es viel schwerer. Menschen in eine gewisse Richtung zu stoßen, als man sich allgemein vorstellt. Die Zahl der Labilen, Anfälligen ist geringer als es den Anschein hat. Der Schriftsteller am Schreibtisch ist allein, und dies Bewußtsein ist um so stärker, wenn er sich gegen die Gebote und Befehle, die rings um ihn herum erlassen und befolgt werden, sträubt. Ja, schon diese Einsamkeit, dieses Alleinsein macht ihn suspekt. In verschiedenen Blättern des ‚Dritten Reiches‘ führten sie im Herbst 1938 eine lebhaft diskutierte Diskussion über das Recht auf Einsamkeit, es erwies sich, daß der Wider-

stand gegen die Einschränkung jeder nur vorstellbaren persönlichen Rechte diese Auseinandersetzung hervorgerufen hatte. Unzählige, und unter ihnen wieder zahlreiche Intellektuelle, suchen sich dem Zwang zu entziehen, über sich verfügen zu lassen. In der Literatur kommt diese Ablehnung zum Ausdruck.

Kürzlich erschien ein Roman eines jüngeren Schriftstellers, der 1933 gerade angefangen hatte zu publizieren. In diesem Roman, dessen Titel eine Metapher ist, wird das Leben eines jungen Paares in der Krisenzeit geschildert; es sieht sich ganz auf sich allein gewiesen, wehrt sich in individueller Weise gegen Hunger, Not, Hauswirt, Gerichtsvollzieher, verteidigt seine Dachkammerbehausung wie eine Festung, aber die Erzählung spielt schon längst in der Periode nach 1933, und immer noch besteht die gleiche Not, hadern die Menschen untereinander, kämpfen schwere Konflikte durch und sind immer nur ganz auf sich allein angewiesen, der Mensch sucht den Menschen und will ihn nicht loslassen, weil man einander helfen muß. Dieser Mann und diese Frau, deren junge Ehe in diesem Buch geschildert wird, erwarten nichts von andern Kräften, sondern alles nur von sich selbst. Im ‚Dritten Reich‘ wird eine solche Darstellung begriffen werden, die unter andern Umständen und in andern sozialen Verhältnissen nicht nur unverständlich ist, sondern sogar reaktionär und konterrevolutionär wirkt. Geht man nicht von den besondern Bedingungen aus, unter denen ein Schriftsteller arbeitet, wird es unmöglich sein, Sinn und Wesen seines Werkes zu begreifen. Die Beurteilung der schriftstellerischen Produktion setzt ein sehr genaues Studium der Verhältnisse im ‚Dritten Reich‘ voraus, man muß deshalb diese Bücher lesen wie eine Geheimschrift, wobei natürlich die Gefahr besteht, Geheimnisse zu vermuten, wo sie gar nicht vorhanden sind. Auch solche Irrtümer sind möglich. Wissen muß man, daß sich Probleme, Auseinandersetzungen ergeben, die anderswo gar nicht auftauchen können, aber im ‚Dritten Reich‘ vorhanden sind und das Leben eines Menschen bestimmen, den Inhalt seines Lebens ausmachen, seine Haltung gegenüber dem Regime entscheidend beeinflussen.

Der Mensch lebt nicht lange in der Vergangenheit, denn jeder Tag ist mit neuen Zusammenstößen ausgefüllt, stellt Aufgaben, und dies Leben in der Gegenwart ist für einen Menschen im ‚Dritten Reich‘ von erbarmungsloser Härte, ist für viele ein Prometheidendasein. Dies muß man wissen, um überhaupt etwas begreifen zu wollen und zu können. Mit Witzchen und satirischen Randbemerkungen ist es nicht getan, auch muß man aufhören, *alles*, was geschieht, als Seltsamkeiten eines Kuriositätenkabinetts zu betrachten. Jenseits der ‚Kuriositäten‘, jenseits der Agenten, Büttel, Blockwarte, Feldwebel, Feldpolizisten, Zellenmütter, Spitzel und Angeber leben Millionen Menschen von Fleisch und Blut, mit Sorgen und Mühen, leben Menschen, die 80 Stunden und *mehr* wöchentlich arbeiten müssen, sich abschinden wie das Vieh, leben enttäuschte, betrogene, einstige Anhänger, leben Leute, die ein Doppelleben führen, ein Mimikrydasein auf sich nehmen, ihre eigensten, persönlichsten, uns nicht immer verständlichen Konflikte (die wir sogar oft für Bagatellen

halten) ausfechten müssen und sich dabei nirgends auszusprechen vermögen. Alle diese Vorgänge müssen sich doch in der Literatur widerspiegeln, und spiegeln sich auch wider. In dem erwähnten Roman jenes jungen Schriftstellers muß sich der Mann — lange nach 1933 — von seiner Frau und ihrem jungen Kind aus wirtschaftlichen Gründen trennen und in einer anderen Stadt arbeiten. Der Schriftsteller schildert nicht ein Arbeitszwangslager sondern leistet sich die romantische Ironie und versetzt seinen Mann in eine kleine Stadt, um in einem bäuerlichen Betrieb ein stilles Leben voller Arbeit zu führen, aber entscheidend ist, daß es ein stilles Leben abseits der Zwangsorganisationen ist. Der Mann ist dort zufrieden, er ist unter *seinen* Leuten, unter „Verwandten“, denen er vertrauen kann, sich anvertrauen darf. Eines Tages kann er sogar Frau und Kind kommen lassen. Aber ist nun dieses Leben befriedet, gesichert? Das Buch schließt — es ist das Jahr 1937 — mit der Vision unvermeidlicher, neuer drohender, gefährlicher Erschütterungen: der Mensch erblickt plötzlich, wie alles um ihn herum einbricht, versinkt, verschwindet. In einer solchen Untergangsstimmung schließt das Buch eines jungen deutschen Schriftstellers, der im ‚Dritten Reich‘ lebt, und sich in seiner Weise abgrenzt, loslöst.

Dieser Roman ist nur ein Beispiel, aber doch wohl ein sehr aufschlußreiches Dokument für die Haltung eines Menschen, der die Wahrheit sagen will und seinen eigenen Willen auszudrücken versucht.

Hans Berliner

HOCHSTAPLER, EKLEKTIKER, PORNOGRAPHEN

Drei Gipfel der Naziliteratur

„Man kann Goethe nicht populär machen“
(„Nordische Rundschau“, Kiel I. VI. 38.)

Es ist bekannt, welches Doppelspiel die zaristische Regierung zu Lebzeiten und nach dem Tode der großen russischen Klassiker getrieben hat, um vor der Welt so zu tun, als feiere sie das Andenken derer, die mit ihrem Genie der russischen Kultur voranleuchteten, indes sie gleichzeitig alles tat, um zu verhindern, daß die Wahrheit Puschkins, Lermontows, Ssaltykow-Schtschedrins, Tolstojs, Gorkis ins Volk dringe.

Es ist bekannt, daß es gerade die preußischen Könige und deutschen Kaiser waren, die sich dem geistigen Erbe Deutschlands gegenüber mehr als bloß

ablehnend verhielten; angefangen von Friedrich II., der vom Nibelungenlied äußerte: „In meiner Büchersammlung würde ich dergleichen elendes Zeug nicht dulden, sondern herausschmeißen“, — bis zu Wilhelm dem Letzten, der seine Ernst von Wildenbruch und Joseph von Lauff zu großen deutschen Dichtern aufzublasen versucht hat, während er mit souveräner Hohlköpfigkeit auf alles wahrhaft Künstlerische hinabsah.

Es ist bekannt, welch bezeichnendes Material Franz Mehring über die Verfälschung und Verstümmelung der Werke des fortschrittlichsten deutschen **Klassikers** durch die bürgerliche deutsche Literaturwissenschaft in seiner ‚Lessing-legende‘ gesammelt hat.

Weiter ist zu bedenken, daß die Mitwelt manchmal über ihre Dichter Werturteile gefällt hat, die von der Nachwelt korrigiert werden mußten; dabei handelt es sich hauptsächlich um die Überschätzung begabter Mittelmäßigkeiten, die es verstanden, bestimmte Moderichtungen auszunutzen.

Schließlich wurden und werden bei Klassiker-Aufführungen an den Theatern der kapitalistischen Länder durch künstlerische Leiter, Regisseure und Dramaturgen — mit politischem Bewußtsein, also planmäßig, oder einfach aus bürgerlichem Klassengefühl, das als jeweils geeignete Ästhetik formuliert wird — Umstellungen, Zusammenziehungen, Gewichtsveränderungen, Akzentverteilungen, „Verbesserungen“ und Stilbrüche vorgenommen, die die eigentliche Absicht der Autoren mehr oder minder verschleiern, da deren Worte, ursprünglich zwar auf die Lage des damals geistig und politisch unfreien Bürgertums gemünzt, heute von allen unfreien Schichten der Bevölkerung auf sich bezogen werden können.¹

Erinnert werden muß endlich noch, wenn man gewisse Vorgänge des Kunstlebens, oder richtiger Kunststerbens, im ‚Dritten Reich‘ verstehen will, an die Tatsache, daß es von Nero bis zu Wilhelm II. stets Herrscher gab, die sich von ihren Hofschranzen bis zur Pathologie bestätigen ließen, sie seien die größten Sänger, Schauspieler, Dichter, Musiker, Maler, Städtebauer oder — zumindest — Kunstkenner.

Das alles vorausgesetzt, darf man feststellen: niemals und unter keinen Umständen sind alle die oben angeführten Methoden mit solch plumper Frechheit, solchem Zynismus und vor allem in solcher Totalität praktiziert worden wie durch den Hitlerfaschismus. Alles, was uns dort als *offizielles* Schrifttum² entgegentritt, wurde geschrieben und konnte nur geschrieben werden von literarischen Hochstaplern, Eklektizisten und Pornographen.

¹ Ein gutes Beispiel für diesen Vorgang analysiert A. Kurella in Heft 1/1939 dieser Blätter: ‚Ich lese Don Karlos‘.

² Von der inoffiziellen Literatur im ‚Dritten Reich‘ soll in diesem Aufsatz nicht die Rede sein; noch weniger von der oppositionellen, obwohl uns deren Analyse fast noch wichtiger erscheint. Auf diesem Gebiete ist noch vieles nachzuholen; und die letzten Aufsätze Kurt Kerstens in diesen Blättern (‚Die Stillen im Lande‘, Heft 1, ‚Die Opposition der ‚Einsamen‘, Heft 2, und ‚Von den Methoden der Schriftsteller im Lande‘ in diesem Heft, scheinen uns, mag man dem Autor nun im einzelnen zustimmen oder nicht, als ein bedeutsamer und begrüßenswerter Anfang.

HOCHSTAPLER

In den ersten Jahren ihres Unwesens ließen sie dichten, was dichten wollte, wenn es nur das Braunhemd trug; Zeitungen und Zeitschriften hatten Befehl, vom SA-Mann aufwärts alles zu drucken. Davon versprachen sie sich eine Riesenreklame, ein lenkbares Abreagieren aller in der weimarer Republik nicht zu Worte Gekommenen. Das war die Zeit, in der sie noch versuchten, aus Schiller einen Vorläufer des Nazismus zu machen. Doch die Toten wehrten sich, sie wurden ihnen gefährlich. Und gleichzeitig schlug die Wirkung der dilettantischen Propaganda-Dichterei in ihr Gegenteil um: selbst die Willigsten wurden ihrer überdrüssig. Da wurde das Dichten des gemeinen Manns überhaupt verfehmt. Die Jugend wurde gegen die Dichtung aufgehetzt. Es wurde erklärt, daß nur wenige gottbegnadete (und amtlich abgestempelte) Talente das Privilegium hätten, sich in gebundener Rede zu äußern. Die Blunck, Stehr, die Überläufer aller Schattierungen bekamen Hochkonjunktur; sie wurden überall gedruckt — aber nicht gelesen.

Es wäre kurzsichtig, anzunehmen, daß einzig der krasse Dilettantismus der sogenannten SA-Dichtung das Herumwerfen des Steuers um volle 180 Grad veranlaßt habe — näher kommt man den Ursachen, wenn man etwa an die zur selben Zeit im „Berliner Tageblatt“ erschienenen „grundsätzlichen“ Artikel denkt, in denen die bis dahin als höchster künstlerischer Ausdruck des Nazismus gepriesene SA-Dichtung plötzlich als „Dampf hohler Mägen und Krampf aufgerissener Mäuler“ ironisiert wurde. Einen leeren Magen hatten die paar auserwählten „Gottbegnadeten“ allerdings nicht, und so stand nicht zu befürchten, daß sie wegen der leeren Mägen anderer nur flüsterten, von Maulaufreißen gar nicht zu reden; sie waren zuverlässig — aber wirkungslos mit ihrem Dampf und Krampf. Das war der Zustand bis vor kurzem. Wie ihm jetzt abgeholfen werden soll, werden wir sehen und verstehen, wenn wir uns kurz an die literaturpolitischen Maßnahmen erinnern, die gegen die Gefährlichkeit der erst bereitwillig „übernommenen“, dann gefährlich gewordenen Klassiker getroffen werden mußten. Hier konnte man das Steuer nicht so schroff herumwerfen — die Klassiker waren und sind, wenn auch (leider) noch nicht allgemeines Volksgut, so doch geistiges Eigentum breiter Volksschichten und werden es mehr und mehr. Gegen diese Gefahr mußte und muß der Kampf vorsichtiger und nuancierter geführt werden. Dazu bedient man sich in der Hauptsache folgender Methoden, die zum Teil geschickt kombiniert werden:

Erstens. Einschränkung der Klassikeraufführungen (da sie ohne entscheidenden Prestigeverlust nicht ganz zu verbieten sind), bei gleichzeitiger Konzentrierung auf wenige, leicht kontrollierbare Theater.

Zweitens. Verfälschung der Klassikeraufführungen durch Striche und Art der Inszenierung. (Überbetonung des Kriegerischen, des Sentimentalen oder Romantischen — je nach „Eignung“ des betreffenden Autors.)

Drittens. Bei gleichzeitiger Unterdrückung und Diskreditierung („nichtari-

scher“ Verleger oder Herausgeber) früherer, vollständiger Klassikerausgaben: Herausgabe billiger „Auswahl“-Bände, in denen alles Weltanschauliche gestrichen, oder, wo das nicht recht angängig, im Nazisinne kommentiert ist. (Damit schafft man sich überdies noch das Ansehen besonderer Kulturfreundlichkeit.)

Viertens. Planmäßige Entfremdung der Jugend von den Klassikern durch „Abhärtung“ in SA, SS, Arbeitsdienst und Armee, also durch Züchtung roher, kulturfeindlicher Instinkte und offener Verfemung jeder individuellen Beschäftigung mit den klassischen Werken der deutschen Literatur.¹

Fünftens. Systematische, nach genau ausgearbeiteten Plänen geführte Verleumdungs- und Verfälschungskampagnen gegen die genialsten klassischen Dichter, wobei Intensität und Art der Kampagne jeweils nach dem Grad der Volkstümlichkeit oder der akuten Gefahr auf verschiedene Bevölkerungsschichten verschieden berechnet und für verschiedene Presseorgane mit verschiedener Aufgabenstellung geschickt abgestimmt werden. (Eine Tatsache, die die antifaschistische Propaganda bisher vielfach übersehen hat!) Diese Kampagnen werden von Goebbels selbst geleitet, sie sind keineswegs „schlagartig“, sondern werden mit großen Mitteln kontinuierlich jahraus, jahrein geführt. An jeden solchen Pressefeldzug schließen sich ganze „Vortragsreihen“ an, von denen man nur gelegentlich liest — bis er wieder verstärkt und eventuell geänderten Bedürfnissen angepaßt, planmäßig und lärmender weitergeht. Die „Argumente“ sind bekannt: braune „Wissenschaftler“ und „Schriftsteller“ haben „nachzuweisen“, daß der betreffende Dichter „verjudet“, ohne „rassischen“, ohne „völkischen Instinkt“ war; daß er „im Solde der französischen Revolution“ (welche für sie der Übel größtes ist) stand, daß er nicht weit genug sehen konnte. Hitler aber dennoch vorausgesehen habe; daß er zu unpolitisch war, um überhaupt zu verstehen, was er selbst schrieb; oder schließlich, daß er — bisher nur falsch interpretiert — eigentlich nichts gewesen sei als ein nobelhafter, romantischer Träumer, dem erst jetzt im „Dritten Reich“ ein Nachfolger erstanden sei, der alles das dichterisch realisiere, was der Nebelhafte, Unverständliche dichterisch träumte. Überhaupt sei das ganze 19. Jahrhundert nichts wert gewesen. — deshalb wird es diffamiert, wo nur möglich. (Daß diese literaturgeschichtliche Giftmischerei wie so manche andere durch das quallige, mark- und knochenlose Nazi-Rotwelsch erleichtert wird, sollte von uns ebenfalls nicht übersehen, sondern einmal gründlich analysiert werden.)

Sechstens. Schaffung und Propagierung von Ersatz-Klassikern. Da man geschmackvolle Enigonen (wie etwa Hans Carossa) wohl als Aushängeschild der eigenen Sudetküche verwenden, von ihnen aber nicht die genügende Robustheit und Ehrlosigkeit erwarten darf, muß man ausgemachte Hochstaplernaturen zu neudeutschen „Klassikern“ aufplustern.

¹ Vgl. „Deutschlands Jugend in ihrer tiefsten Erniedrigung“ von R. Müller in Heft 12 unserer Zeitschrift. D. Red.

Einer dieser Hochstapler, mit dem wir uns hier als typischem Beispiel beschäftigen wollen, ist Baldur von Schirach. Dieser Reichs-Jugendverführer verfügt nicht nur über die erforderliche seelische Robustheit und Ehrlosigkeit, er ist nicht nur jeder wie auch immer gearteten Moral bar, sondern weist für den Beruf eines künstlerischen Hochstaplers noch eine besondere psychologische (besser psychopathische) Eignung auf: gehört er doch zusammen mit seinen Freunden Hitler und Goebbels zu jenem verunglückten Kunst-dilettanten-Trio, das sich heute, gestützt auf diktatorische Macht, sowohl für die frühere Mißachtung rächen und — seine Minderwertigkeitskomplexe ab-reagierend — als genial preisen lassen kann.

Es ist hier nicht der Raum, um ausführlich zu untersuchen, inwieweit die Volksstimmung im ‚Dritten Reich‘ nach Nürnberg und noch mehr nach München (gesteigerte Kriegsangst, verstärkte Unzufriedenheit mit der Innenpolitik, betonte Abkehr von allem offiziellen Nazitum und Hinwendung zu individueller Lebensführung¹ bestimmend für den Zeitpunkt und die Intensität dieser neuen kulturellen Hochstapelei war, — ohne Zweifel stehen diese Dinge in engem Zusammenhang.

Den Naziklassiker also hatte man: den Schmierach. Welches deutsche Genie der Vergangenheit war im Augenblick zu schänden? Gegen Schiller war schon nichts mehr zu erfinden. Heine hat es nie gegeben. Hebbel war als „finsterer Pessimist und Dunkelmann“ hinreichend gekennzeichnet. Goethe war teils durch Carossa „ersetzt“, teils zum Antisemiten verfälscht und im übrigen genügend „gereinigt“, wo er unbequem war; überdies hatte er — unter anderem als „dekadenter Abkömmling einer Säuerfamilie“ — schon reichlich viel abbekommen. Jetzt war Hölderlin an der Reihe.

Eines Tages (am 14. Oktober 1938) erschien, wie aus heiterem Himmel, in Görings essener ‚Nationalzeitung‘ — die von der ganzen Provinzpresse eifrig nachgedruckt wird — ein richtungsgebender „prinzipieller“ Aufsatz: *‚Hölderlin und das Volk‘*.

Ein schöner und weitgespannter Titel. Ein packendes und wichtiges Thema, bei dem zum Beispiel zu untersuchen wäre, weshalb dieser wahrhaft volksnahe, wahrhaft deutsche Dichter bisher nie populär war, wie er es verdiente, aber in einem kommenden befreiten Deutschland sein wird — so sehr, wie es heute schon „schwierige“ Dichter der russischen Vergangenheit in der Sowjetunion sind und diejenigen anderer Völker es werden.²

Auch für den Leser der essener ‚Nationalzeitung‘ konnte nichts natürlicher sein, als daß der Autor des sogenannten Aufsatzes von dem Bekenntnis zum Volk ausging, das Hölderlin selbst in dem herrlichen Gedicht ‚Dichtermut‘,

¹ Auch an dieser Stelle sei auf die schon genannten Aufsätze Kurt Kerstens hingewiesen und gleichzeitig betont, daß sich solche Stimmungen vielfach auch bei der Jugend zeigen.

² Zur Zeit bereitet der ‚Staatsverlag für Schöne Literatur‘ in Moskau u. a. auch eine große Hölderlin-Ausgabe in russischer Sprache vor.

Beginnend mit den Worten „Sind denn dir nicht verwandt alle Lebendigen?“, abgelegt hat:

Denn seitdem der Gesang sterblichen Lippen sich
friedenatmend entwand, frommend in Leid und Glück,
unsere Weise der Menschen
Herz erfreute, so waren auch
wir, die Sänger des Volks, gerne bei Lebenden,
wo sich vieles gesellt, freudig und jedem hold,
jedem offen...

Im Gegensatz dazu aber schien sich der Autor vorgenommen zu haben, bei der Behandlung seines Themas ganz im Allgemeinen bleiben zu wollen, denn er stellte zunächst fest, daß er den Namen Hölderlin nur als Sinnbild gebrauche; es gelte vielmehr die Beantwortung der Frage, was die Kunst für das Volk bedeute. Um so besser! Nichts kann angebrachter sein, als eine Untersuchung der Wechselbeziehungen zwischen dem deutschen Volk und seinem klassischen Erbe, — der komplizierte Fall Hölderlin würde besonders interessante, allgemein verwertbare Erkenntnisse zum Problem der Volkstümlichkeit beitragen. Also:

Kunst für das Volk — im äußeren Sinne verstanden — kann bedeuten: Das künstlerische Werk soll so einfach sein, daß es jeder versteht.

Ist hier wirklich *einfach* gemeint, nicht banal, wirklich *verständlich* für jeden, der Verstand hat, nicht vielmehr methaphysisch-mystisch? Man könnte es im Wortsinne interpretieren, wenn es nicht in einer Nazi-Zeitung stünde, wo Worte ihren Sinn verlieren und dort, wo sie noch einen haben, dieser gleich durch eine verwirrende Floskel ins Nebulose verwischt wird: „im äußeren Sinne verstanden“! Und wenn dann nicht überhaupt vor der Sache selbst ausgewichen und weiter im Sprachbrei herumgerührt würde:

Es ist selbstverständlich, daß der Künstler nicht in irgendeiner äußeren Einstellung auf das Volk schaffen soll.

„Äußere Einstellung“ — dabei kann man sich alles denken und nichts. Und nichts denken zu lassen, ist der Zweck dieses Satzes. Das geht so weit, daß der Autor selbst für einen Augenblick zu denken vergißt, und seinen Nazi-gefühlen freien Lauf läßt:

Denn wer wäre schließlich in diesem Sinne das Volk?

Die Verachtung des Volks, die mit dem Wort „schließlich“ geradezu abscheulich akzentuiert wird, kommt aus der jämmerlichen Angst, die diese Pseudo-Patrioten (heute mehr als je und täglich wachsend) vor dem konkreten, lebendigen Volk haben; deshalb müssen sie, um sich selber als Übermenschen fühlen zu können, Volk von Volk abstrahieren; deshalb müssen sie als volkstümliche Kunst den Gegensatz des Volkstümlichen dekretieren und versuchen, die wahre und große Kunst durch eine chinesische Mauer vom Volk zu scheiden. Darum wird auch von diesem Autor nicht verlangt, daß die große Kunst volkstümlich, daß sie einfach, dem Volke verständlich (oder verständlich zu machen) sei, sondern: „urelementare Verwurzelung im Metaphysisch-Volkhaften“, genährt durch „göttlich bestimmte Wurzelkräfte“ wurzelnd „im Irrationalen“.

Was hat denn, so wird man verwundert fragen, Hölderlin mit diesen Wurzelmännchen gemein? Hölderlin, ein aufrechter Republikaner, der an seinen Stiefbruder und Freund Karl schrieb:

Die Cisrhenaner werden nächstens, wie man hofft, lebendiger und reeller republikanisch sein. Besonders soll in Mainz dem militärischen Despotismus, der daselbst jeden Freiheitskeim zu ersticken drohte, nun bald gesteuert werden.

Was hat Hölderlin mit ihnen, was haben sie mit ihm zu tun, der in seinem Gedicht ‚Vanini‘ dem Haß gegen die Barbarei unmißverständlich Ausdruck gab:

O warum kamst nicht du
vom Himmel her in Flammen zurück, das Haupt
der Lasterer zu treffen und riefst den Sturm,
daß er die Asche der Barbaren
fort aus der Erde, aus der Heimat werfe!

Und wenn das deutsche Volk, das konkrete, lebende, heute diese Verse Hölderlins liest:

Im rohen Busen ruhet der Zwist ihm nie,
und Nacht ist ihm die Welt, und keine
Freude gedeihet und kein Gesang ihm —

oder den zornigen Aufschrei:

Ihr kalten Heuchler, sprecht von Göttern nicht!

und schließlich die stolzen, siegessicheren Worte:

Sprache der Liebenden
sei die Sprache des Landes,
ihre Seele der Laut des Volks!

und schließlich die stolzen, siegesbewußten Worte:

Kann Tyrannenspruch die Meere bannen?
Hemmt Tyrannenspruch der Meere Lauf?
Unentweiht von selbsterwählten Götzen,
unzerbrechlich ihrem Bunde treu,
treu der Liebe seligen Gesetzen,
lebt die Welt ihr heilig Leben frei.

Wird das deutsche Volk, wenn es das und anderes von Hölderlin liest, nicht wissen, in welches kalten Heuchlers Brust der Zwist nie ruht? Wird nicht in ihm der Wunsch lebendig werden, der Barbaren Asche aus der Heimat zu werfen? Ja, — es wird aus Hölderlins Versen Kraft sammeln gegen des Tyrannen Spruch! Es wird sich nach jener Freiheit sehnen, wo die Sprache des Landes die Sprache der Liebenden sein wird!

Daher stellt denn auch der offiziöse Artikelschreiber im Tone eines Biedermanns — als verstehe sich eine verneinende Antwort von selbst — hintereinander zwei Fragen, die ganz verschieden beantwortet werden müßten:

Hölderlin, — war er je vom Volke verstanden? Und wird er je vom Volke verstanden werden?

Wir sind die letzten, die behaupten würden, Hölderlin sei ein populärer Dichter. Das hieße, sich die Sache sehr einfach machen. Doch der Beauftragte des

Herrn Göring macht sie sich noch einfacher, — er beantwortet gleich seine zweite Frage, indem er, diesmal mit hinterhältiger Verachtung auf die Bauern herabsehend, noch eine dritte stellt:

Wäre es nicht paradox, etwa in Bauernversammlungen Hölderlins ‚Hyperion‘ vorzulesen?

Gewiß, es gäbe nichts Paradoxeres als im heutigen Deutschland beispielsweise den vorletzten Brief an Bellarmin über die Deutschen in einer Versammlung von Bauern, Arbeitern oder wem auch immer vorzulesen... nichts Paradoxeres für einen Faschisten! In einem freien Deutschland wird es so wenig paradox sein, wie es etwa heute in der Sowjetunion paradox ist, den in Literaturzirkeln, durch literarische Zeitschriften, durch Vorträge und Eigenstudium geschulten Bauern und Arbeitern — *auch* in dazu geeigneten Versammlungen — die Werke volksverbundener, ehemals unverständener und unverständlicher klassischer Dichter vorzulesen. Denn auch unter dem Zarismus gab es nicht nur die Methode der gewaltsamen Unterdrückung unbequemer Dichtung, um die Massen von ihr fernzuhalten, sondern ebenso die feilere: zu behaupten, der Unbequeme sei von vornherein unverständlich, nur für wenige auserlesene Geistige überhaupt begreiflich, — die gleiche Methode, die heute noch der Faschismus, bloß raffinierter praktiziert:

Und wie würden sich die sogenannten Gebildeten in ihrer übermäßigen Mehrzahl zu solchen Darbietungen verhalten?

Eine rein akademische Frage. Gleichzeitig ein kleiner Giftspritzer gegen die Intellektuellen, wie er jetzt zum guten Naziton gehört: „die sogenannten Gebildeten“. Praktisch stellt man die Frage gar nicht erst, sondern „beantwortet“ sie gleich: man gibt vor, die Naziregierung verstehe besser, was das deutsche Volk versteht, als das deutsche Volk selbst. Wobei gleichzeitig jene Vernessenen diskreditiert und diffamiert werden, die sich herausnehmen, das von der Regierung als nicht verständlich Bezeichnete auf einfache Weise — nämlich durch Nachlesen — verstehen zu wollen.

Schon Friedrich Nietzsche und Paul Ernst hatten die Verfälschung Hölderlins begonnen; die Nazis gehen den Weg zu Ende, müssen ihn mit aller möglichen Demagogie zu Ende gehn, denn für sie wäre die Übernahme Hölderlins als Volksgut eine schon vor Beginn verlorene Schlacht. Deshalb müssen sie den wahrhaft volksverbundenen, echt deutschen Dichter als nicht volkstümlich „im Sinne einer nur äußeren Einstellung auf das Volk“ (ins Deutsche übersetzt: einer nur äußerlichen, nur scheinbaren Verbundenheit mit dem Volk) interpretieren und dann behaupten, er sei deshalb nicht für jedermann, insbesondere nicht fürs Volk verständlich.

Echter Patriotismus zeigt sich zwar gerade in der Wahrung und Verbreitung des klassischen Erbes, denn dies ist ein dem lebendigen Volke gehörendes Gut, — aber den Nazis geht es bekanntlich nicht um Patriotismus, sondern um die Wahrung und Verbreitung blutiger Gewaltherrschaft. Aber sie müssen doch so tun, als täten sie! Hölderlin ist ihnen ja nicht nur ein Einzelner, sondern dient ihnen auch als besonders günstiger Vorwand, dem Volke das gesamte klassische humanistische Erbe zu unterschlagen, um

es — angeblich — für ein abstraktes, von ihnen erfundenes, nicht existierendes „Volk“ zu bewahren. Der Betrogene, das wirkliche Volk, muß jedoch für das Unterschlagene etwas anderes bekommen, damit es den Erbschleicher nicht stelle. Und es bekommt etwas. Sogar Klassiker. Sind denn die Klassiker etwa offiziell verboten? Nein, gottbehüte. Sie werden nur ... gegen kleine Münze umgewechselt in den Verkehr gebracht:

Tausendmarkscheine ‚Goethe‘ sind und werden umgesetzt immerfort, ohne daß es einer merkt, in Fünfmarkstücke, Mark, Groschen, Pfennige, mit denen jeder umgehen kann.

Ein bißchen großer Sprung vom Tausendmarkschein zum Fünfmarkstück! Es fehlen ganz die mittleren Werte; außerdem, um bei der Vulgarphraseologie der Nazis zu bleiben: die dem Verkehr entzogenen Tausendmarkscheine ‚Goethe‘, ‚Heine‘ und ‚Hölderlin‘ sind echt, erwiesen echt, — kann man das auch von den Nazi-Mark und -Pfennigen behaupten? Für einen Tausendmarkschein ‚Goethe‘ kann man sich Weisheit, Schönheit, Weltbürgersinn und vieles, vieles andere „kaufen“, — was aber ist der Gegenwert der Carossa-Mark, der Weinheber-Groschen oder Schirach-Pfennige? Wo die Klage anhängig machen, wenn sie sich, von staatswegen umgewechselt und in den Verkehr gebracht, als die falschen Fuffziger herausstellen, die sie sind? (Daß dem „kleinen Mann“ keine Tausendmarkscheine gebühren, war übrigens immer schon eine integrierende These der kapitalistischen Ideologie, den Nazis allerdings blieb es überlassen, sie auch auf die Ideologie selbst auszudehnen.)

Am 1. November begann der zweite Akt der Farce: die Berge hatten gekreißt, die Maus war geboren. Zum Ersatz eines Tausendmarkscheins ‚Hölderlin‘ gelangten 3 Pfg. Schirach zur Ausgabe: ein Zehnzeiler, überschrieben ‚Dem Freund‘; ein „Gedicht“, genannt ‚Die Warnung‘ und ein ‚Hymnus an die Jugend‘. Sie wurden niedergelegt auf der ersten und zweiten Seite der Zeitschrift ‚Wille und Macht‘, des ‚Führerorgans der Hitlerjugend‘, die darauf vereidigt ist, alles für bare Münze zu nehmen, was ihr dort zugemutet wird. Da Baldur von Schirach auch als Herausgeber zeichnet, könnte man annehmen, es handle sich lediglich um den Exhibitionismus eines Pathologen, der seine Redakteurstellung dazu mißbraucht, in den Spalten seiner Zeitschrift, wo es ihm niemand verwehren kann, der Dichteritis zu frönen. Das wäre ein Irrtum.

Die Veröffentlichung der „Gedichte“ an dieser Stelle und von diesem „Mann“ bedeutet weit mehr. Sie ist ein literaturpolitisches Dekret: „Alle bisher von wem auch immer geschriebenen Gedichte verlieren ab 1. November ihre Gültigkeit; gültig sind als deutsche Dichtung ab heute nur diese drei und die in Zukunft nach diesem Schema geschriebenen!“

Bevor wir die Hochstapetei weiter verfolgen, müssen wir des einfacheren Verständnisses und der Kürze halber ein wenig vorgreifen. Es gibt in Hitlerdeutschland eine Gruppe junger Nazi-Streber — Möller, Schwitzke, Hymmen und Lützkendorf — die unter der Firma ‚Dramatiker der HJ‘ der persönlichen Befehls- und sonstigen Gewalt Schirachs unterliegen. Mit Hymmen und Lützkendorf werden wir uns in späteren Abschnitten dieses Aufsatzes noch

kurz zu befassen haben, von Möller muß schon jetzt die Rede sein. Er hatte vor Hitler seriöse literarische Ambitionen, ohne etwas zu erreichen; das war ihm erst im vorigen Jahre in größerem Ausmaß möglich, als er sich im Stil des Goethefressers Menzel als Schillerschlächter bei der Hitlerregierung einen Namen machte. Jetzt ist er ganz auf den Schirach gekommen. Oder Schirach auf ihn, wer will das so genau wissen. Kurz, er erhielt den Befehl, der Hochstaplei seines Herrn zum Durchbruch zu verhelfen.

Am 12. November druckte das Blatt „Die HJ“, das von allen Jugendlichen über vierzehn Jahren gelesen werden *muß*, einen Erguß Möllers ab, eine Mischung aus schleimigem Servilismus, schlechtem Theater und hysterischem Gekreische im Stil einer Hitlerrede. Möller beginnt seine Rolle mit der scheinbar ungläubigen Benommenheit eines von einem echten Wunder Erschütterten: „Ist, so fragt man, Hölderlin auferstanden?“ Und um seinen „Auferstandenen“ größer erscheinen zu lassen als den Toten, muß er zunächst dessen Genie zugeben:

Seit jenem gewaltigen Genius, der von Unverständigen niemals, von wenigen Aufblickenden fern über den Häuptern erkannt...

Ein Ton, den wir bereits aus den Vorbereitungen zu dem Gaunerstück kennengelernt und gewürdigt haben, der hier aber noch eine Nebenbedeutung hat: Laßt den Toten ruhn, liebe Leute, — ihr versteht ihn doch nicht! Doch es soll ja immerhin im heutigen Deutschland bössartige Zweifler geben, die auf den Gedanken kommen könnten, das Original mit dem Abklatsch zu vergleichen. Denen müssen Argumente vorweggenommen werden: „Hier ist nicht die Form jenes hellenischen Deutschen“, — spart euch also die Mühe, die Formen zu vergleichen! — „nicht sein antiker Rhythmus wieder auferstanden“, — Vergleich also ebenfalls ganz überflüssig! — „sondern allein sein Geist.“ (Stimme aus dem Grabe: „Siehe Goethe, Faust I., letzter Satz des Erdgeists!)

Aber mit der bloßen Auferstehung des Hölderlinschen Geistes wäre im Kampf gegen Hölderlin nichts zu gewinnen, sondern alles zu verlieren. Das weiß selbst Schirachs junger Mann. Ja, es darf nicht einmal die Vermutung aufkommen, es geite die Wahl zwischen zwei verschiedenartigen Geistern zu treffen. Deshalb müssen sie unbedingt als gleichartig hingestellt werden. Aber beileibe nicht als gleichwertig. Wenn dem unkritischen Leser von vornherein eingeredet werden kann, der „Auferstandene“ sei größer, dann wird er sich den kleineren Toten gar nicht erst lange ansehen. Da Möller ganz richtig vermutet, daß die von ihm demagogisch verlangte, aber gefürchtete Wahl zwischen den beiden Geistern dem „auferstandenen Geist“ bei jenen, die auf den Einfall kommen sollten, sie durchzuführen, die absolute Niederlage bringen müßte, greift er zur Wahlbeeinflussung mit bekannten Mitteln: der gegnerische Kandidat wird verkleinert, zum bloßen Vorläufer des „Auferstandenen“ degradiert, der nichts Reales mehr zu bieten habe, während der Hitlerkandidat es nur so mit vollen Händen ausstreue. Mit Möllers Worten nimmt sich das, deutlich gegenübergestellt, so aus:

Hölderlin: Geist der Seinsucht	Schirach: Geist der Vollendung selbst
Wo Hölderlin nur flehen konnte . . .	da proklamiert Schirach
Wo Hölderlin beklagte	da urteilte Schirach bereits (<i>bereits!</i>)
Wo Hölderlin hofft	spricht Schirach Erkenntnisse
bittet	Erfahrungen
beschwört	gültige Feststellungen
prophezeit	a 12.

Das ist schon wieder die von Hitler gelehrte allerplumpste Agitationsmethode, die hier in die Literatur verschleppt wird: die heterogensten Elemente in eine pseudologische Beziehung zu setzen und zu glauben, daß die Größe der Lüge und die Frechheit, mit der sie vorgebracht wird, auch die größere Glaubwürdigkeit verbürge.

Aber die Sache hat noch eine zweite Seite: zum erstenmal stützen sich die Nazis bei ihrem Kampf gegen das klassische literarische Erbe derart offen auf ihre Bajonette: indem sie in der Person Schirachs einen ihrer höchsten Staatsfunktionäre als den Ersatzklassiker exponieren, machen sie jede wie auch immer geartete Kritik im vollen Sinne des Wortes lebensgefährlich.

Was es für Schmierereien sind, die dem Volk durch einen Staatsstreich an Stelle des verfeimten Hölderlin als „Hölderlin-Vollendung“ aufgezungen werden sollen, spielt an sich gar keine Rolle. Nur der Ordnung halber und einiger unterschobener Tendenzen wegen wollen wir uns die drei Machwerke kurz ansehen.

Der Zehnzeiler „Dem Freund“ beginnt:

Als du entkehrtest dem Krieg
hast du das glühende Herz
gehüllt in die Asche der Schlacht
und in schweigender Wut
selbst dir befohlen die Fron.

Dann kommen drei Zeilen, in denen irgendein Ruf „über den Haufen!“ erscholl, und es endet:

Also galt er auch dir?
Keinem, Lieber, als dir!

Entkehrtest? Kehren mit dem Dativ? Er hat mal gehört, daß es das Recht des Dichters ist, neue Wörter zu bilden. Und wenn es in der deutschen Sprache nahezu zweitausend Wörter mit der Vorsilbe *ent* gibt, warum sollte Schirach nicht noch eines hinzufügen? Wo er nie etwas davon gehört hat, daß Wortneubildungen in der Poesie nur dann Berechtigung haben, wenn sie entweder ein neues, notwendiges Bild vermitteln oder eine *gewollte* Assoziation auslösen. Hier aber wird — eine Folge der impotenten Manieriertheit — die ungewollte ausgelöst: entwischen. Über den Inhalt der folgenden Zeilen zu sprechen, erübrigt sich vorerst — man wird ihren Sinn erfahren, wenn Möllers dreibändiger Kommentar fertig ist. Und die Schlußzeilen? Was für ein Ruf wurde an welchen „Lieben“ gerichtet? Quatsch, weiter nichts. In „Die Warnung“ wird Schirach tendenziös. Er warnt die Mitglieder der

Hitlerjugend, Hitler nachzuahmen und Ruhm zu erstreben. Denn nur wer

Nicht mehr sich selber gehört,
Freunden nicht, noch Freuden,
und für immer vergißt das friedliche Glück,
das wohlbewachte der Bürger,
der nur führe das Vaterland!
Aber einsam, Knabe,
grüßt der Größte den Gott,
und die schwarzen Schwingen des Schicksals
umschatten ihn schweigend.

Beim Nachgrübeln über den Sinn des Zehnzeilers ‚Dem Freund‘ hätte man für einen Augenblick annehmen können, daß Hitler „der Liebe“ sei, dem der Ruf galt. Aber jetzt erfahren wir, daß Hitler „Freunden nicht, noch Freuden“ gehört. Ein finsterer Geselle. Das mit den Freunden stimmt übrigens: Hinterbliebene der ermordeten Freunde Röhm, Straßer usw. wissen ein Liedchen davon zu singen. Auch daß die deutschen Bürger in den Konzentrationslagern „wohlbewacht“ sind, entspricht der Wahrheit. Aber ob die noch in scheinbarer Freiheit Befindlichen ihr Leben in Hitlerdeutschland als „friedliches Glück“ empfinden, dürfte beim Leser auf gelinde Zweifel stoßen. Oder soll mit dem Gedicht nur das ewige Geflüster mundtot gemacht werden, warum Hitler weder verheiratet sei, noch Kinder habe, wo er es doch so dringend von allen anderen fordert, die daher auch nicht „das Vaterland führen“ können? Ulkig muß es sein, wenn der Größte einsam den Gott grüßt. Ob er es mit dem Hitlergruß macht? Vielleicht fragt er auch, wie der Holofernes in Nestroys wundervoller Judith- und Holofernes-Parodie: „Ich will doch mal sehen, wer stärker ist, ich oder ich?“ — Der Satz mit den schwarzen Schwingen ist immerhin diskutabel. — man kann es auch so ausdrücken, besonders wenn man selbst nicht weiß, was man ausdrückt. Schließlich genügt bei opus 3 der Schluß:

So nah der Geburt noch, Jugend,
lachst du dem Sterben leicht
und der dunklen, der schweigenden Nacht.

Wer lacht mir? Niemand. Das Ganze ist ein finsternes Nichts, in dem nur die scheußliche, unmenschliche, pessimistische Vernichtungslehre der Faschisten wiederzuerkennen ist, die mit Asche, schwarzen Schwingen, freud- und freundlosem Vegetieren, Sterben und dunkler Nacht der Jugend nichts zu bieten hat als Krieg und Vernichtung.

Und das wagt sich in einem Atem mit Hölderlin zu nennen, dem Glühenden, immer Hoffenden, der den gerechten Krieg gegen die Sardnapale predigte und der Jugend die Ideale der Freiheit und des Friedens ins Herz pflanzte, sie die Worte ‚An die klugen Ratgeber‘ lehrte:

Drum laßt die Lust, das Große zu verderben,
und geht und spricht von eurem Glücke nicht!
Pflanzt keinen Cedernbaum in eure Scherben!
Nehmt keinen Geist in eure Söldnerspflicht!

Hölderlin, der in seinem Hymnus „An die Deutschen“ sein Vaterland so sah, wie es schöner und reiner nicht gedacht werden konnte:

Schöpferischer, o wann, Genius unsres Volks,
wann erscheinst du ganz, Seele des Vaterlands,
daß ich tiefer mich beuge,
daß die leiseste Saite selbst
mir verstumme vor dir, daß ich beschämt und still,
eine Blume der Nacht, himmlischer Tag, vor dir
enden möge mit Freuden,
wenn sie alle, mit denen ich
vormals trauerte, wenn unsere Städte nun
hell und offen und wach, reineren Feuers voll,
und die Berge des deutschen
Landes Berge der Musen sind
wie die herrlichen einst: Pirdos und Helikon
und Parnassos, und rings unter des Vaterlands
goldnem Himmel die freie,
klare, geistige Freude glänzt.

Um ein für allemal festzustellen, daß zwischen dem Deutschen Hölderlin und den Vaterlandsfeinden Hitler, Schirach & Co. keine Gemeinschaft besteht und nicht bestehen kann, seien hier noch einige Strophen aus Hölderlins Gedicht „Dem Genius der Kühnheit“ zitiert:

Doch schrecklich war, du Gott der Kühnen,
Dein heilig Wort, wenn unter Nacht und Schlaf
Verkündiger des ew'gen Lichts erschienen,
und den Betrug der Wahrheit Flamme traf;
wie seinen Blitz aus hohen Wettermächten
der Donnerer auf bange Tale streut,
so zeigtest du entarteten Geschlechtern
der Riesen Sturz, der Völker Sterblichkeit.

Du wogst mit streng gerechter Schale,
wenn mit der Toga du das Schwert vertauscht;
du sprachst, sie wankten, die Sardanapale,
vom Taumelkelche deines Zorns berauscht;
es schreckt umsonst mit ihrem Tigergrimme
dein Tribunal die alte Finsternis,
du hörtest ernst der Unschuld leise Stimme,
und opferdest der heil'gen Nemesis.

Verlaß mit deinem Götterschilde,
verlaß, o du, der Kühnen Genius,
die Unschuld nie. Gewinne dir und bilde
das Herz der Jünglinge mit Siegesgenuß!
O säume nicht! Ermahne, strafe, siege!
Und sichere stets der Wahrheit Majestät,
bis aus der Zeit geheimnisvoller Wiege
des Himmels Kind, der ew'ge Friede, geht!

Die vom Machtausch trunkenen Faschisten wollen Hölderlin der Vergessenheit preisgeben, sie prahlen in ihrem Größenwahn:

Schirach entspricht einem antiken Ideal, von dem sich Hölderlin nichts hat träumen lassen.

Sie treiben die Blasphemie so weit, zu bramarbasieren, daß Schirachs Stam-

melei „auf marmornen Tafeln durch Jahrhunderte hin noch gültiges Zeugnis ablegen“ werde. Schirach — gegen den Cäsar Fleischlen ein gigantischer Dichter ist! Der Epitaph auf Hölderlins Grab, sein brüderlicher Gruß an den Sturm, mit dem sich das deutsche Volk von allen Unterdrückern befreien wird, an das ihm unbekannte, aber mit aller Kraft ersehrte Land deutscher Freiheit, wird durch Jahrhunderte gültiges Zeugnis ablegen:

Im heiligsten der Stürme falle
zusammen meine Kerkerwand,
und herrlicher und freier walle
mein Geist ins unbekannte Land.

Die Zukunft des deutschen Volkes ist auch Hölderlins Zukunft. Auf den Stellen aber, wo später die Hitler, Goebbels und Schirach verscharrt liegen, wird nichts zu sehen sein als die Disteln und Nesseln, die darauf wachsen.

EKLEKTIKER

Man soll sich ja nicht zu sehr wundern, wenn man hört, daß die Nazis den Expressionismus für sich beanspruchen. Nach der italienischen Bilderausstellung in Berlin jetzt auch in der Literatur.

Der Expressionismus war eine zentristische Kunstbewegung, die alle in ihr vorhandenen künstlerisch-weltanschaulichen Gegensätze formal unter einen Hut zu bringen versuchte. Als der Expressionismus sich in seine Bestandteile auflöste, ging der beste Teil der Expressionisten zur Revolution, der schlechteste zum Faschismus, und die übrigen blieben in der Mitte.

Soweit man noch von wunden Punkten in der Nazi-Literatur reden kann, ist das Drama der wundeste. Ein Heute hat es nicht, ein Morgen hat es nicht: jetzt sucht es händeringend nach einem Gestern. Nämlich das aktuelle Drama. Die Sintflut der „vaterländisch“ historischen Dramen, alles, was sich in Jahrzehnten in den Schreibtischschubladen der Reaktion angesammelt hatte, war abgespielt und durchgefallen. Reportage- und „Zeit“-Stücke gab es ebenfalls in rauen Mengen: der Auftraggeber war Goebbels. Aber ein Drama, ein richtiges Drama, das den heutigen Faschismus, dessen „Weltanschauung“, dessen Ziele zum Thema gehabt hätte, gab es nicht, es war nicht da. Man hielt es unter aller Würde, daß Nazideutschland, das so viele Soldaten hat, kein modernes Drama zustande bringen könne: die Theaterleiter wurden beschimpft, weil sie es nicht spielten, die Stückeschreiber, weil sie es nicht schrieben.

Woher die Nervosität? Die historischen Stücke — schwache Wildenbruch-Kopien — waren so schlecht, die Reportagestücke so primitiv, daß die Kasenrapporte der Theater chronische Ebbe, also radikalen Besucherschwund anzeigten. Das „Kraft durch Freude“-Publikum war zur Freude eines Theaterbesuchs nur durch Kraft zu bewegen. Also der Propagandawert war gleich Null.

Immer wieder wurde die Aufgabe gestellt, ein Drama zu schaffen, das eine moderne, packende Handlung, womöglich einen Stoff aus der Technik, mit

der Nazilehre in konzentrierter Form verbinde. Zweck: weltanschauliche Bearbeitung der Jugend. Die vier ‚Dramatiker der Hitlerjugend‘, von denen schon im ersten Abschnitt unseres Aufsatzes die Rede war, machten sich an die Arbeit. Jahrelang wurden nur Windeier ausgebrütet. Man wußte nicht, wie man so ein Ding schreibt. Man suchte nach Rückendeckung, um nicht ganz im Leeren tappen zu müssen. An wen sich anschließen? Wem die Vaterschaft zuschreiben? Sich vor aller Öffentlichkeit mit Sudermann anzubiedern, ging nicht an: zwar gab es keine prinzipiellen Ablehnungsgründe, im Gegenteil, im Nazifilm ist Sudermann große Klasse. Aber für „hohe Literatur“ war der Mann zu kompromittiert, außerdem hatte er zu viel Technik, was dann am Unterschied zu merken wäre. Hauptmann fiel auch aus. Zwar frißt der Alte aus der Hand, aber ‚Die Weber‘, ‚Die Ratten‘, den ‚Biberpelz‘? Nein, es geht nicht. Ibsen? Viel zu sozial. Außerdem war Paul Ernst gegen die beiden. Und was der sagt, ist tabu in Hitlerdeutschland, wenngleich er selber auch mal gerötelt hat. Na, Schwamm drüber. Aber, um Himmels willen, man muß doch irgendwoher kommen, sonst kann man ja nicht einmal sehen, ob man vorwärts oder rückwärts gegangen ist! Mit der unbefleckten Empfängnis hatte man schon katastrophale Erfahrungen gemacht. Wie wäre es mit Kotzebue, um etwas weiter nach rückwärts zu schauen? Nicht einmal schlecht, aber nicht knorke. Außerdem würden Himmler, Bohle und Nikolai dagegen sein, weil sich ein Nazi doch nicht mit einem Spion einläßt. Noch einen Schritt rückwärts, und man ist bei den Klassikern, und . . . schon in Konzentrationslagernähe. Mit den Klassikern anzubandeln, dürfen sich nur die Alleröberschten erlauben. Also: entartete Kunst hin, entartete Kunst her, — im übrigen hat die Öffentlichkeit diese Bezeichnung nur in Verbindung mit Bildern und Plastiken kennengelernt und, ganz unter uns, sich dafür mehr interessiert, als für die nach Hitlers Geschmack entstandenen . . . Jedenfalls entsann man sich eines gewissen Georg Kaiser, dessen Stück „Gas“ eine Sensation gewesen war, weil es zum erstenmal die Technik eines Großbetriebs in Verbindung mit einer Normisierung der Menschen mit reichlicher Phantastik und einer teils symbolistischen, teils knorken Sprache gezeigt hatte, wobei die Figuren ihre Meinungen behaupteten, ohne sie zu beweisen. Gefunden! Eine Methode, die kinderleicht nachzumachen war und großartig paßte. Die nicht zu beweisenden Meinungen der handelnden Personen waren nazistisch zu färben, und alles hatte den Anstrich der Neuheit. Man konnte sich in die Brust werfen und sagen, sowas sei seit dem Expressionismus nicht mehr dagewesen . . . was sogar ausnahmsweise einmal der Wahrheit entsprach. So kam endlich der große Wurf zustande. Friedrich Wilhelm Hymmen schrieb ein richtiges „Drama“ und nannte es nicht ‚Gas‘, sondern ‚Beton‘. Jetzt konnte man der Jugend endlich zeigen, was ’ne Harke ist. Die Bande hat keine Weltanschauung. Keinen festen inneren Kern. Besonders die Arbeitersöhne waren ein Stein des Anstoßes. Ohne alle Symbole. Denen mußte mal gezeigt werden, was man in Hitlerdeutschland zu denken hat. Also ein *Thesenstück*, das von der Propagandazentrale der ‚Obersten Jugendführung‘ als ganz großer künstlerischer und politischer Schlager aufgezogen wurde. Am 18. November, vier Tage vor der an zwei Orten gleichzeitig angesetzten

Uraufführung, verschickte der hochoffizielle ‚Reichsjugendpressediens‘ sein letztes ausführliches Bulletin über die bevorstehende Premiere, um den Theaterberichterstatern die ganze Wichtigkeit dieses Ereignisses vor Augen zu führen, sie mit Material für ihre Besprechungen zu versorgen und gar nicht erst die Möglichkeit offenzulassen, daß jemand versehentlich aus der Reihe tanze.

Man muß zugeben, dies Bulletin — das Stück betrachten wir später — ist Gold wert. Zuerst die Inhaltsangabe des „Dramas“. Wir beschränken uns auf Stichworte. Es handelt sich um eine Brücke, „die politisch unbedingt notwendig ist“. Also eine politische Brücke, „die einen Staat mit einem entlegenen Zipfel seines Landes verbindet“. Eine naturalistisch-symbolische Brücke. Aber, wie manchmal mit solchen Brücken, ist auch mit dieser nicht alles in Ordnung: sie wird gebaut „an einer Stelle, die geologisch für einen Brückenbau völlig ungeeignet ist“. Warum das? „Sie muß dort stehen.“ Zum Teufel, warum denn? „Sonst ist das Stück Land jenseits des Stromes verloren.“ Wie verloren? Warum verloren? *Wem* verloren? Das wird nicht verraten. Jedenfalls ist ein Architekt da, der sie baut. Aber eine „Katastrophe ist die Antwort der Erde auf diese Vermessenheit“.

Stück ist aus. Zuschauer gehn nach Haus. Symbolik ist klar. Denkste! Natürlich ist das Stück nicht aus, es fängt erst an. Ein anderer Architekt kommt. Der will die Brücke an zwei Felsblöcken aufhängen. Hoffentlich hat die Firma, bei der er angestellt ist, Krupp oder so, die Sache vorher gründlich errechnen lassen. Aber, oh weh: „Bei einem der Blöcke läßt sich nicht genau errechnen, ob er den Druck aushalten wird.“ Symbolik? Block... Druck aushalten... Der gesunde Menschenverstand, die öffentliche Meinung greifen ein: „Warnungen der Untersuchungskommission.“ Auch der erste Architekt, ein gebranntes Kind, übrigens der Schwiegervater des jungen, sieht voraus, daß die Sache schief geht und versucht, „die Arbeit seines Schwiegersohns auf alle Fälle zu sabotieren“. Der junge Ingenieur wimmelt die Warner ab: „Er baut mit der Genehmigung des Ministerpräsidenten.“ Vielmehr sein Chef, Krupp oder wer, dessen Existenz schamhaft verschwiegen wird, läßt ihn bauen. Wo die Regierung zahlt, wo es um die Groschen der Steuerzahler geht, ist es jedem Unternehmer piepe, wie widersinnig der Regierungsauftrag ist und wieviel Katastrophen eintreten. Er hat kein Risiko. Verdient er eben zweimal. Das ist kapitalistisches Grundgesetz: niemand wird lieber geschröpft als der eigene Staat. — das ist der einzige Realismus im Stück. Ein Student der Technik, so es ihn in Deutschland noch gibt, müßte natürlich einsehen, was hier zu tun ist, aber der Ingenieur baut, baut — „da zeigt der kritische Felsblock Risse“. Doch jetzt kommt es doch nicht zu einer zweiten Katastrophe, denn die Bauarbeiter, die vor der Gefahr gewarnt haben und an die 120 Toten der ersten Katastrophe denken, verlieren endlich die Geduld und treten in den Streik, weil sie ihre Knochen nicht den Schwindelprojekten unfähiger Ingenieure opfern wollen. Das Stück spielt zwar, wie ausdrücklich angezeigt, 1928, da es aber in Nazideutschland aufgeführt wird, schreibt Hymmen: „Die Arbeiter *meutern*.“ Die Regierung sieht, daß das

Brückenprojekt ebenso dilettantisch ist, wie das Stück von Hymmen: „Die Polizei verbietet den Bau.“ Was sie mit Hymmens Stück nicht getan hat.

Sie denken, jetzt sei das Stück wirklich aus? Nein, es fängt zum drittenmal an: „Der junge Ingenieur steht allein. Sie haben ihn alle verlassen.“ Weil es ein mistdicker Symbolismus ist, sehen wir den unfähigen Burschen natürlich nicht auf dem Arbeitsamt wieder, sondern, „wo alles verloren scheint, betonierte er zusammen mit einigen Getreuen den Felsen“. (Für weniger symbolistisch Veranlagte: gemeint ist Hitler.) Ohne Symbole, nur logisch: erst hat der Schuft sein Land verraten, hat den Brückenbau bewußt sabotiert, indem er die primitivsten Regeln der technischen Sicherheit außer acht ließ, hat die Arbeiter zum Streik provoziert, den Staat ruiniert, und als er alles so in Verwirrung gebracht hatte, daß die Hand vor den Augen nicht mehr zu sehen war, ließ er sich mit einer Bande gleicher Schufte vom Unternehmer als Retter proklamieren, indem er jetzt als himmlische Eingebung das vorschlug, was jeder normale Mensch von vornherein hätte fordern müssen,— die Betonierung des rissigen Felsens!

Wäre der Autor ehrlich und kein ‚Dramatiker der HJ‘, dann müßte er anständigerweise, wenn schon symbolisch, zeigen, daß die Hitler-Betoniererei der allergrößte Betrug ist, daß der Ingenieur vom Unternehmer dafür bezahlt wird, unter dem Vorwand zu betonieren, immer neue Katastrophen vorzubereiten, um den Krupps immer neue Gewinne zuzuführen . . .

Aber vielleicht irren wir uns, und der Ingenieur ist doch keine symbolische Figur? Er ist eine. Aber diesmal unfreiwillig: „Er wird während der Arbeiten erschlagen.“ Der Schluß verzappelt sich in endlosem Genade: der Schwiegervater wird die Brücke zu Ende bauen, nachdem der Fels betonierte ist, was man gleich hätte tun sollen, und das Stück wäre der deutschen Jugend erspart geblieben.

Hinter diesem „Werk“ steht die ‚Oberste Nazi-Jugendführung‘, alias Schirach, und schlägt die dickste Reklametrommel:

Einer hat es nun gewagt. Er hat ein „modernes“ Stück geschrieben.

Sie lassen ihren Wunderknaben Hymmen vor der Presse Kobolz schlagen und sein „literarisches Programm“ entwickeln, mit dem sie sich identifizieren:

Ein großes Drama, das in der Gegenwart spielt, muß sich gleichzeitig von der Gegenwart distanzieren.

Wer hätte diesen Ton nicht schon früher gehört? Und diesen:

Es darf nicht ins Parkett, ins Foyer und weiter auf die Straße fließen.

Womit keineswegs nur die selbstverständliche Grundlage jeder Kunstästhetik gemeint ist, sondern deutlich genug die Angst vor der Straße mitklingt. Weiter im „Programm“:

Die Menschen müssen etwas Denkmalfhaftes haben.

Wie sagt doch der Schirach-Pressedienst? So:

Seit dem Expressionismus ist solch ein Versuch nicht dagewesen.

Und wenn man Hymmen hört, möchte man es sogar glauben:

Das Drama muß als steilste Form der Dichtung auf seiner einsamen Höhe bleiben.

Und wie steil ist seine Sprache? Nicht so:

Er hätte die Arbeiter, die Intellektuellen, die Frauen seines Stückes so sprechen lassen können wie — „Maxe, jib ma 'ne Zijarette!“ — die Menschen unserer Zeit tatsächlich sprechen.

Tut er nicht, kann er nicht. „Das wäre — sagt Hymmen — dekadent.“ Gewiß. „Das konnte Ibsen.“ Armseliger Ibsen! Du konntest das, und: „Das kann der Film, und der Funk kann es auch.“ (Womit also der Nazi-Rundfunk als dekadent abgetan wäre. Auf die „Dekadenz“ des Nazi-Films werden wir später zurückkommen, wenn wir uns den Schirachzögling und Hymmens Gesinnungsgenossen Lützkendorf näher ansehen.) Verweilen wir jetzt noch einen Augenblick bei Hymmens Sprache: „So geschieht es, daß in diesem Stück die Arbeiter nur um geringes gelockerte Jamben sprechen.“ Um nicht auf die Straße zu fließen. „Und irgendeine Witwe namens Lehmann sagt: ‚Aber der Schmerz brennt, — brennt.‘“ Was seit dem Expressionismus nicht mehr da war. „Spricht so die Witwe Lehmann?“ Nur bei Hymmen. „Aus dieser Richtung sind nun die ersten Vorwürfe gegen Hymmen gekommen.“ Wer hat es gewagt? Es gibt nämlich in diesen Kreisen „eine leerlaufende Diskussion über die Probleme des Zeittheaters.“

Zeittheater? Wie wird uns? Die Bettnässer ziehen Großvaters Stiebeln an. Schirach und Hymmen haben es mit der Auferstehung. Aber auch expressionistisch zu gehen, will gelernt sein. Und Großvater konnte gehen, denn er hatte meist ... Talent. Deshalb, weil sie das fühlen, sehen sie düster: „Das Stück wird durch seine Form von vornherein mit einem gewissen Widerspruch im breiten Publikum zu rechnen haben.“ Und der Autor selbst mit dem abgestandenen Programm ist sich seines Vulgär-Expressionismus am wenigsten sicher. Er spielt das Kind, das vom Himmel gefallen ist: „Vielleicht wird sich erweisen, daß dieses Stück überhaupt keinen Wert hat.“ Wie wenig Vertrauen die Hehler zum Absatz ihrer gestohlenen Waren haben! Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste. Und der Expressionismus des Herrn Hymmen ist eine solche. Oder eine Büchse der Pandora. Halten wir uns die Nase zu und öffnen wir sie:

Zwei Stunden erst, und ihr macht schlapp?
Euch schwindelt wohl wie kleinen Mädchen?

Maxe, jib ma 'ne Zijarette!

Die Brücke ist ein Heiligtum!
Man sollte sie mit Priestern schaffen, nicht
Mit Gaunern, die nur auf die Groschen sehn —

sagt der junge Ingenieur zu den Bauarbeitern. Wenn er sich das 1928 erlaubt hätte, würden die Arbeiter diesem unverschämten Schnösel eine hand-

Publikum gegenüber zeigten, ist verständlich, weil, nolens volens, dieses Stück zu einer Waffe gegen sie werden muß.

Das expressionistische oder reportagemäßige Zeittheater der zwanziger Jahre arbeitete in Deutschland mit Begriffen, Symbolen, Problemen, die häufig Selbstzweck wurden, wenn die Autoren im Kampf gegen eine bestehende Ethik, Moral oder Politik die Bühne zur Tribüne machten. Aber in jedem Falle war der Zweck der großen Mehrzahl dieser Stücke, den Zuschauern die Unterdrückung ihrer seelischen oder materiellen oder politischen Grundrechte durch die bestehende Moral, Ethik, Ökonomie, Politik bewußt zu machen, und sie zum Kampf für ein besseres, fortschrittlicheres, freieres Leben zu begeistern. Für die Autoren dieser Stücke, die heute fast ohne Ausnahme in der Emigration leben, war die primitiv-reportagemäßige oder expressionistisch-symbolistische Kunst vielfach nur ein Umweg, eine „Durchgangsform“ zum Realismus. Bei den Faschisten jedoch ist die Aneignung des Begriffs „Zeittheater“ ein demagogischer Trick, und die Stücke selbst, die aus dieser Täuschung hervorgehen, sind nackter Eklektizismus und offene Dekadenz. Sie nehmen die genormte Form schematisierter Zeittheater-Stücke, in denen eine typisierte Masse gegen einen schablonenhaften Vertreter des unterdrückenden Systems stand, drehen die Vorzeichen um, stellen einen schablonenhaften Vertreter des unterdrückenden Systems gegen eine typisierte Masse, tun dabei aber so, als wäre es umgekehrt. Wollen sie damit in der Jugend den Individualismus, die Verachtung gegenüber der „Masse“, die Sklavenhalterinstinkte züchten, so verfolgen sie mit der „typisierten“ Zeichnung dieser Masse, der Arbeiter, des Proletariats mehrere Ziele: erstens wollen sie natürlich ihrer Bourgeoisie die Rausschmeißertalente zeigen, die sie in den Jahren ihrer Macht bewiesen haben: „Seht, so etwas konnten sich die Arbeiter noch 1928 erlauben, da konnten sie euch noch das Leben sauer machen, den Gewinn durch den Kampf für ihre Rechte gefährden, euren Nächten den Schlaf, euren Nerven die Ruhe rauben, — vergeßt bitte nicht, wie dankbar ihr uns sein müßt, daß wir mit List und Gewalt euer Klasseninteresse besser vertreten, als ihr es ohne uns vermochtet! Zweitens versuchen sie durch die Art, wie die Arbeiter im Stück dargestellt werden, das Proletariat in den Augen der Jugend, vor allem der Arbeiterjugend selbst, zu diffamieren, seine schöpferische, kulturbildende Kraft abzuleugnen, um so seine Degradierung zur „Gefolgschaft“ zu rechtfertigen und auf alle Fälle die bestehende Verteilung von geistigem und materiellem Haben und Nichthaben zu stützen.

Aber was nützt der ganze Krampf? Auf der Bühne muß nun einmal, mehr als in jeder andern Kunstform, Kraft und Gegenkraft gezeigt werden, Menschen müssen in menschlichen Konflikten aufeinanderstoßen. Anders gehts nicht. Und mag man die Konflikte noch so sehr vertuschen und verzerren, die Kraft und Gegenkraft mit Worten umkehren, die menschlichen Charaktere in Puppen verwandeln — der Zuschauer bringt seine Maßstäbe aus der Realität mit, und auf der Bühne stehen Schauspieler, denen man, weil sie Menschen sind, nicht *alles* Menschliche nehmen kann, und die daher Wider-

sprüche zur Realität viel deutlicher, viel gröber sehen und hören lassen als etwa das Buch. Kurz, auch hier wurde trotz allem das deutlich, was man ins Gegenteil umlügen wollte: *die Arbeiter haben recht, der Ingenieur hat unrecht!* Dagegen nützen keine Diskussionsverbote. Der Eklektizismus und die Dekadenz des ganzen Regierungssystems Hitler mitsamt seinen Widersprüchen springen geradezu aus diesem Stück: es ist ein Bumerang, der aber dem Werfer nicht wieder in die Hand, sondern an den Kopf fliegt.

Der Premièrenerfolg war dementsprechend. Derselbe ‚Reichsjugendpressediens‘, der vorher einen Riesen-Propagandafeldzug für Stück und Autor geführt hatte, zog die Fahne auf Halbmast. Schirach hat die Schlacht verloren. Offenbar ist es den „Kritikern“ und dem breiten Publikum gelungen, ihre Meinung ganz ohne Diskussion auszudrücken.

Über die Vorstellung sind in der am Tage nach der Premièr erschienenen und der gesamten Presse als Musterkritik vorgelegten Besprechung zwei, sage und schreibe, zwei Sätze enthalten:

Das Bühnenbild war wuchtig und eindeutig.

Die Inszenierung ließ noch manche Möglichkeiten aus, den von Hymmen gesuchten Stil zu unterstreichen und damit die Aufführung von der Ebene des Herkömmlichen noch mehr auf die des politischen Theaters zu verschieben.

Die Verschiebung ist nicht gelungen. Das politische Theater, das heißt die politische Wirkung, die sie erreichen wollten, hat sich nicht eingestellt. Die Inszenierung und die Radfahrer sind schuld.

Ihre politische Niederlage versuchen sie natürlich durch Ablenkungsmanöver und neue Erpressungen zu verschleiern. Wir entsinnen uns, daß sie in dem Bulletin vor der Premièr listigerweise darauf vorbereiteten, daß die vom Autor gewählte Form eventuell Widerspruch begegnen könne. Nach der Premièr knüpfen sie daran an und schlagen ihr Rückzugsgefecht mit dilettantischen Argumenten gegen die Könner. Sie suchen „das, was wir Haltung nennen“ als wesentlichste Qualifikation zum Nazi-Dramatiker „gegenüber jenem anderen, der über die glänzendsten Spielmittel mit dramaturgischen Voraussetzungen verfügt,“ zu verteidigen.

Damit aber das breite Publikum, soweit es nicht im Theater war, eine falsche Haltung einnehme, wird, um allen Weiterungen vorzubeugen, ein Kompromiß eingegangen: „In diesem Sinne ist Hymmens Arbeit als Dokument zu begrüßen.“

Den Theaterrezensenten der Zeitungen aber, die ja rechtzeitig gebeten waren, „sich selbst zu beargwöhnen“, wird mit deutlicher Drohung ein übriges von dem, „was wir Haltung nennen“ eingeboxt: „Darum fordert das Urteil über Hymmens ‚Betor‘ diese notwendige Umstellung.“

Vom Expressionismus ist im Moment also nicht mehr die Rede. Jetzt suchen die Eklektiker für ihre Wechselbälge neue Väter: tendenziöse Thesenstücke, die man nun wirklich tot und begraben wählte.

PORNOGRAPHEN

Die ‚Dramatiker der Hitlerjugend‘ sind vielbeschäftigte Leute. Schirach bemüht sich um Hölderlin, Möller um Schirach, Hymmen macht Zeittheater, und Lützkendorf hat sich an einem Filmmanuskript versucht.

Jugend will eben austoben. Und immer Pathos, immer das, „was wir Haltung nennen“, immer „denkmalhaft“, immer „Geist der jungen Generation“, — das hält ja der stärkste Gaul nicht aus. Man muß sich auch mal gehen lassen, mal offen dekadent sein, was, wie Kollege Hymmen sagt, der Film sich ja erlauben dürfe.

Beim Film gibt es einen sehr berühmten Gesinnungsgenossen, den Regisseur Ritter, eisernen Nazi, Mitglied des Aufsichtsrats der UFA. Spezialist für Kriegsfilme, der sich ebenfalls mal von dem ewigen Schießen ausruhen wollte.

Lützkendorf verfaßte ein Manuskript, Ritter drehte es, der Film kostete eine Million bare Reichsmark und wurde dem deutschen Volk unter dem Titel ‚Capriccio‘ ehrfurchtsvoll zugeweiht.

Und da wir uns in diesem Aufsatz über das unterhalten, was die Nazis, insbesondere der *offizielle Nachwuchs*, zur Entwicklung der deutschen Kunst beisteuern, interessiert uns in diesem Zusammenhang auch der Film ‚Capriccio‘ und sein Autor Lützkendorf, der zu den von höchster Stelle Ausgewählten gehört, von denen der ‚Reichsjugendpressedienst‘ schreibt, daß man bei ihnen nicht „irgendeinem Schriftsteller“ begegne, sondern „eben dem Gesicht der deutschen Jugend, wie es sich in der Hitler-Jugend und ihrer Arbeit geformt hat“.

Lützkendorf macht uns die Begegnung leicht. Wir brauchen bei ihm nicht, wie bei Schirach, Möller und Hymmen, verschiedene Hüllen herunterzureißen, bis wir sehen, was hinter ihnen steckt. Bei Lützkendorf gibt es nackte Tatsachen und sonst nichts. Sehr nackte. Daß Lützkendorf sie nach Frankreich verlegt, ist nur eine lebenswürdige Geste wider den Erbfeind.

Die Nazi-Presse lag vor dem so exponierte, so einflußreiche Stellungen bekleidenden Herrn natürlich auf dem Bauch und schrieb:

Reizendes, übermütiges Spiel voll Humor und spritziger Stimmung, aus dem man tänzelnden Schrittes herauskommt.

Bei der bekannten Gleichschaltung der Nazipresse hätte es jedoch selbstverständlich sein müssen, daß ‚Der Pimpf‘, die ‚HJ‘, der ‚Reichsjugendpressedienst‘ in ein Triumphgeheul ausgebrochen wären, angesichts des Film Erfolges ihres prominenten Sohnes Lützkendorf — damit von ihm das angeknabberte Renommée der ganzen Hitlerjugend-Führung bestrahlt werde. Ja, es wäre sogar am Platze gewesen, daß ‚Wille und Macht‘, das „Führerorgan“, in dem der „Auferstandene“ seine sterblichen Gedichte erscheinen ließ, mit ein paar dankbaren Worten der künstlerischen Tat des ‚HJ-Dramatikers‘ seinen allerhöchsten Beifall gezollt hätte. Deshalb war man im ersten Augenblick wie vor den Kopf geschlagen, als man dort eine ausführliche Besprechung des Filmes ‚Capriccio‘ lesen mußte, die eher einem tobenden Wutanfall

als einer kritischen Würdigung glich: „Dieser niederträchtige Unsinn...“ Umgotteswillen, was ist passiert? „Hier ist die Grenze des Witzes überschritten, hier offenbart sich Gesinnung“. Nanu — steht geoffenbarte Gesinnung im Gegensatz zu den Maximen Schirachs? Wo doch der „Reichsjugendpressediener“ ausdrücklich bestätigt hatte, daß sich bei Lützkendorf usw. das kundtue, „was sich in Gesinnung, Haltung und Willen der deutschen Jugend zeigt und bewährt“? Aber die Zusammenhänge werden etwas klarer, wenn man weiter liest. Lützkendorfs Filmwelt sei „eine Welt, die ihre Verlogenheit mit dem Mantel des Humors verbrämen will“. Das klingt allerdings schlimm. Das ist wirklich eine schwere und kaum wiedergutzumachende Verletzung bewährter Nazi-Tradition. Ein ausgesprochenes Ausderreihetanz. Wie kann sich jemand erlauben, Humor zu haben? Und gar etwas mit Humor zu verbrämen, wo doch der Nazi-Comment verlangt, daß die Verlogenheit ihrer Welt mit dem, was sie „Haltung“ nennen, verbrämt werde!

Aber vielleicht sagt man nur Humor. meint aber etwas anderes? Vielleicht meinte man gemeine Sauigelei oder schmierige Zuhälterphantasie? Vielleicht handelt es sich um ein Niveau, das den Gipfel der Geschmacklosigkeit und Rohheit darstellt? Vielleicht um einen ähnlichen Film, wie sie in den Anfangsjahren der Kinematographie von Winkelproduzenten für südamerikanische Bordelle geliefert wurden? Dann aber versteht man wieder nicht ganz die hysterische Wut des Schirach-Journals. Schließlich ist doch Horst Wessel auch eine feine Nummer...

Man muß den Film kennenlernen. Jawohl, es handelt sich um folgendes: Ein junges Mädchen soll von ihrem Vormund gegen Provision an einen dicken alten Säufer verschachert werden. Das Mädchen flieht ins Kloster. Der Vormund schickt ihr die Photographie eines hübschen, schlanken, jungen Mannes unter der Vorspiegelung, das sei der Bräutigam. Dem Mädchen gefällt er, ihrer dicken Freundin ist er zu mager. Das Mädchen kommt nach Hause, sieht den Dicken, in einer Viertelstunde soll die Trauung sein. Sie lockt einen Jungen, fast noch ein Kind, in ihr Zimmer, schlägt ihn mit einem Kinnhaken k. o. (sie kann boxen), zieht ihm ein Damenhemd an und legt ihn ins Ehebett. Der dicke Bräutigam ist so besoffen, daß er den Unterschied nicht merkt. Er steht barfuß und in Hemdsärmeln vor der Trauung in seinem Zimmer. Seine Freunde bitten ihn, sich anzuziehen, da die Braut käme, worauf ein anderer Freund antwortet (Originaltext): „Na, die wird ihn bald ganz anders sehen, hoffentlich überlebt sie's.“ Wie gesagt, mit Humor verbrämt. Er merkt den Betrug erst, als er sich, wie die Nazi-*presse* schreibt:

liebegirrend dem Hochzeitslager nähert. Die „Braut“ wird dann in torkelndem Zustand zum Brautbett geschleppt und hineingeworfen.

Wenn wir nun noch zitieren:

Ein züchtig und verschämt wie Klosterschülerinnen dahintrippelndes Mädchenpensionat erweist sich als die Belegschaft eines Bordells —

— und nun mit der Bemerkung schlössen, daß die Handlung in diesem Stil so weiter gehe, und wir uns mit der „Verbrämung“ genügend bekannt gemacht hätten... dann würden wir unseren Lesern den Höhepunkt dessen

unterschlagen haben, was nach unserer Meinung den Höhepunkt des Humors darstellt. Vielleicht ist es aber gerade das, was der ‚Reichsjugendpressediens‘ an anderer Stelle bei Lützkendorf und seinesgleichen als „weltanschauliche Frische und Klarheit“ bezeichnet? Man höre: am Ende des Films, als der dicke Säufer schließlich die dicke Freundin des Mädchens ins Ehebett führt, erklingt der Chor aus der 9. Symphonie Beethovens (!) mit folgendem Text: „Wer ein holdes Weib errungen, mische seinen . . . mische seinen . . . mische seinen Jubel drein.“

Wir müssen die südamerikanischen Bordellbesitzer um Verzeihung bitten. Unser Vergleich hinkte.

Wir haben dieses „Werk“ des ‚Dichters der Hitlerjugend‘ Lützkendorf nur deshalb genauer besprochen, um einen unmißverständlichen Beitrag zu der Erkenntnis zu geben, wie die Nazis ohne Maske aussehen.

Jetzt versteht man auch, daß das zornige Geschimpfe von ‚Wille und Macht‘ über die Sauereien des Films keineswegs gegen die Sauereien des Films gerichtet war, keineswegs aus ehrlicher Empörung darüber geschah, daß solche Niedertracht dem deutschen Volke geboten wird, sondern nur gemimtes Naserümpfen im Sinne der Verlogenheit ihrer Welt vorstellte. Die Naziführer müssen nämlich, laut dienstlichem Befehl, solange sie huren, die Uniform mit unauffälligem Zivil vertauschen. Das gilt auch für die Offiziere der Armee, und es galt immer schon für Corps-Studenten. Da vom Volke verlangt wird, daß es vor der Uniform einen scheuen Respekt habe und diesen Respekt automatisch auf den Träger ausdehne, die Träger aber die Naziregierung und ihre Helfershelfer sind, mußte man sich *pro forma* gegen den Überschreiter dieses Verbots offiziell abgrenzen. Hätte Lützkendorf wenigstens die Uniform — den ‚HJ-Dichter‘ — solange ausgezogen und seine Sauereien unter einem Pseudonym geschrieben, dann wäre alles in bester Ordnung. Denn gegen den Film hat man ja gar nichts einzuwenden, aus dem man „tänzelnden Schrittes herausgeht“.

Cato pflegte am Schluß jeder seiner Reden zu sagen: „Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam.“ Man muß diesen Satz, auf das Hitlerregime bezogen, umschreiben.

Bertolt Brecht

ÜBER REIMLOSE LYRIK MIT UNREGELMÄSSIGEN RHYTHMEN

Mitunter wurde mir, wenn ich reimlose Lyrik veröffentlichte, die Frage gestellt, wieso ich dazu käme, sowas als Lyrik auszugeben; zuletzt geschah das anläßlich meiner ‚Deutschen Satiren‘. Die Frage ist berechtigt, weil die Lyrik, wenn sie schon auf den Reim verzichtet, doch gewohntermaßen wenigstens einen festen Rhythmus bietet. Viele meiner letzten lyrischen Arbeiten

zeigen weder Reim noch regelmäßigen festen Rhythmus. Meine Antwort, warum ich sie als lyrisch bezeichne, ist: weil sie zwar keinen regelmäßigen, aber doch einen (wechselnden, synkopierten, gestischen) Rhythmus haben. Mein erstes Gedichtbuch enthielt fast nur Lieder und Balladen und die Versformen sind verhältnismäßig regelmäßig; sie sollten fast alle singbar sein und zwar auf einfachste Weise, ich selber komponierte sie. Reimlos war nur ein einziges Gedicht, das regelmäßig rhythmisiert war; jedoch hatten die gereimten Gedichte beinahe alle unregelmäßige Rhythmen. In der ‚Ballade vom toten Soldaten‘ gibt es in 19 Strophen neun verschiedene Rhythmisierungen der zweiten Verszeile:

- | | |
|-----------|---------------------------------|
| 1. ----- | Keinen Ausblick auf Frieden bot |
| 2. ----- | Drum tat es dem Kaiser leid |
| 3. ----- | Und der Soldat schlief schon |
| 4. ----- | Zum Gottesacker hinaus |
| 5. ----- | Oder von ihm noch da war |
| 6. ----- | Die Nacht war blau und schön |
| 14. ----- | Die Ratzen im Feld pfeifen wüst |
| 15. ----- | Waren alle Weiber da |
| 18. ----- | Daß ihn keiner sah |

Danach beschäftigte ich mich, für ein Theaterstück (*Im Dickicht der Städte*), mit der gehobenen Prosa Arthur Rimbauds (in seinem *Sommer in der Hölle*). Für ein anderes Theaterstück (*Leben Edwards des Zweiten von England*) mußte ich mich mit dem Problem des Jambus befassen. Es war mir aufgefallen, wieviel kraftvoller der Vortrag der Schauspieler war, wenn sie die schwer lesbaren, „holprigen“ Verse der alten *Schlegel-Tieck*-schen Shakespeare-Übertragung an Stelle der neuen, glatten *Rothscheschen* sprachen. Wieviel stärker kam da das Ringen der Gedanken in den großen Monologen zum Ausdruck! Wieviel reicher war diese Versarchitektur! Das Problem war einfach: ich benötigte gehobene Sprache, aber mir widerstand die ölige Glätte des üblichen fünffüßigen Jambus. Ich brauchte Rhythmus, aber nicht das übliche Klappern. Ich ging so vor. Statt zu schreiben:

Seit sie da Trommeln rührten überm Sumpf
Und um mich Roß und Katapult versank
Ist mir verrückt mein Kopf. Ob alle schon
Ertrunken sind und aus und nur mehr Lärm hängt
Leer und verspätet zwischen Erd und Himmel? Ich
Sollt nicht so laufen.

schrrieb ich:

Seit diese Trommeln waren, der Sumpf, ersäufend
Katapult und Pferde, ist wohl verrückt
Meiner Mutter Sohn Kopf. Keuch nicht! Ob alle
Schon ertrunken sind und aus und nur mehr Lärm ist
Hängend noch zwischen Erd und Himmel. Ich will auch
nicht mehr rennen.

Das ergab den stockenden Atem des Rennenden und es enthüllten sich in diesen Synkopen besser die widersprüchlichen Gefühle des Sprechers. Mein politisches Wissen war damals beschämend gering; jedoch war ich mir großer Unstimmigkeiten im gesellschaftlichen Leben der Menschen bewußt,

und ich hielt es nicht für meine Aufgabe, all die Disharmonien und Interferenzen, die ich stark empfand, formal zu neutralisieren. Ich fing sie in die Vorgänge meiner Dramen und in die Verse meiner Gedichte ein. Und das lange bevor ich ihren eigentlichen Charakter und ihre Ursachen erkannte. Es handelte sich, wie man aus den Texten sehen kann, nicht nur um ein „Gegen-den-Strom-Schwimmen“ in formaler Hinsicht, einen Protest gegen die Glätte und Harmonie des konventionellen Verses, sondern immer doch schon um den Versuch, die Vorgänge zwischen den Menschen als widerspruchsvolle, kampfdurchtobte, gewalttätige zu zeigen.

Noch freier konnte ich vorgehen, als ich für moderne Musiker Oper, Lehrstück und Kantate schrieb. Hier gab ich den Jambus völlig auf und verwendete feste, aber unregelmäßige Rhythmen. Sie eigneten sich, wie mir Komponisten verschiedenster Richtung versicherten und wie ich selber feststellen konnte, vorzüglich für die Musik.

In der Folge schrieb ich außer Balladen und Massenliedern mit Reim und regelmäßigem (oder doch nahezu regelmäßigem) Rhythmus mehr und mehr Gedichte ohne Reim und mit unregelmäßigem Rhythmus. Man muß dabei im Auge behalten, daß ich meine Hauptarbeit auf dem Theater verrichtete; ich dachte immer an das Sprechen. Und ich hatte mir für das Sprechen (sei es der Prosa oder des Verses) eine ganz bestimmte Technik erarbeitet. Ich nannte sie gestisch.

Das bedeutete: die Sprache sollte ganz dem Gestus der sprechenden Person folgen. Ich will ein Beispiel geben. Der Satz der Bibel „Reiße das Auge aus, das dich ärgert“ hat einen Gestus unterlegt, den des Befehls, aber er ist doch nicht rein gestisch ausgedrückt, da „das dich ärgert“ eigentlich noch einen anderen Gestus hat, der nicht zum Ausdruck kommt, nämlich den einer Begründung. Rein gestisch ausgedrückt heißt der Satz (und Luther, der „dem Volk aufs Maul sah“, formt ihn auch so): „Wenn dich dein Auge ärgert: reiße es aus!“ Man sieht wohl auf den ersten Blick, daß diese Formulierung gestisch viel reicher und reiner ist. Der erste Satz enthält eine Annahme und das Eigentümliche, Besondere in ihr kann im Tonfall voll ausgedrückt werden. Dann kommt eine kleine Pause der Ratlosigkeit und erst dann der verblüffende Rat. Die gestische Formulierung kann natürlich durchaus innerhalb eines regulären Rhythmus vorgehen (wie ja auch im gereimten Gedicht). Ein Beispiel für die Unterschiede:

Hast du den Säugling gesehn, der, unbewußt noch der Liebe,
Die ihn wärmet und wiegt, schlafend von Arme zu Arm
Wandert, bis bei der Leidenschaft Ruf der Jüngling erwachet
Und des Bewußtseins Blitz dämmernd die Welt ihm erhellt?

(Schiller: Der philosophische Egoist)

und

Daß aus nichts nichts wird, selbst nicht durch den Willen der Götter.
Denn so enge beschränket die Furcht die Sterblichen, alle;
Da sie so viel der Erscheinungen sehn, am Himmel, auf Erden,
Deren wirkenden Grund sie nicht zu erfassen vermögen,
Daß sie glauben, durch göttliche Macht sey dies alles entstanden.

Haben wir aber erkannt, daß aus nichts nichts könne hervorgehn,
Werden wir richtiger sehn, wonach wir forschen; woraus denn,
Und wie alles entsteh, auch ohne die Hilfe der Götter.

(Lukretius: Von der Natur der Dinge)

Die Armut an gestischen Elementen in Schillers und den Reichtum an solchen in Lukrez' Gedicht kann man leicht nachprüfen, wenn man, die Verse sprechend, darauf achtet, wie oft sich der eigene Gestus dabei ändert.

Ich kam auf das Problem der gestischen Formulierung zu sprechen, weil diese zwar innerhalb regelmäßiger Rhythmen erfolgen kann, unregelmäßige Rhythmen mir aber zur Zeit ohne gestische Formulierung nicht möglich scheinen. Ich erinnere mich, daß zwei Beobachtungen mich bei der Bildung unregelmäßiger Rhythmen beeinflussten. Die eine betraf jene kurzen, improvisierten Sprechchöre bei Arbeiterdemonstrationen, von denen ich den ersten an einem Weihnachtsabend hörte. Ein Zug von Proletariern marschierte durch die vornehmen Viertel des Berliner Westens und rief den Satz „Wir haben Hunger“ aus. Er war so rhythmisiert:

Wir ha- ben Hun- ger

Später hörte ich noch andere solche Chöre, in denen einfach der Text mundgerecht und diszipliniert wurde. Einer lautete:

Helft euch sel- ber, wählt Thäl- mann

Eine zweite Erfahrung mit aus dem Volk kommender Rhythmik war für mich der Ausruf eines Berliner Straßenhändlers, der vor dem Kaufhaus des Westens Rundfunktextbücher verkaufte. Er rythmisierte folgendermaßen:

Text- buch für die Ö- per Fra tel- la wel- che
heu- te A- bend im Rund- funk ge- hört wird

Der Mann veränderte ständig Tonfall und Lautstärke, behielt aber den Rhythmus beharrlich bei.

Die Technik der Zeitungsverkäufer bei der Rhythmisierung ihrer Ausrufe kann jeder studieren.

Jedoch wird unregelmäßige Rhythmisierung auch für Geschriebenes verwendet, wo eine gewisse Eindringlichkeit erreicht werden soll. Zwei Beispiele für viele.

Du sollst nur Ma-
no- li rau- chen

und (mit Reim):

Al- len an- de- ren zu- vor
der Sa-
rot- ti- mohr

Diese Erfahrungen gingen in den Ausbau unregelmäßiger Rhythmen ein. Wie nun sehen diese unregelmäßigen Rhythmen aus? Ich wähle ein Beispiel aus den ‚Deutschen Satiren‘, die beiden Endstrophen von ‚Die Jugend und das Dritte Reich‘:

Ja, wenn die Kinder Kinder blieben, dann
Könnte man ihnen immer Märchen erzählen
Da sie aber älter werden
Kann man es nicht.

Wie ist das zu lesen? Wir legen zunächst einen regelmäßigen Rhythmus unter:

Ja wenn die Kin- der Kin- der blie- ben, dann
Könt- te man ih- nen im- mer Mär- chen er- zäh- len
Da sie a- ber äl- ter wer- den
Kann man es nicht.

Die fehlenden Versfüße müssen beim Sprechen durch Verlängerung des vorhergehenden Fußes oder durch Pausen berücksichtigt werden. Die Einteilung in Verse hilft dabei. Das Ende der Verszeile bedeutet immer eine Zäsur. Ich habe die Strophe ausgewählt, weil ihr zweiter Vers, wenn man daraus zwei machte und abteilte:

Könnte man ihnen immer
Märchen erzählen

noch leichter lesbar würde, so daß man das Prinzip an einem Grenzfall studieren kann. Was die Einteilung für Klang und Pointierung ausmacht, sieht man, wenn man die letzte Strophe

Wenn das Regime händereibend von der Jugend spricht
Gleicht es einem Mann, der
Die beschneite Halde betrachtend, sich die Hände reibt und sagt:
Wie werde ich es im Sommer kühl haben mit
So viel Schnee.

anders einteilt, etwa so

Wenn das Regime händereibend von der Jugend spricht
Gleicht es einem Mann
Der, die beschneite Halde betrachtend, sich die Hände reibt und sagt:
Wie werde ich es im Sommer kühl haben
Mit so viel Schnee.

Im Grund ist auch diese Schreibart rhythmisch lesbar. Jedoch springt der qualitative Unterschied ins Auge. Überhaupt ist diese freie Art, den Vers zu behandeln, wie zugegeben werden muß, eine große Verführung zur Formlosigkeit: die Güte der Rhythmisierung ist nicht einmal so weit garantiert, wie bei regelmäßiger Rhythmisierung (wo allerdings gut ab-

gezählte Versfüße auch noch keine Rhythmisierung ergeben). Der Beweis des Puddings liegt eben im Essen.

Es ist ferner zuzugeben, daß das Lesen unregelmäßiger Rhythmen zunächst einige Schwierigkeiten bereitet. Das scheint mir aber nicht gegen sie zu sprechen. Unser Ohr ist zweifellos in einer physiologischen Umwandlung begriffen. Die akustische Umwelt hat sich außerordentlich verändert. Ein amerikanischer Unterhaltungsfilm zeigte in einer Szene, wo der Tänzer Astaire zu den Geräuschen einer Maschinenhalle steppte, die verblüffende Verwandtschaft zwischen den neuen Geräuschen und dem Jazz mit seinem Stepprhythmus. Der Jazz bedeutete ein breites Einfließen volkstümlicher musikalischer Elemente in die neue Musik, was immer aus ihm in unserer Warenwelt dann gemacht wurde. Seine Beziehung zu der Emanzipation der Neger ist ganz offenkundig.

Die sehr heilsame Kampagne gegen den Formalismus hat die produktive Weiterentwicklung der Formen in der Kunst ermöglicht, indem sie die Weiterentwicklung des sozialen Inhalts als eine absolut entscheidende Voraussetzung dafür nachwies. Ohne sich dieser inhaltlichen Entwicklung zu entwerfen, ohne von ihr den Auftrag zu empfangen, bleibt jede formale Neuerung vollkommen unfruchtbar.

Die ‚Deutschen Satiren‘ sind für den deutschen Freiheitssender geschrieben. Es handelte sich darum, einzelne Sätze in die ferne, künstlich zerstreute Hörschaft zu werfen. Sie mußten auf die knappste Form gebracht sein und Unterbrechungen (durch die Störsender) durften nicht allzu viel ausmachen. Der Reim schien mir nicht angebracht, da er dem Gedicht leicht etwas in-sich-Geschlossenes, am Ohr Vorübergehendes verleiht. Regelmäßige Rhythmen mit ihrem gleichmäßigen Fall hacken sich ebenfalls nicht genügend ein und verlangen Umschreibungen: viele aktuelle Ausdrücke gehen nicht hinein: der Tonfall der direkten, momentanen Rede war nötig. Reimlose Lyrik mit unregelmäßigen Rhythmen schien mir geeignet.

Fritz Erpenbeck

„MANCHMAL HABE ICH HEIMWEH“

Irmgard Keun: „Kind aller Länder“
Querido-Verlag, N. V. Amsterdam

Es wäre darüber zu streiten, ob Irmgard Keuns neues Buch, wie es das Titelblatt angibt, tatsächlich ein *Roman* ist, — nicht zu streiten ist darüber, daß es den Leser von der ersten bis zur letzten Zeile packt. Es gibt darin Stellen, an denen man befreit und beglückt auflacht, — kurz zuvor ist einem gewesen, als könne man die Tränen nicht mehr zurückhalten. Und schließlich legt man es, aufgelockert und gestärkt, recht nachdenklich aus

der Hand und sagt seinen guten Freunden: „Laßt es euch nicht entgehen! Schönes ist heut so selten geworden, hier habt ihr etwas.“

Eine Zehnjährige erzählt. Manchmal, besonders bei Naturschilderungen, wird sie zur bewußten, reifen Schriftstellerin, wird sie zu Irmgard Keun . . . nur manchmal, wie gesagt; für gewöhnlich glaubt man ihr die dreizehn, vierzehn Jahre, denn sie ist innerlich um drei, vier Jahre älter, als in ihrem Paß steht. Im Paß, von dem dieses Emigrantenkind manches zu erzählen weiß, was uns bisher in keinem der zahlreichen Emigrantenromane so menschlich nahegebracht wurde.

Viele, ja die meisten von uns kennen diese Kully aus Köln, die eine kapitalistische Welt mit ernsthaften Kinderaugen betrachtet und auf ihre Art versteht:

Ich weiß nicht warum ich so was vom Barbarossa lernen soll, Geld kann man damit ja doch später nicht verdienen.

Und Kully kann es auch nicht mit Lesezeichen, die sie kleben und verkaufen will; drum versucht sie es erst gar nicht. Sie kann es auch nicht mit vielen anderen Dingen, die sie plant und verwirft. Den komplizierten und doch so einfachen Mechanismus und die bitter schwere Notwendigkeit des Geldverdienens hat diese Zehnjährige klarer durchschaut als alle die Erwachsenen rings um sie, obwohl sie noch mit ihrer Puppenküche spielt und „nur“ für ihre Schildkröte zu sorgen hat. Sachlich stellt sie fest:

Und ich kann jetzt auch in der Zeitung die Kurse lesen und Gulden in Zloty umwechseln und Zloty in belgische Francs. Das ist von allem Rechnen das Wichtigste, und man muß auch wissen, daß es tausendmal besser ist, zehn Dollar zu haben als eine Mark.

Die Kinder hier verstehen das gar nicht.

Wie oft ist uns diese Kully schon begegnet, die mit ihren zehn Jahren hintereinander ein halbes Dutzend Sprachen spricht, oft zwei oder drei gleichzeitig — Sprachen, die schnell wieder vergessen sind, und manchmal ist es auch gar nicht so leicht, „zu wissen, welche man nun eigentlich spricht“. Drum kann auch die kleine Kölnerin das Berlinerische in Italien für eine Fremdsprache halten, und:

In Polen habe ich auch einmal erlebt, daß ich sehr gut polnisch sprach, und dann war es auf einmal gar kein Polnisch sondern Jiddisch.

Darum hat denn auch Kully ihre eigene Sprachenphilosophie entwickelt:

Man lernt in einem Land zuerst immer auch Worte, die mein Vater unanständig findet und die ich nicht aussprechen soll. Ich finde das sehr schade, wenn man von den wenigen Worten, die man hat, welche abgeben soll. Immer soll ich von meinen Worten welche entbehren. Und gerade, wenn ich unanständige Worte sage, werden die Leute immer so nett und fröhlich.

Oder die rührende Ernährungsphilosophie des Emigrantenkindes auf der brüsseler ‚Grande Place‘:

Meine Mutter und ich sitzen oft auf einer Bank. Dann machen wir den Mund auf, daß die Sonne hineinscheint, und dann essen wir Sonne und fühlen in unserm Bauch ein warmes glückliches Leben.

Wem wäre diese Kully noch nicht in Belgien begegnet, in Holland, in Frankreich, in der Schweiz, in der Tschechoslowakei, in Schweden und Polen? Jene Kully, die sich mit ihrer Mutter so die Zeit vertreibt:

Wir spielen: in wieviel Betten hast du schon geschlafen? Oder: mit wieviel Zügen bist du schon gefahren? Oder: wieviel gute Freunde hast du auf der Welt?

Wir nehmen dann jeder ein Blatt Papier und einen Bleistift und schreiben — jeder für sich. Und wer am meisten hat, hat gewonnen. Meine Mutter hat dreimal einen Zug von Prag nach Budapest vergessen und einen Zug von Lemberg nach Warschau, wo wir mit Manja zusammen gefahren sind. Und sie hat das Bett in Brügg vergessen, das aus Eisen war und goldene Knöpfe hatte und in dem wir so eng zusammen liegen mußten, daß wir gar nicht mehr wußten, wer ich war und wer meine Mutter war.

Damit ist eigentlich der Inhalt des Buches umrissen — die Hetzjagd einer Emigrantenfamilie von Land zu Land: die tapfere kleine Kully; ihre Mutter, eine brave Frau, deren große Sehnsucht der eigene Herd ist, und sei er noch so klein; der Vater, genialisch, leichtsinnig, abenteuerlich, aber ein im Grunde anständiger Mensch, ein bekannter Schriftsteller, der unter anderem ein Buch gegen Hitler geschrieben hat und im Exil den Kampf in der Weltpresse fortsetzt.

Mein Vater sagt: früher sei ein guter Ruf für einen Menschen wichtig gewesen, aber das sei heute Nebensache — Hauptsache sei eine gute Staatsangehörigkeit. Und gerade die haben wir nicht.

Also das typische Schicksal tausender Exilierter: eine endlose Kette trauriger, manchmal tragikomischer Alltagssituationen ohne „dramatische“ Höhepunkte. Noch dazu erzählt von einem Kinde: sprunghaft, Großes und Kleines, Graues und Glitzerndes schroff nebeneinandergestellt und durcheinandergewürfelt. Muß da nicht alles zerflattern, muß sich da nicht die künstlerische Form unter den Händen der Schriftstellerin auflösen, noch dazu einer Schriftstellerin, deren stilistische Hauptmerkmale die graziöse, kapriziöse Leichtigkeit, deren Lieblingsform die mit Schnoddrigkeit überdeckte Sentimentalität, deren Stärke die witzige Pointierung des (scheinbar) Unbedeutenden ist?

Es zerflattert nichts. Irmgard Keun erweist sich auch hier wieder, wie in ihren ‚Nach Mitternacht‘ und ‚D-Zug dritter Klasse‘, nicht nur als außergewöhnliches Erzählertalent, sondern auch als Meister origineller Komposition.

In ‚Nach Mitternacht‘ ließ sie sich von dem (selbstgewählten) Zwang leiten, die vielerlei Ereignisse in einem zeitlich sehr begrenzten Ablauf darzustellen, das heißt: künstlerisch verkürzt, ausgewählt und akzentuiert. In ‚D-Zug dritter Klasse‘ spannte sie das Geschehen in einen örtlich und zeitlich sehr begrenzten Rahmen, was ihr wiederum ermöglichte, das Alltägliche über-alltäglich zu formen: in das Wagenabteil brauchte sie vom Stoff — ohne Rücksicht auf chronologischen Ablauf der Vorgeschichte — nur das eindringen lassen, was ihr künstlerisch notwendig erschien. Jetzt, in ‚Kind aller Länder‘ fängt sie das Geschehen in einem neuen Brennspeigel ein, der ebenfalls eine starke Konzentrierung des Stoffs durch (scheinbar) willkürliche Auswahl aus dem Gesamtkomplex der ziem-

lich gleichförmigen Fülle von Emigrationsalltagen, jede künstlerische und politische Akzentuierung des Themas zuläßt: ein *Kind* erzählt. Damit ist zweierlei Wesentliches erreicht: einmal behält das Thema weitgehende Allgemeingültigkeit, Allgemeinmenschlichkeit; zum andern kann das Besondere, nicht Alltägliche in außergewöhnlichen Charakteren und Begebenheiten (die beide durch die kindliche Betrachtungsweise, durch den naiven aber gesunden Menschenverstand, auf den von der Autorin gewollten Generalnenner der Thematik gebracht sind) überaus farbig und spannend verlebendigt werden. So wird hier das Erstrebte erreicht: eine wesentliche, menschlich erschütternde Seite im Dasein tausender Emigranten — die Heimatlosigkeit mit all ihren materiellen und geistigen Konsequenzen — wird hier zum Typischen erhoben, obwohl die Mitglieder dieser Familie, insbesondere die Hauptfigur, der Vater, die Freunde und Bekannten alles andere als typische, und noch weniger typische antifaschistische, Emigranten sind. (In „Das Mädchen, mit dem die Kinder nicht verkehren durften“, mußte die genau gleiche Methode — auch hier läßt die Autorin ein Kind erzählen — zum Gegenteil, zur Dekomposition, zum Zerfließen des Stoffs führen, weil das fehlte, was wir oben „Generalnenner der Thematik“ nannten.)

Blieben noch ein paar Worte zu sagen über den Optimismus, den das Buch dieser rheinischen Schriftstellerin wie ihre früheren Bücher durchpulst. Er ist von jener wahrhaft künstlerischen Art, die sich nicht in knorker Kraftmeierei, in pseudo-zuversichtlichen Redensarten der Figuren (und noch weniger der Autorin) kundgibt, sondern es ist ein Optimismus, der sich im menschlichen Kampf der Figuren zeigt, — selbst wenn diese oder das Beste in ihnen bei diesem Kampf untergehen.

Und so schließt Irmgard Keun ihr Buch nicht mit einem, nach allem Vorgegangenen, für ihre Heldin unglaublichen „optimistischen“ Trost- oder Aufmunterungssprüchlein, sondern sie erschüttert den Leser, wenige Zeilen vor dem Schluß, mit einem Ausspruch des zehnjährigen, sonst in allem deutsch denkenden und deutsch fühlenden Kindes:

Manchmal habe ich Heimweh, aber immer nach einem anderen Land, das mir gerade einfällt.

Noch lange haftet dieser Satz im Gedächtnis des Lesers, zwingt ihn zum Nachsinnen. Er ist eine furchtbare Anklage gegen die Schänder Deutschlands. Er weckt den Haß gegen den Faschismus, von dem Irmgard Keun mit uns weiß, daß sein Ende kommen muß. Und so bekommen auch die Schlußsätze — denn Kullys Vater ist trotz aller menschlichen Schwächen ein Antifaschist, der in unseren Reihen mit uns streitet, mit uns den Sieg erleben und mit seiner Familie heimkehren wird, — trotz der negativen (der Realität entsprechenden) Formulierung, ihren eigenen, tieferen, optimistischen Sinn:

Ich möchte aber nirgends hin, ohne daß meine Mutter dabei ist. Richtiges Heimweh habe ich darum eigentlich nie. Und wenn dazu auch noch mein Vater bei uns ist, schon gar nicht.

DER „ERPRESSER“ HEINE

Ein Freund der bescheidenen Beiträge, die ich zum Bilde des Dichters leisten durfte, bat mich vor kurzem, einen Angriff auf den Wehrlos-Toten abzuwehren, einen Angriff, dessen Niedertracht ihm besonders nahegegangen war. Bald darauf langte ein Paket an, dessen Gewicht bereits verblüffte. Bei näherem Zusehen entpuppte es sich als ein mehr als 1200 Seiten umfassender Wälzer im Format der kleineren Lexiken. *„Ungarische Rhapsodie, Der Lebensroman von Franz Liszt“*, nannte sich das Werk, ein *Zsolt von Harsanyi* war als Verfasser angegeben, ein in deutschen Kulturzeiten unbekannter Esche-Verlag Leipzig als Herausgeber. Das umfängliche Werk beanspruchte aber nicht nur einen Autor und Verleger, sondern auch noch eine Zurechtkochung für den neudeutschen Leserkreis und daher trägt es die Bemerkung: *„Aus dem Ungarischen übertragen und bearbeitet von J. P. Toth und A. Luther“*. Man muß das vorausschicken, weil es sehr gut sein kann, daß der Verfasser an mancher Erscheinung dieses seltsamen Werkes unschuldig ist. Vielleicht meldet er sich, wenn man ihn darauf hinweist, was in seinem Roman unter anderem vorgeht: ein ‚bearbeiteter‘ Roman ist immerhin etwas nicht ganz Alltägliches. Bis anhin hat man nur bestimmte politische Standardwerke prominenter Apostel ad usum delphini fürs Ausland zurechtgestutzt . . . Bleibt zu bemerken, daß auch die Namen der Bearbeiter dem mit der Literatur des vorbarbarischen Deutschland Vertrauten völlig unbekannt sind.

Diese *„Ungarische Rhapsodie“* zu lesen, war keine Kleinigkeit. Es ist zu bezweifeln, daß je das Leben eines Großen im Reiche der Kunst derart durch den Kitsch geschleift worden sei. Es genügt festzustellen, daß Liszt zeitlebens und bis ins Greisenalter ‚Franzi‘ genannt und daß er aus dem Gestalter eines kraftvollen Lebens zu einem haltlosen Schwächling denaturiert wird, zu dem auch George Sand mit größtem Rechte sagen kann, der Unterschied zwischen ihnen sei klar: sie sei der Mann und er das Weib. Nun gut. Jeder nach seinen Kräften und Auffassungen. Anders wird die Sache, wenn in das Buch eine antisemitische Note hereingetragen wird, über die man in einer Biographie Wagners noch streiten kann, die aber bei Liszt nun ganz und gar nichts zu suchen hat. Es gibt keinen Beweis dafür, daß Franz Liszt Antisemit gewesen, wohl aber unzählige Beweise für die zahlreichen tiefgehenden Freundschaften zu Juden und seine heftige Ablehnung des Antisemitismus. Das Buch oder seine Bearbeiter aber begnügen sich weder mit dem Kitsch (Kleine Probe aus den Liebesszenen zwischen ‚Franzi‘ und Marie d'Agoult: *„Ihre irrsinnigen Küsse krallten sich förmlich ineinander“*, Seite 403) noch mit dem Antisemitismus, der außer Liszt im Vorübergehen auch Chopin und anderen angedichtet wird, sondern sie stoßen auch zu li-

terarischer Leichenschändung vor, indem sie eine übrigens *nicht einmal zitierte*, also dem *Leser ganz vorenthaltene Stelle* aus Heinrich Heines „Lutetia“ zu einer ebenso dummen wie niederträchtigen Verleumdung mißbrauchen.

Im Jahre 1844 war Liszt zu Konzerten in Paris. Es handelte sich nur um einen kurzen Aufenthalt, der für den bereits weltbekannten Künstler in erster Linie durch die entscheidende, letzte Auseinandersetzung mit seiner Freundin Marie bestimmt war: er trennte sich ganz von ihr und regelte die materiellen Fragen der Unterbringung der Kinder etc. Nebenbei gab er einige Konzerte. Es muß dabei darauf verwiesen werden, daß die Zeit des Lisztschen Kampfes um Anerkennung lange vorbei war. Der Meister war bereits seit fast zwei Jahren Hofkapellmeister in Weimar, und wenn auch jedes Konzert wie damals allgemein üblich und bei einem so ehrgeizigen und nach immer neuem Ruhm gierigen Künstler wie Liszt ganz natürlich von den Impresarios in Presse und Organisation gut vorbereitet wurde, so hing doch etwas irgendwie Entscheidendes für Liszt keineswegs von diesen Konzerten ab. Das hatte er lange hinter sich. Man muß diese Zusammenhänge vorausschicken, um auch die ganze Sinnlosigkeit der Verleumdung Heines vom Standpunkt Liszts aus zu begreifen. Denn in diesem Augenblicke lassen die Autoren das erste Mal im Leben Liszts Heinrich Heine auftreten, der den Virtuosen durch ein Briefchen zu sich bittet. Und nun folgt der Wortlaut des Romans, beziehungsweise seiner Bearbeitung:

Nicht ohne Argwohn kam er der Einladung nach. Heines Ruf war in den letzten Jahren ein sehr schlechter geworden. Er belästigte berühmte Persönlichkeiten mit aufdringlichen Geldbitten, und wenn sie sich nicht freigebig zeigten, ließ er sie seinen Groll in widerwärtigen Zeitungsartikeln fühlen: mit einem Worte: er trieb eine Revolverpolitik. Eugenie (!) öffnete Franz die Türe, jene kleine Kaufmannstochter, die sich von Heine heiraten ließ (!). Der Dichter lag im Bett; er trug einen grünen Augenschirm. Er empfing den Besucher außerordentlich liebenswürdig und ging gleich zur Sache über, indem er ihm das Manuskript des Artikels überreichte. Franz las es durch. Tatsächlich waren einzelne Stellen darin enthalten, die den französisch-deutschen Gegensatz (!) ein wenig scharf betonten. Das billigte er durchaus nicht.

„Im übrigen“ sagte Heine, während Franz las, „daß ich es nicht vergesse. Ich bin in einer sehr mißlichen Lage¹. Sie würden mich außerordentlich verpflichten, wenn Sie das da unterschreiben würden.“ Er überreichte ihm einen bereits ausgeschriebenen Wechsel über Frs. 3000. —

Franz verspürte einen bitteren, ekelhaften Geschmack im Munde. Diese schmutzige Angelegenheit erregte ihn aufs äußerste.

Es wird nun geschildert, daß „Franzi“ sich auf den Standpunkt stellte, er könne für mehr oder weniger gute Kritiken kein Geld geben, worauf ihn Heine herausgeworfen habe.

¹ Es widerspricht übrigens völlig den Tatsachen, daß Heine zu jener Zeit in mißlichen Umständen gewesen sei. Er war 1843 in Hamburg und stand kurz vor seiner neuerlichen Reise nach ebendort (war also noch nicht bettlägerig). Er hatte endlich den gewünschten Dauervertrag mit Campe gemacht. Salomon Heine, der Onkel, lebte noch: der Konflikt mit den Erben begann erst im Jahre 1845. Der Verkauf eines Textes zu Shakespearebildern hatte ihm gerade 4000. — eingetragen, kurz: auch diese Voraussetzungen des Greuelmärchens fallen ganz dahin.

Schließlich wird dann eine Seite später erwähnt, daß der Heinesche Artikel in ‚ganz anderer Form‘ erschienen sei: ‚arglistig und gemein nahm Heine Rache dafür, daß Franz nicht geneigt war, seine Anerkennung zu erkaufen‘.

Soweit der Roman oder vielmehr seine Bearbeiter. Es ist nicht schwer, bereits an dem Ton zu erkennen, von welcher Art die Musik ist, die hier gemacht wird. Man täte an sich genug, die ganze Darstellung mit dem einfachen Wort Schwindel abzutun. Aber man würde damit die Tatsachen nicht gerecht werden, weil den mehr oder weniger oberflächlichen Kennern des Heineschen Lebens nur allzugut bekannt ist, daß Heine dort, wo er sich im Recht glaubte, in der Wahl seiner Mittel oft nicht gerade wählerisch war. Den ganzen Mann aber in einem 1200 Seiten umfassenden Werk, in dem alle Zeitgenossen Franz Liszts ihre Würdigung erfahren, als Revolverjournalisten und Erpresser abzutun, das geht denn doch über die Hutschnur, auch wenn man die böswillige Entstellung des wirklichen Verhältnisses von Heine zu Liszt und die bodenlose Unwissenheit in Rechnung stellt, die sich schon aus dem stupiden Nebensatz über Heines Mathilde offenbart. In Wahrheit hat sich Heine, wie eine Lektüre seiner Pariser Berichte ergibt, vom frühesten Auftreten Franz Liszts an als dessen begeisterter Lobredner betätigt und gar in dem in Frage kommenden Zeitungsartikel, der vom 25. April 1844 datiert ist, in jenem Artikel also, in dem angeblich Heine Rache genommen haben soll, „daß Franz nicht geneigt war, seine Anerkennung zu erkaufen“, läßt er dem Künstler diese Anerkennung in überschwenglichem Maße zuteil werden. Er nennt ihn nicht nur ‚unser teurer Liszt‘, ‚unser Franz Liszt‘ usw., sondern er fügt hinzu:

Wie gewaltig, wie erschütternd wirkte schon seine bloße Erscheinung! Wie ungestüm war der Beifall, der ihm entgegenkatschte! Auch Buketts wurden ihm zu Füßen geworfen! Es war ein erhabener Anblick... usw.

Es ist richtig, daß es in jener Zeit der politischen Korruption und journalistischen Bestechlichkeit in Paris gang und gäbe war, Erfolge durch kleine Nachhilfen „zu machen“. Wenn Heine in seiner Berichterstattung die Methoden des Impresario Belloni erwähnt, der in raffinierter Weise da und dort mit einem Trinkgeld nachzuhelfen verstand, wenn man nicht beifallsfreudig genug war, so wird in dem Roman und seiner Bearbeitung, der Heine dergestalt verleumdet, derselbe Belloni durchaus ebenso dargestellt. Ja, es gibt da sogar eine breit beschriebene Szene, in der geschildert wird, wie Liszt in Leipzig einen Durchfall erlebt, weil Signor Belloni in der braven deutschen Bürgerstadt mit seinen Schmiergeldern nicht soviel Erfolg hatte wie in Paris...

Die ganze Sache läuft eindeutig auf eine Verleumdung des wehrlos toten Heine hinaus, die wirklich eine „schmutzige Angelegenheit“ ist und einen noch bitterern und ekelhafteren Geschmack im Munde hinterlassen würde, wenn man sich nicht darüber klar wäre, von welchen Absichten geleitet hier die Gelegenheit benutzt worden ist, den so oft geschändeten Nachruhm des deutschen Dichters noch einmal zu schänden.

SCHICKSALE DER GEGENWART

Maria Gleit:

„Du hast kein Bett, mein Kind“

Verlag Oprecht.

Zürich und New York, 1938

Das Buch von Maria Gleit, ‚Du hast kein Bett, mein Kind‘ ist kein Roman, obwohl es die Schicksale von acht Menschenkindern erzählt, es ist kein Zeitbuch, obwohl es in der Gegenwart spielt, im ‚Dritten Reich‘ und in der Schweiz, die beide nicht genannt werden.

Die Gestalten prägen sich stark ein: die uralte, knochige, verhärtete Großmutter auf dem Dorfe und ihr Enkelkind, die uneheliche Waise. Kristina Marie, die hinauszieht, weil die Alte sie peinigt und schlägt, und das Leben bis zur bitteren und süßen Neige eines frühen Freitodes auskostet, der Lehrer Andreas Martinus, der einst im Dorf war und seiner kleinen ‚Tina‘ half ein Mensch zu werden, nun aber verheiratet ist mit Frau Gerda, die schon einen blonden Jungen hat und ein Kindchen erwartet. Die Ehe wird gesprengt, nicht so sehr durch das junge, frische, lebensbegierige Mädchen, das ins Haus kommt, als durch einen namenlosen Wanderer, den grauen Thom, der von der geheimen Polizei gejagt wird (in ihm erkennt Tina schließlich ihren natürlichen Vater). Er tritt am gleichen Tage mit Tina ins Haus des Lehrers und bringt ihm Grüße vom Jugendfreund Cramm, mit dem er verfallen war, und die Mahnung, sich einzureihen in die Front derer, die für Frieden und Menschlichkeit leben und, wenn nötig, sterben, gegen die der anderen, die nur Haß säen und Gewalt üben und die Menschheit in einen neuen Weltkrieg führen. Nach einer Weile schon pochen die Männer der geheimen Polizei an die Tür, und Tina leugnet die Anwesenheit des grauen Thom, der in einem geheimen Schlupfwinkel verschwindet, so daß er bei der Haussuchung nicht gefunden wird. Am Abend helfen die Lehrersleute und Tina ihm über die nahe Grenze. Gerda aber verläßt danach ihren Mann, weil sie mit allen diesen gefährlichen Dingen nichts zu tun haben, weil sie ihren Jungen retten und ihr Kind in Frieden zur Welt bringen will, und lebt dann einsam, hoch in den Bergen des Nachbarlandes. Die Flucht des grauen Wanderers wäre nicht gelungen, wäre der leitende Beamte der Polizei Hans Eggerstedt nicht ein Bruder Gerdas, von ihr geliebt und erwartet, seit er vor 20 Jahren im Weltkrieg vermißt wurde, nun eines der tätigsten Werkzeuge des Terrorsystems, der aber um ihretwillen diesmal die aufgenommenen Photographien der Flucht nicht ausnutzt. Er hat einen verkommenen Burschen der Gegend, Hieronymus, als Helfershelfer gedungen, er zwingt auch Tina in seinen Dienst und sucht sie in B(erlin) zu seinem Werkzeug zu formen, die darauf eingeht, um vom weiteren Schicksal ihres Vaters zu erfahren. Die Handlung endet damit, daß Hieronymus

den alten Thom im Gebirge überfällt und in den Abgrund stürzt, dann aber selbst wahnsinnig wird. Hans Eggerstedt will sich durch die Erledigung des Wanderers in den ihn bedrohenden herrschenden Kreisen rehabilitieren, ist aber innerlich so zerrüttet, daß ihm, wie immer, ein rascher Zusammenbruch bevorsteht. Tina geht ihrem geliebten Vater nach und stürzt sich freiwillig in den Abgrund. Aber Martinus kehrt nach langer einsamer Wanderschaft zu seiner Frau zurück, gerade als sie ein Kind zur Welt bringt, das wider ihr Erwarten, denn sie hat schwer gelitten in der Einsamkeit, lebendig und gesund ist. Dieses Neubeginnen schließt wie eine frohe Heilsbotschaft das Buch ab.

Die Verknüpfungen der Menschen miteinander und manche Wendungen der Handlung mögen ein wenig konstruiert erscheinen. Aber es kommt der Verfasserin wohl wenig drauf an, wie sie ja so vieles auch nur andeutet. Sie will nicht nur Wirklichkeit malen. Von den eigentlichen Triebkräften der Zeitgeschichte weiß sie nichts zu melden und die unsichtbare Gemeinschaft, für die der graue Thom den Andreas Martinus wirbt, ist alles, nur keine politische Partei, eher eine Gemeinschaft der Gesinnung und des Glaubens, der es nur auf Opfer ankommt, nicht auf Kampf, die niemals Waffen gebraucht, die wartet und hofft. Deshalb ist alles getan, um die Menschen, obwohl sie Individualisten sind, hinauszuhoben über Alltag und Wirklichkeit, sie zu repräsentativen Gestalten zu steigern. Die Schwierigkeiten zwischen Frau Gerda und den anderen sind die Lebensfragen von Millionen geistig bewegten Menschen. Durch die im Buche geht der wüste, verwirrende Sturm der Zeit und wühlt ihre Seelen bis in die letzten Tiefen auf. Die alte Großmutter, Hans Eggerstedt und Hieronymus, die Vertreter der Gewalttat, ringen mit dem Wahnsinn und verfallen ihm auch. Aber auch der graue Thom, Martinus und Kristina Marie, die zu jedem Opfer bereit sind, kommen ihm sehr nahe und retten sich nur durch ihre starke geistige Liebe zum künftigen, sinnvolleren Leben auf der Erde. Einzig und allein Mutter Gerda ruht in sich selbst und bringt ein neues Menschenkind zur Welt, eine neue Hoffnung, weshalb auch der Titel auf sie hinweist.

Diese Umwandlung eines alltäglichen Zeitgeschehens, das so oder ähnlich vieltausendfach abläuft, in repräsentative Schicksale der Gegenwart ist erreicht durch eine pathetische Steigerung der rhythmisch und melodisch stark bewegten, üppigen und doch klaren Sprache, die oft zur hymnischen Klage über den Niedergang des Menschengeschlechts und ebenso oft zum hymnischen Preis des Lebens anschwillt. Maria Gleit hat einen kühnen Wurf gewagt und er ist, wie mir scheint, gelungen. Es ist eine Dichtung entstanden, die ich liebe. Es gibt den Weg (und ich habe ihn oft genug gerühmt), daß der Erzähler seine Leidenschaft niederhält und umsetzt in die sachliche, harte und genaue Darstellung einer gesiebten und verdichteten grauenvollen Wirklichkeit selbst. Hier ist der andere Weg beschritten, allen brennenden Gewalten der Seele Worte zu geben, die Verzweiflung und die Seelennot der Menschen sich ausschreien und die unbändige Liebe zum Leben sich ausjubeln zu lassen, wieder und wieder. Wie in einer echten Tragödie wird auch

in dieser Dichtung mit leuchtender Stärke klar, daß, solange Menschen um des Lebens willen Todesfurcht überwinden, die Menschheit nicht untergehen kann. Hier ist zwar nicht Wissen um den eigentlichen Feind, nicht Mittel und Wege des Kampfes, um ihn zu entlarven und zu besiegen, aber Stärkung des Glaubens auch für die namenlosen Kampfgenossen in allen Ländern zu gewinnen. Die Predigt des Hasses führt zum Wahnsinn, die Liebe zum Leben, die Menschlichkeit aber zur Klarheit und zum Sieg!

I. Fr.

SPANIENSERIE

Bei 'Edition Prométhé', Paris, ist eine Heftreihe herausgekommen, die besondere Aufmerksamkeit verdient und nicht allein deswegen begrüßt werden soll, weil sie es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Idee des spanischen Freiheitskampfes und seine Geschichte den weitesten Leserkreisen vertraut zu machen. An dieser Serie ist vor allen Dingen die qualitative Auswahl, die unter den zahlreichen Arbeiten über Spanien getroffen wurde, die geschmackvolle Ausstattung und — auch das ist recht wichtig — der niedrige Preis zu loben. Man nimmt diese kleinen Bändchen, von denen hier drei angezeigt werden sollen, gern zur Hand: wegen des angenehmen Formats, der gelungenen Einbandentwürfe und nicht zuletzt wegen der darin enthaltenen Beiträge.

I

E. Mohr:

„Wir im fernen Vaterland geboren“
Die Centuria Thälmann

Auf der Innenseite des Umschlagsdeckels wird das Heft mit dem „Lied der Internationalen Brigaden“ von Erich Weinert eingeleitet, dessen erste Zeile der Autor zum Titel seiner erfreulich knapp und gradlinig komponierten Erzählung gemacht hat. Sie schildert mit sparsamen, ernsten Worten einen der ersten großen Kämpfe der Centuria Thälmann im Oktober 1936. Als bei Tardienta die Lage ernst wird, kommt die Centuria Thälmann den spanischen Kameraden zu Hilfe, springt mit Todesverachtung in die Bresche und liefert so die erste offene und siegreiche Schlacht der deutschen Antifaschisten gegen den internationalen Faschismus. Sie ist bitter opferreich, diese erste Schlacht. Die Centuria Thälmann verliert die Hälfte ihres Kaderbestandes — die besten, die tapfersten, standhaftesten Menschen der deutschen Emigration.

Angesichts des Krieges, angesichts des Todes, angesichts all dieses schweren, heroischen, bis zum letzten Tropfen Blut hingebungsvollen Kampfes fällt es einem schwer, von Erzählerkunst zu sprechen. Hier hat das Leben gesprochen,

und nichts mehr ist hinzuzufügen. Doch gerade die kunstlos wahrhaftige, anspruchslose und darum erschütternde Wiedergabe des Geschehenen darf sich der Autor auch als ein literarisches Verdienst anrechnen, denn es ist schwer, das Leben zu erzählen. Die Geschichte von der Centuria Thälmann — alle sollten die kennen.

II

Bode Uhse: 'Die erste Schlacht'
Aus der Geschichte des Bataillons Edgar André

Bode Uhse hat es übernommen, vom Werden und von den ersten Kämpfen des Bataillons Edgar André zu erzählen. Die Leser des 'Wort' hatten schon Gelegenheit, einen kurzen Abschnitt dieser Arbeit im Heft 4 des vorigen Jahrgangs kennenzulernen. Das Kernstück dieses Bändchens ist der außerordentlich erregende Bericht von der ersten, noch fast improvisierten Verteidigung Madrids, Oktober-November 1936, durch die 11. und 12. Internationale Brigade. Uhse schildert sehr anschaulich die Ankunft, Formierung und den ungeduldig erwarteten ersten Auszug des Bataillons Edgar André, das sich dann bei der Verteidigung Madrids, seiner Feuertaufe, in den vordersten Reihen mit unerschütterlichem Mut auszeichnet.

Uhse, der diesen Bericht nicht aus unmittelbar eigenem Erleben, sondern nach Überlieferungen durch Augenzeugen mit den ihm eigenen dichterischen Mitteln formte, sagt selbst am Schluß:

Wir haben nur eine Strophe dieses Liedes gesungen... es hat noch viele Strophen — Majadahonda, Las Rosas, Guadalajara, Quijorna, Quinto.

Schon der Gesang dieser einen, ersten Strophe — er prägt sich den Menschen als ein gigantischer Heldengesang ins Herz.

III

Rudolf Leonhard: 'Spanische Gedichte und Tagebuchblätter'

Ein Motto steht diesem Heft voran: „Das habe ich gesehen!“ (*Goya*) Leonhard hat Spanien nicht nur gesehen, die Reise in dieses Land war ihm, wie so vielen, tief aufwühlendes Erlebnis. Davon zeugen seine Gedichte, deren es eine Reihe recht gelungener, aus recht erfülltem Stoff geformter Beiträge gibt, wie die volksliedhaften Verse 'Spanien' oder das schöne titellose Gedicht, das mit den Worten beginnt:

Sprecht nicht von Deutschen, spanische Genossen,
wann immer ihr von euern Feinden sprecht!

und dessen Schlußzeile heißt:

Was deutsch ist, Spanierfreunde, steht zu euch!

Von diesem, den ganzen Menschen läuternden Erlebnis, sprechen auch die Tagebuchblätter, die der Autor, alle publizistischen Mätzchen vermeidend, in wahrhaftiger Unmittelbarkeit aufgezeichnet hat. Gerade die bunte Vielfalt der Mitteilungen Leonhards sind für den Leser besonders instruktiv. Besuche bei der Regierung, an der Front, im Lazarett, im Gefangenenlager, im Uferlager, in Kinderheimen — über alles wird in sehr knappen, sehr plastischen Skizzen genau berichtet. Auch über das Grundproblem der ökonomischen und damit sozialen Erneuerung Spaniens bekommt der Leser Auskunft: über das Wasser.

Es ist zu hoffen, daß der Verlag bei der Fortführung dieser Serie gerade dieser instruktiven Seite, der mit den Schilderungen des Befreiungskrieges verbundenen Aufklärung über die Grundprobleme Spaniens, weiterhin Aufmerksamkeit schenkt. Es ist weiterhin zu hoffen, daß diesen ersten drei Heften noch recht viele folgen.

M. G.

„NAZIS IN USA“

Diese Broschüre war seit langem fällig. Endlich ist sie da. Endlich kann man den vielen, die nach einer knappen, zusammenfassenden Studie über die nazistischen Wühlarbeiten in den Vereinigten Staaten fragen, einen Wegweiser durch das Labyrinth der Spionage und der Unterminierung geben. Stefan Heym hat auf kaum fünfzig Seiten eine mustergültige Arbeit geliefert. Obwohl das knappe Werkchen von Tatsachenmaterial überquillt, ist es gegliedert, straff, klar, gibt alle Antworten, die nötig sind. Es ist ein unheimliches Dokument. Die finsternen Gestalten der „Bundleute“, die an die klassischen Verschwörer der Femeumtriebe und der Schwarzen Reichswehr in Deutschland gemahnen (die schließlich die Pioniere der Hitlerschen Terrorwirtschaft waren), werden ohne Maske gezeigt. Keine Pathetik, nur Tatsachen. Das zweideutige Leben des Herrn Kuhn, die verschwommene Gestalt des Herrn Wheeler-Hill, der Sexualpsychopath Winterscheidt, der falsche Priester Fitting, die Klubs und Klübchen, die Bünde und Verbindungen, die Quergänge und Tarngruppen — hier sind sie enthüllt, klassifiziert und nicht mehr vergeßbar. Beinahe ist die Broschüre ein Kriminalroman. Ein Roman, der aus Dokumenten besteht. Nur nicht so kurzweilig, denn diese Männer aus dem Dunkel leben, und in ihren Schatten brüten Rassenhaß und Bürgerkrieg, Zwietracht, Volksvergiftung und die ganze Sumpfwelt des nazistischen Bazillus, gegen den die Pest eine freundliche, lebenswürdige Kulturerscheinung ist. Man sollte diese Broschüre (herausgegeben vom Committee for Anti-Nazi-Literature) auswendig lernen, damit man in allen Diskussionen die Steckbriefe dieser Herrschaften zur Hand hat.

KREUZ UND QUER DURCH DIE NAZIDSCHUNGEL

Aus dem stammverwandten Südafrika

Überall hat man Verwandte, um die sich kein Mensch kümmert. Wenn man sie aus den Augen verliert, fallen sie etwas weit vom Stamm. Das ‚Dritte Reich‘ mit seinem ausgeprägten Familiensinn läßt keine Verwandten locker. Was heißt hier Südafrika? Eine ausgetüftelte Benennung für eine germanische Raumbegemeinschaft. Diese armen stammverwandten Südafrikaner! So weit vom Schuß, haben sie sich „weniger nach innen, als nach außen entwickelt“. Man kann es ihnen nicht einmal übelnehmen:

„Es fehlen die tiefen Erschütterungen, die großen Katastrophen des Lebens, die zur Einkehr und Selbstkritik zwingen. Satte Zufriedenheit und Wohlstand haben stets zur Verflachung geführt.“

Um dieses deutsche Wunder darf man die reichen Onkel und die reichen Tanten aus Südafrika nicht kommen lassen. Zunächst muß man sie einmal literarisch etwas zusammenstutzen, sie seelisch aufnahmefähig machen. Sie von außen nach innen entwickeln. Welche ungenutzten Chancen für deutsche Erbübél:

„Das Land am Kap ist mit seinen endlosen Ebenen, seinen monumentalen Felsmassiven, seinen reißenden Strömen und katastrophalen Dürren voller Größe.“

Diese verlachten, satten, wohlhabenden Germanen spucken offenbar nicht einmal darauf. Sie ahnen nicht, was man draus machen kann:

„Alles dieses könnte von einem gottbegnadeten Dichter zu unsterblichen literarischen Monumenten gestaltet werden.“

Es wird nichts übrigbleiben, als die sterblichen Monumentalliteraten aus dem ‚Dritten Reich‘ dorthin zu senden. Felsmassive ersetzen Dauerwurst. In reißende Ströme kann man alles mögliche und alle möglichen verschwinden lassen. Von außen

nach innen. Ja, es steht schlimm um die Verwandtschaft in Südafrika:

„Aber den Menschen in Südafrika sind Not und Elend, wie wir sie kennen, fremd. Diese neuen Welten sind keine Welten der Seele. Führende Afrikaner, die diese Gefahren schon längst erkannt haben, erheben ihre warnende Stimme.“

Es muß also etwas für die Not und das Elend geschehen. Die Südafrikaner haben zuviel verdient, das nicht zu verdienen. Außerdem sind sie eigentlich Holländer, und die Holländer sind eigentlich Deutsche, die sich dezent separiert haben. Vorläufig hat man noch ein Auge zugedrückt. Wenn sie aber durchaus nicht wollen, wird man ihnen eben beide zudrücken. Denn so weit vom Schuß sind sie nicht, wie sie vielleicht glauben. Das Mutterland läßt sich ganz leicht heimholen.

Scheinbar befolgen schon einige junge Holländer die Warnung der führenden Afrikaner:

„In einem Bändchen begegnen wir stillen Blüten des Leidens und der Einsamkeit: ein Strauß lyrischer Blumen auf das Grab der Kinder.“

Immerhin schon ein Grab. Das macht aber noch keinen Sommer. Ein zweiter Band geht noch tiefer. Darin behandelt einer „den inneren Kampf eines jungen Suchers nach Glück und Frieden“. Immerhin ein Kampf.

Die Holländer sind gar nicht so. Sie würden unter Umständen den leidgierigen Verwandten mit Dichtungen entgegenkommen. Nur wird die Sache dadurch so furchtbar aussichtslos, daß sich in Südafrika eine halbfremde germanische Rasse befindet. Die sogenannten Engländer. Auch so eine euphemistische Umschreibung für olle Germanen. Diese Halbfremden verbreiten Detektivromane eigener Produktion, und die Holländer wollen überhaupt weiter nichts lesen als dieses Zeug. Da kommt man nicht mit Felsmassiven gegenan. Trotzdem haben die Faschisten des Mutter-

lands doch etwas entdeckt, woraus man Folgen ziehen wird: nämlich einen Historiker.

Dieser Mann liefert einen wichtigen Beweis. Die Goldriffe sind von keinem Engländer entdeckt worden, was diese kühn behaupteten. Entdeckt hat sie ein Holländer. Also eigentlich ein Berliner. Oder wenigstens ein Braunauer.

Jedenfalls sind die lieben armen faschistischen Verwandten drauf und dran, den Südafrikanern möglichst massiv aus ihrer Verflachung herauszuhelfen. Gold verdirbt den Charakter. Man kann gar nicht genug wegnehmen, wenn man damit die verwandten Seelen rettet. Durch die entsprechende Wegnahme entsteht die Welt der Seele ohne jeden Transport fob Hamburg.

Die nicht ganz zufriedenen Treuhänder der geistigen Güter

Ein Herr Schu veröffentlicht im „Dritten Reich“ einen kleinen Aufsatz, daß nun alles dort „anders“ geworden sei. Das dritte Volk kann sich vor Kunst nicht lassen, stellt er fest. Früher haben die Museen und Kunstausstellungen leer gestanden, und jetzt strömen die Massen hinein. Es handelt sich offenbar um die Ausstellung „Entartete Kunst“. Insoweit hat sich also der „deutsche Mensch“ geändert.

Nur will er noch immer keine Bücher kaufen. Vielleicht, weil sie zu arteigen sind. Die „entarteten“ sind aber verboten. Dieses Problem interessiert zunächst vom idealen Standpunkt die Treuhänder der geistigen Güter. So nennen sich jetzt die Buchhändler. Sie können zusammen nicht kommen, das Volk und die Treuhänder. Die Bücher sind viel zu flach. Es sind eigentlich überhaupt keine. Man braucht nicht einmal die Verordnungen und Gesetze der faschistischen Regierung zu lesen, denn es ist sowieso alles verboten. Der Herr Schu hat die vernünftige Idee, eine Brücke schlagen zu wollen:

„Da steht ein Volk, ein fleißiges, tüchtiges, arbeitsames Volk, das lesen und sich bilden will! Und da steht der Buchhändler als Treuhänder der geistigen Güter unserer Nation. Hier sollte eine ewige, eine unvergängliche Brücke geschlagen werden.“

Bis dahin muß eben der Treuhänder seine Güter hüten. Dafür ist er Treuhänder.

Plötzlich bekommt es aber der Herr Schu mit der Angst zu tun und er beendet den Brückenschlag:

„Wie gesagt: wir haben viel erreicht. Allein, wir dürfen uns damit noch lange nicht zufrieden geben. Wir müssen mehr erreichen.“

Er hat es zwar, wie gesagt, nicht gesagt, das entscheidende Wort für die Nation: Umsatz.

Keine Idee von Existenz

Die große Tat ist getan. Ein Buch kam heraus,

„der erste große Versuch, aus der Idee des Nationalsozialismus heraus rückblickend diejenigen philosophischen Kräfte zu bestimmen, die als ihm geistesverwandt beim Aufbau seines Weltbilds mitzuwirken berufen sind.“

Das aufgebaute philosophische Weltbild heißt ‚Idee und Existenz‘, sein architektonischer Maler Heyse, Hanseatische Verlagsanstalt.

Heyse stellt fest: 1. In der deutschen Philosophie liegt „eine starke Überdeckung eigenen Wesens mit fremden und abwegigen Richtungen vor“. Daher könne niemand als Autorität hingenommen werden. 2. Die konkrete Existenz sei „ein fruchtbarer Ausgangspunkt in der Zuspitzung der neuesten Entwicklung der Philosophie“. Aber auch dieser zugespitzte Punkt entwickelt sich nicht vorschriftsmäßig. 3. Die „Philosophie der Existenz“ muß „eine entscheidende Verwandlung erfahren, in der sie den inneren Bezug zu geistigen Gehalten und Ordnungen des Seins in sich aufnimmt. Das heißt zur Idee.“ Man hat keine Idee von der Existenz und keine Existenz der Idee, wenn man sie nicht beide gleichzeitig und als Gegensatz auffaßt. Tut man das, „so erwächst die Idee des Reichs“.

Herr Heyse „entwickelt ein Gesamtbild der Entwicklung von der Antike bis in die unmittelbare Gegenwart“. Er wendet sich energisch gegen das Streben nach „bürgerlicher Sicherheit und Geborgenheit“. Man muß sich „bewußt in die Unsicherheit des größeren Geschehens hineinstellen“. Daher die Idee des Reichs. Sie führt zu einer „tragisch-heroischen Haltung, die sich verantwortlich weiß für die

Ordnung des Seins.“ Da bleibt nichts weiter übrig, als sich an die Haltung zu halten, wem's schief geht.

Zufall oder Mißgeschick

Der „Führer“ hat außer den übrigen Übelkeiten auch einigen Unsinn über den Sinn der Kunst auf dem letzten Parteitag erregt ausgebrochen. Zunächst versucht er, seine „deutsch-arische Kultur“ damit zu retten, daß sie kein Mensch verstehen kann, der nicht „eine blutmäßig bedingte Veranlagung“ für sie von Leib an hat. Die deutsch-arische Kultur ist nämlich ihre „feinfühligte Äußerung“, daher nur von blutigen Ariern zu verstehen. Da nun die deutsch-arische Kultur bisher nicht gezaubert werden konnte, muß man notgedrungen einige Anleihen bei der deutschen Kultur machen. Die ist bekanntlich gerade besonders gut von den Juden verstanden worden. Da muß der gar nicht kluge Mann nachbauen. Da stimmt etwas mit dem Blut nicht. Da ist unbedingt etwas mit der bedingten Veranlagung geschehen. Der „Führer“ erklärt also feinfühlig:

„Wir wissen, daß, wenn je ein Jude eine innere Stellung zu dieser unserer deutsch-arischen Kultur gefunden hat oder in Zukunft finden würde, daß in dem Stamm-baum dieses Ahasver durch Zufall oder Mißgeschick einmal ein Tropfen fremden Bluts kam.“

Die Feststellung des reinen Ariertums ist also höchst einfach. Bewiesen wird es durch das Verständnis der „deutsch-arischen Kultur“. Hingegen würde zum Verständnis der deutschen Kultur bei Herrn Hitler nicht einmal eine Flasche fremden Bluts helfen. Man kann nur die Diagnose exitus stellen.

Ist nimmt

Der siebzigjährige Rudolf G. Binding duselte früher im Inselverlag als Goethe-Epigone herum. Der Faschismus hat ihn ganz aus seinem idyllischen Einband gebracht. Zunächst wurde er über sein Deutschtum platt und tobte entsprechend vor Begeisterung.

Jetzt scheint er sich wieder auf die Ästhetik der Insel zurückgezogen zu haben. Zu

seinem siebzigsten Geburtstag übersetzte er die Rede des Perikles für die Gefallenen. Offenbar in dem arischen Glauben, daß alle Gefallenen Deutsche sind oder wenigstens bei ihnen Lebenslust erwecken. Herr Hitler fühlt sich wahrscheinlich schon als Perikles und hat durch die Tätigkeit des Herrn Binding einen Anhalt für eine staatsmännische Rede auf die zahlreichen demnächst zu Fallenden. Dazu dient auch die zweite Rede des Jubelgreises,

„Von der Kraft deutschen Worts als Ausdruck der Nation, gut gedruckt und schön gebunden.“

Man höre einen Satz, wie sich die neugegründete faschistische Nation deutsch ausdrückt:

„Diese Rede gehört zu dem Schönsten und Bedeutendsten, was seit langem über die deutsche Sprache gesagt wurde, die Binding mit Recht als Beweis der unergründlichen deutschen Seele, wie sie in der Nation zusammengefaßt ist, nimmt.“

Und darum Räuber und Mörder.

Keine Liebe ohne Unschuld

Der Verlag S. Fischer scheint noch zwischen den Rassen zu schwanken. Er ist erst mit dem großen Zeh im neuen Fahrwasser. Aber er wird schon schwimmen oder geschwommen werden. Ein neuer Autor von ihm heißt auf jeden Fall schon Jüngst, mit Vornamen Hans. Eine tragische Geschichte. Ein Holzfäller erschlägt aus Eifersucht einen Hausierer. Man entdeckt die Tat, aber nicht den Täter. Eine Annäherung an den gegenwärtigen Rechtszustand. Man kann nie wissen, warum ein Täter etwas getatet hat. Jedenfalls läßt man besser die Politik beiseite. Auch klärt sich schnell auf, warum man den Täter nicht fand.

Er ist nämlich in eine andere Stadt gezogen. Mit seiner Geliebten. Dort haben sie nichts weiter vor, als ein gemeinsames Leben zu beginnen. Die Polizei stört sie dabei nicht, aber „das Gesetz der Liebe“. Es ist nämlich neuerdings mit dem „Gesetz der Unschuld“ verbunden. Ihre Unschuld kann oder soll nicht bezweifelt werden. Aber der Holzfäller hat sein gerüttelt Maß Mord in die Liebe mit eingebracht. Sie geben sich beiderseits gro-

Be Mühe, aber es will nicht glücken mit der Liebe. Das Gesetz der Unschuld steht dazwischen. Da sie nicht aufeinander verzichten wollen, gehen sie mit dem Gesetz ein Kompromiß ein. Sie trennen sich, um zu „büßen“. Der Holzfäller geht in die Stadt zu der dummen Polizei zurück und legt ein Geständnis ab: Morde aus politischen Gründen werden nicht mehr so ernst genommen, vielleicht war der Hausierer ein Jude. Jedenfalls wollen sie nach Absolvierung seiner Bußezeit die Sache mit der Liebe noch einmal versuchen. Dem Gesetz zu Liebe. Herwarth Walden

SA-MANN MÖLLER SCHILDERT UNTERGANG

Er sagte in einer Erklärung zu seinem tollen Drama „Untergang Karthagos“, daß er die unversöhnlichen Gegensätze eines korrupten, völkisch unterminierten Gebildes zu einem straffen, im grundsätzlichen unverrückbaren und zuchtvollen nationalen Staat gestalten wolle.

Bewußt wollte er also fälschen und lügen, der preisgekrönte Herr „Dichter“, unbewußt jedoch verriet er, wenn auch nicht die Wahrheit, so doch einige recht peinliche Teilwahrheiten, vor denen selbst der kleinste Pimpf die Augen aufreißen müßte.

An welches Land, an welchen Untergang, an welche Stadt hat eigentlich E. M. Möller gedacht? An New York? Wolkenkratzer blicken auf das verderbte Karthago. Oder an Paris? An diesbezüglichen Anspielungen läßt er es nicht fehlen. Oder sollte er etwa . . . nein, nein, an Berlin hat er sicher unter keinen Umständen denken wollen. Dennoch ist es unvorstellbar, wie die Hitlerjugend es fertigbringt, beim Anblick dieses Möllerschen Karthagos *nicht* an das „Dritte Reich“ zu denken.

Bei der Gestaltung des „unverrückbaren“ und „zuchtvollen“ Staates Rom hatte es der Autor ja entschieden beabsichtigt, auf ein idealisiertes Hitlerdeutschland anzuspielden. Doch aus dem „straffen“ Gegenstück der Dekadenz ist interessanterweise das *wirkliche*, das geistig verrottete und moralisch verkommene „Dritte Reich“ geworden. Was ist — ist, und so gelingt dem Dichterling ganz gegen seinen Willen auch dort, wo er Tugend zeigen will, nur die Enthüllung von Gemeinheit.

Da ist also Karthago, die Stadt des Untergangs. Es geht hoch her in dem Heim des Wirtschaftsführers Baal Baal. Er gibt ein üppiges Fest, während die Massen hungern. Eine kleine Merkwürdigkeit: auch in Karthago nennt man die Herren Kapitalisten, genau wie in Berlin, schonend umschreibend und ihre „schöpferische“ Rolle betonend: Wirtschaftsführer. Und die verfaulten Vertreter dieses angefaulten Karthago führen Titel wie im Nazi-Reich. Es wimmelt da von Staatsräten, und es fehlt auch nicht ein Präsident des Staatsrates. Allerdings erscheint auf dem Fest auch ein Sekretär der Liga für Menschenrechte: merkste, lieber Zuschauer — Paris.

Aber wie ist Baal Baal gekleidet? Seinen Schmerbauch umfängt ein Gürtel mit brillantgeschmückter Schnalle, Rubine glitzern an seiner Weste. Erstaunt fragt sich das Publikum: Ist das nicht unser schöner Hermann? Denn wo sonst gab es oder gibt es Ähnliches in der Welt? Möller war schon wiederholt in das sinnlos und kunstlos prunkvolle Heim Görings eingeladen, und sein Gedächtnis ist besser als er selbst ahnt.

Während die Hochherrschaften ausschweifend schmausen, erfahren sie durch ein Flugblatt, daß das unzufriedene, in größtem Elend lebende Volk, unter der Führung Hasdrubals, gegen die Regierung rebelliert. Nicht nur das gibt es. Auch eine Abstimmungsszene schildert Eberhard Wolfgang Möller. Ist sie etwa im „Dritten Reich“ passiert? Als die Regierungsvertreter merken, daß der Abstimmungsleiter ihnen feindlich gesinnt und zur Fälschung nicht bereit ist, verabreichen sie ihm Gift. Der Tote wird ans Fenster vor das Volk gestellt, und man läßt ihn immerfort zustimmend nicken, was jedesmal eine Ja-Stimme bedeutet. In der Tat, es geht bekanntlich manchmal merkwürdig mit diesen Ja-Stimmen zu. Der Möller weiß Bescheid.

Dann erscheinen die Römer auf der Szene. Nach E. W. Möllers Willen sollen sie das reine nazistische Ideal verkörpern. Man riecht gerade unter ihrer Toga das verschwitzte Braunhemd. Cato kommt von der Ernte und empfängt die Abgesandten Karthagos, die um Frieden winseln. Die nehmen widerstandslos sämtliche schweren Bedingungen Catos an. Frieden um jeden

Preis. Kaum aber haben die fremden Diplomaten das Rom der Manneszucht verlassen, da erklärt Cato-Hitler Karthago zum Schneiden reif. Verrat ist etwas zu Selbstverständliches im „Dritten Reich“, als daß ihn nicht auch getrost die mannhaften Römer üben dürften. Aus dem Hintergrund tritt Scipio, der vollkommene SS-Mann. Noch vor der Heimkunft der Unterhändler erscheint er vor den Mauern Karthagos. Er fordert, ein echter Nazi-Edelmann, die freiwillige Zerstörung der Stadt, und besorgt dann, nachdem die Karthager sogar dazu zu feige sind, diese Tat selbst.

Eine Stadt ist untergegangen worden. Gemeint ist immer die fremde. Doch mitunter trifft die eigene — vorausgesetzt, daß ihre Dichter „grundsätzlich unverrückbare“ Lügner sind.

Maria Leitner

BOMBEN UND GRANATEN

„Kürzlich hat in Berlin eine große Schlacht stattgefunden. Es standen sich zwei gleichstarke Parteien gegenüber, die mit dem modernsten Kriegsgesetz unserer Zeit ausgerüstet waren: Bomben- und Jagdflieger, Tanks und Artillerie standen ihnen in genügenden Mengen zur Verfügung, um die Operationen der Infanterie zu unterstützen und ihre Wirksamkeit zu steigern. Die Verluste waren auf beiden Seiten bedeutend.“ In der Tagespresse hat man davon nichts gelesen. Der Schlußsatz spricht gegen einen Manöverbericht. Sollte in Nazideutschland...? Aber hören wir weiter:

„...Der Kampf begann mit einem etwas leichtsinnigen aber glücklichen Fliegerangriff... antwortete sofort mit heftigem Artilleriefeuer... konnte nicht verhindern, daß zwei Infanteristen getötet wurden... verzweifelte Gegenangriffe... derart mit Bomben belegten... sich in den Besitz der gesamten militärischen und wirtschaftlichen Reserven zu setzen.“

Vielleicht fragt der Leser: Grauenhaft zwar, aber doch ein rein militärischer Bericht — warum beschäftigt sich ‚Das Wort‘ mit ihm? Oder sollte doch irgendein Zusammenhang mit Kulturellem bestehen? Nun: es handelt sich um eine Partie, ‚Wehrschach‘, geschildert am 20. August 1938 in der Zeitschrift ‚Die Hitlerjugend‘. ‚Wehrschach‘ — knorke Sache, was? Die Gestapo hat nämlich aufgedeckt, daß es in Deutsch-

land, und das nach fast sechs Jahren brauner ‚Führung‘, immer noch Erwachsene, ja, sogar Jugendliche gibt, die das satt-sam bekannte Schach nach internationalen Regeln spielen. Um diesen Überresten aus der Systemzeit das Wasser abzugraben, wurde

„versucht, ein neues Schachspiel zu schaffen, das auf die tatsächlichen Gegebenheiten des Krieges paßt.“

Welche Phantasie! „Auf die tatsächlichen Gegebenheiten!“

„Mit dem Wehrschach läßt sich eine moderne Feldschlacht vollkommen getreu demonstrieren.“

Fehlt nur noch ein Apparat, der während der Dauer des Spiels das Krachen der Bomben und die Todesschreie der Frauen und Kinder „vollkommen getreu demonstriert“.

„Wir alle haben auf diese Art und Weise die Möglichkeit, eine Schlacht nach unserem Geschmack zu leiten.“

Und wenn nun ein Deutscher so geschmacklos sein sollte, überhaupt keine Schlacht leiten zu wollen? Wenn ihm dieses „Spiel“ nicht verständlich ist? Dem wird abgeholfen:

„Denke daran, wie es in Wirklichkeit ist, dann wird alles leicht verständlich.“

Hans Rössel

BRAUCH UND MISSBRÄUCHE

Ei weih...

Für die nazideutschen Weihewarte ist eine schwere Zeit angebrochen. Nicht als ob sie aus dem kultischen Weiheleben Hitlerdeutschlands gänzlich verschwinden sollten, aber offiziell ernannt und fest angestellt sollen sie nicht mehr werden. Da hat man geweiht und geweiht, und geweiht, und plötzlich, — nichts als Undank vom Hause Hitler.

Bald werden in den Zeitungen Annoncen erscheinen, wie: ‚Langjähriger Weihewart, in allen Kulturen versiert, sucht Stellung als Wächter auf Thingplatz‘. Vielleicht werden die Leute, die nichts gelernt haben als Weißen, wie die Lumpensammler, den Sack mit Weihegeräten auf der Schulter, durch die Straßen ziehen und mit dem Ruf: „Ei weih... ei weih...!“ die Einwohner auf ihre Qualitäten aufmerksam ma-

chen. Vielleicht werden sie „umgeschult“, wenn sie sich anstellig zeigen, und zu Scharfrichtern ausgebildet, woran in Nazien Mangel besteht. Möglicherweise werden sie auch einfach von Weihe- in Pogrom-Warte überführt. Man wird schon darauf sehen, daß diese, immerhin „Spezialisten“ auf dem Gebiete neudeutschen „Brauchtums“ ausgenutzt werden. Sie wissen nicht, was „Brauchtum“ ist, lieber Leser?

„Ganz einfach“, sagt der SS-Hauptsturmführer Strobel, „ganz einfach die seelisch-weltanschaulich bedingte Lebensgestaltung der Gemeinschaft.“ Und für die, deren Nerven zu einfach für solche Einfachheiten sind, dekretiert er noch einfacher:

„Brauchtum ist Glauben, und diese Erkenntnis ist eine der wichtigsten.“

Glauben und Erkenntnis aus eins mach' zehn, hokus, pokus, fidibus, glaube, daß du erkennst, erkenne, daß du glaubst, verwechselt, verwechselt das Bäumelein — und schon ist diese Erkenntnis eine der wichtigsten für den, der ohne Kenntnis der wichtigsten SS-Windbeutelereien glaubt, daß der seelisch-weltanschaulich bedingte Klimbim zu etwas anderem da sei, als die Lebenshaltung der Gemeinschaft zu einem Brauch, zu einem Mißbrauch für die nichtswürdigsten Hitler-Ziele zu machen.

Deshalb haben sich auch die SS-Führer dieser dunklen Alchimie angenommen und paradierten als Hauptreferenten bei einem blaublümelig aufgezogenen „Deutschen Volkskundetag“ in Braunschweig. Das altgermanisch aufgeschminkte „Brauchtum“ soll nämlich zugunsten des Original-Hitler-„Brauchtums“ eine Weihe in die Motenkiste zurückwandern, aus der es geholt worden war, um das zweite vorbereiten zu helfen.

Ein SS-Sturmbannführer wurde aufgeboten, um den staunenden Brauchtümlern mitzuteilen:

„Dieses Gebiet der Volkskunde ist dadurch etwas in Mißkredit gekommen, daß es vom streng wissenschaftlichen Standpunkt aus kaum Beachtung gefunden hat, wogegen Laienkreise weit über das mögliche Ziel hinausgeschossen sind.“

Bei wem in Mißkredit? Bei den Laienkreisen nicht, denn die sind „weit über das mögliche Ziel hinausgeschossen“, bei den streng Wissenschaftlichen auch nicht, denn

erstens gibt es die in Deutschland nicht mehr, bei denen aber, die sich so nennen, hat es von Anfang an „kaum Beachtung gefunden“.

Also in Mißkredit bei denen, die weder Laien noch Wissenschaftler sind, sondern die Puppe „Brauchtum“ tanzen lassen, je nach der Psychose, in die sie ihre Untertanen, das deutsche Volk, versetzen wollen. Es ist ihnen aber gegangen, wie dem Zauberlehrling mit dem Besen. Ihr frischlackiertes „Altgermanisches Brauchtum“ wucherte wie Krebs. Kein altbackenes Jüngferchen, das nicht vor dem ersten Beilager mit ihrem rassisch einwandfreien Ehemann zierlich Reigen und Opferschalen tanzte, und erschien der Säugling, so gehörte es zum guten Ton, bei seiner Taufe um das Becken herum stählerne Helme mit daraus züngelnden Spiritusflämmchen zu garnieren. Der zuständige Weihewart hatte aufzupassen, daß kein Unglück geschah und das zarte Popöchen des Kleinen nicht angesengt wurde.

Der Chronist weiß zu berichten, daß die „Brauchtümler“ zu den komischen Figuren im heutigen Deutschland gehören und ihnen zu danken ist, wenn es in diesem schwergeprüften Lande noch etwas zu lachen gibt. Dieses Lachen war den Herren an der Spitze nicht genehm. Auch die solennen Rummelpätze mit Karussells und andren Zeichen echter Volksbräuche, die sich dicht neben den amtlichen Weihhäusern auftraten und dem geweihten Publikum erlaubten, sich die stattgehabte Andacht abzureagieren, erregten das Ärgernis der hohen Herren. Andererseits war es ein beliebter Sport geworden, sich auf Weihstätten vor unangenehmerem „Dienst“ zu drücken, und hatte das ganze Brimborium die entgegengesetzte Wirkung, als ursprünglich beabsichtigt, es verstärkte die Uninteressiertheit an außenpolitischen Abenteuern. Nicht der furor teutonicus wurde in angestrebter Bluttrünstigkeit geweckt, sondern die „Weihstätten“ wurden zum refugium derer, die die Nase voll hatten.

So kam es, daß Hitler auf dem letzten Nürnberger Parteitag eine Brandrede gegen die „Kult“-Unsitten halten mußte und die Frage stellte: „Was tut sich eigentlich in diesen Kultstätten?“ Ausgerechnet „was tut sich“, hat er gesagt.

Die schleunigst mobilisierten SS-Führer,

Spezialisten für Mord und Raub, maskierten sich als Symboliker und besorgten die Umrichtung auf die von Hitler deshalb zu nazistischem „Brauchtum“ erhobenen Gepflogenheiten, die erstens persönliche Liebhabeereien des „Führers“ darstellen, zweitens der Kriegsfurie bessere Gefolgschaft leisten, als Hochzeitstänze um Opferschalen. Das deutsche Volk wird in diesem Sinne zur Anbetung folgenden „neuen Brauchtums“ kommandiert:

„Die Rede, die Blutfahne, der deutsche Gruß, der Badenweiler Marsch, usw.“

Der Leser geht nicht fehl, wenn er unter „usw.“ den Judenpogrom versteht.

„Die Lebensfeiern um Geburt, Hochzeit, Tod pendeln heute noch zwischen Kirche, Staat, Parteigliederung und Familie.“

Es hat sich ausgependelt. Geboren wird mit dem „deutschen Gruß“, geheiratet im Stechschritt zum „Badenweiler Marsch“ und die „Blutfahne“ ist das Zeichen dafür, daß der Tod in Nazideutschland aufgehört hat, Privatsache des Sterbenden zu sein, vielmehr als „Brauchtum“ im Sinne des aus dem 1. Weltkrieg sattsam bekannten Massengraves deklariert wird. Und die „Rede“ soll jede der angeführten „Lebensfeiern“ als „Sonderbrauchtum“ aufpulvern, um zu verhindern, daß die Menschen sich mit Abscheu vom Gestank dieses widerwärtigen „Brauchtums“-Buketts abwenden und sich den friedlichen Volksbräuchen hingeben, die das deutsche Volk, wie alle anderen Nationen, in schönster Fülle sein eigen nennt, die jeder für sich weder auf Naziboden gewachsen sind, noch hätten wachsen können, die ebenso weit von „altgermanischem“ Mumienkram wie blutbespritztem Chauvinismus und Rassenwahn entfernt sind und bis auf die Knochen das entlarven, was die Nazis für echt verkaufen wollen.

Um der Demaskierung so lange wie möglich zu entgehen, beschäftigten sich die SS-Führer mit den Sicherheitsmaßnahmen, die ihnen außer den der SS eigentümlichen zur Verfügung stehen. Sie machen nicht nur die „Weihewarte“ zu „ehrenamtlich“ tätigen, perhorreszierenden Opferschalentänzen, Stahlhelm-Spiritus und Rummelplätzen, sondern entdecken auch ganz eigentümliche Gefahren, die dem „Neuen Brauchtum“ (bei sorgfältiger Untersuchung

ausschließlich von Hitler, Göring, Goebbels und deren Konsorten) drohen können, was um so interessanter ist, als gerade Görings essener „Nationalzeitung“ die Quellen dieses Unheils mitteilt:

„Auch Gefahren bringt die Entstehung des neuen Brauchtums mit sich.“

Diese Gefahren werden genannt:

1. „Großveranstaltungen.“

Wer sind denn die Inszenatoren der Riesen-Betrugs-Veranstaltungen, wie nürnbergiger Parteitag usw., wenn nicht Hitler, Goebbels und Göring?

Die SS-Führer erklären mit verblüffender Offenheit, daß Großveranstaltungen in Hitlerdeutschland „leicht zu einer Verflachung führen.“

2. „Rücksichtsloser Einsatz der Technik.“

Da man den Krieg zum wesentlichsten „Brauchtum“ der Faschisten rechnen kann, sollte der rücksichtslose Einsatz der Technik vielleicht doch nichts genutzt haben, um das deutsche Volk kriegswillig zu machen?

3. „Verwendung von Lautsprechern.“

Die antifaschistische Flüsterpropaganda ist aber wirksamer, als alle faschistischen Lautsprecher zusammengenommen.

4. „Feuerwerk und Chemikalien.“

Ist das eine nachträgliche Verurteilung der Reichstagsbrandstiftung? Sind die Herren unter die Flagellanten gegangen? Was ist denn da los? Das „Alte Brauchtum“ ist in „Mißkredit geraten“ und das „Neue Brauchtum“ steckt voller Gefahren? Sind die SS-Führer überzeugt, diese Gefahren durch Liquidierung von Großveranstaltung, Lautsprecher, Feuerwerk und Chemikalien zu überwinden? Nein — die entscheidende Gefahr für den Faschismus sehen sie vermutlich im Faschismus selbst und fordern daher händeringend:

„Nicht Erklärung oder Erläuterung unserer Weltanschauung!“

Der Rest ist Schweigen? Um so besser.

Julklapp —

Um einmal von wirklichen germanischen Volksbräuchen zu sprechen — es gab die Jul-Feier, an deren Stelle die christlichen Missionare das Weihnachtsfest gesetzt ha-

ben. Ein alter Jul-Brauch hat sich, zwar nicht in Deutschland, aber in England und einigen anderen nordischen Ländern erhalten: der Julklapp. Dieses Wort rufend wirft man ein Paket mit lautem Klapp demjenigen auf den Tisch, den man beschenken will. Wie der Zwiebelkern in den Schalen, so ist das Geschenk in immer neuen Verpackungen versteckt, und Kinder mühen sich gerne, ihre Puppe, den Baukasten, die kleine Geige als schöne Überraschung herauszuschälen.

Eine gemütvoll und friedliche Sitte, zur Wintersonnenwende, vor Beginn der Zeit, in der die Kinder hauptsächlich ans Haus gefesselt sind, ihnen Spielzeug zu schenken, das ihre kindliche Phantasie anregt, sie unterhält, ihnen die Zeit vertreibt, und sie gleichzeitig unbewußt immer fähiger macht, das Leben, wie es ihnen später gegenüber-treten wird, zu meistern.

Die Kultur eines Volkes spiegelt sich weitgehend in der Art des Spielzeugs und den Gebräuchen seiner Darbietung. Die technische Entwicklung der Industrieländer hat auch die Spielzeuge den veränderten Anschauungsformen und Interessen der Kinder angepaßt. Wo früher der Stein-Baukasten die technische Höchstnorm für Spielzeuge darstellte, bastelt das Kind heute schon mit recht komplizierten Stoffen und Formen.

Hier ist von Spielzeug die Rede, von dem, was das kindliche Herz beglückt, aber wir wollen vom faschistischen Deutschland sprechen.

Es gibt kein Spielzeug mehr für die Kinder, deren Entwicklung ausschließlich im Zeichen der „Wehrerziehung“ steht, die, wie vom faschistischen „Reichs-Jugend-Pressedienst“ mitgeteilt wird:

... „vorwiegend von der Kriegsliteratur getragen wird, die unter allen von den Hitlerjungen gelesenen Literaturgruppen an erster Stelle steht“.

Richtiger nicht an erster, sondern an einziger, weil jede andere Lektüre verpönt ist.

Wenn also die Naziexperten das Wort Spielzeug hinschreiben, so meinen sie Mordzeug.

Wenn sie diesem „Spielzeug“ die Aufgabe stellen:

„Es soll anregen und erziehen, soll die natürlichen in dem Kinde schlummernden Fähigkeiten ans Licht treten lassen“,

so verstehen sie darunter die Anregung und Erziehung zum Mord und halten den Blutdurst für eine in dem Kind schlummernde natürliche Fähigkeit, die man mit den geeigneten Mitteln ans Licht treten lassen muß.

„Zweckbedingt — das ist ein hervorragendes Kennzeichen des modernen Spielzeugs.“

Die „Zweckbedingtheit“ dieses „Spielzeugs“ deckt sich haarscharf mit den Zwecken, die die Existenz des faschistischen Staates bedingen.

„Man kennt ja hier schon so einiges: Aufschlaggranaten, Bombenflieger, die während des Flugs ihre Bomben fallen lassen, und die dann beim Aufschlagen knallen, Sturzflieger, die senkrecht zur Erde stürzen und einen scharfen Knall hervorrufen.“

Bescheidenen Ansprüchen würde diese Blütenlese genügen. Doch in der faschistischen Julklapp-Schau gibt es noch mehr zu sehen:

„Schwere Kanonen, die nach Abfeuern einen Rücklauf des Geschützrohres aufweisen, wie die richtigen Kanonen auch; wir sahen Soldaten, die liegend, kniend und stehend richtig schossen!“

Wie lieb. Wie anregend und erziehend!

„In ihrem Tornister ist ein Zündplättchen untergebracht, und aus dem Gewehr fliegt beim Schuß ein Stückchen Holz heraus!“

Nur Holz? Wann werden es Dum-Dum-Geschosse sein?

„Neu sind die sogenannten ‚Biegesoldaten‘: Sie lassen sich in fast allen Gelenken biegen.“

Der „standhafte Zinnsoldat“ ist bei den Nazis unbeliebt geworden. Ist wohl auch zu gefährlich. Für den Faschismus ist im nächsten Krieg die „Biegsamkeit“ bezw. Standfestigkeit der Soldaten eine Frage von Tod und Leben.

Nicht, daß die Jungens mit Papierhelm und Pappsäbel oder, der technischen Entwicklung folgend, mit Flugzeugmodellen spielen, ist das Grauenhafte. Im Mord-effekt, in der bewußten Zuspitzung auf die Weckung brutalster Zerstörungsinstinkte, in der Ausrichtung der kindlichen

Phantasie auf die völlige Nichtachtung blühenden Lebens, liegt die Gemeinheit, der verbrecherische Wille der faschistischen Spielzeugmacher.

Und um ja keine Zweifel zu lassen, worauf es ihnen ankommt, schildert der Berichterstatter des faschistischen ‚Reichs-Jugend-Pressedienst‘ mit saftigem Behagen, was ihm in der „Julkapp“-Schau am meisten imponiert hat:

„Eine ganz tolle Kiste aber ist ein neues Rennauto. Stößt dieses Auto irgendwo an, so wird dadurch ein Feuerstein in Tätigkeit gesetzt: während eine kleine Flamme anzeigt, daß das Auto in Brand geraten ist, fliegt der Fahrer in hohem Bogen aus dem Auto heraus!“

Ob der Fahrer schon so weit vervollkommen ist, daß aus einem kleinen Behälter in seinem Körper richtiges Blut spritzt, wird nicht mitgeteilt.

Die Väter in Hitlerdeutschland brauchen den „Julkapp“ nicht mehr zu werfen. Er fliegt von selbst herein. Und zwar in hohem Bogen. Schade, daß die Auftraggeber seelischer Massenvergiftung in diesen „Rennautos“ keinen Platz finden.

Rudolf Müller

LE BLUBO ALLEMAND

Seitdem das ‚Dritte Reich‘ zur besseren Vorbereitung eines Krieges gegen das „vernegerte Frankreich“ eine Politik der Nichtangriffspakte und Grenzgarantien betreibt, hat auch die gleichgeschaltete Literatur (soweit sie für den Export und die Auslandspropaganda in Frage kommt) anzutreten zum rapprochement. Unter den zu diesem Dienst kommandierten Mannern von der sogenannten geistigen SA befindet sich auch Josef Nadler, Professor für Literaturgeschichte an der wiener Universität und Spezialist für stammesgeschichtliche Verarbeitung von Bluboschriftum.¹

In der karlsruher Zeitschrift ‚Cahiers Franco-Allemands‘ veröffentlicht dieser Wackere einen vierzehn Seiten langen Artikel über den Einfluß der großen Zeitereignisse auf die deutsche Literatur (L'influence des grands événements contemporains sur la littérature allemande, Juli-August-Heft 1938).

Einfluß der großen Zeitereignisse auf die deutsche Literatur... da wird man also

endlich etwas über jene „wahre, neue deutsche Literatur“ erfahren, die nach einer Ordre ihres obersten Stabschefs Goebbels „von dem gewaltigen Atem des Geschehens in Volk und Reich“ erfüllt zu sein hat.

Das Französische ist eine vertrackt vernünftige Sprache. Auf französisch verlieren die bombastischen Wendungen, die aufgeblasenen Metaphern, die tönenden Wortungetüme des nationalsozialistischen Jargons ihre Korsetts (Einsatzbereitschaft, Wesensschau, Schlagartigkeit, Umbruchbereitschaft sind einfach nicht zu übersetzen); die Sätze werden dürrig, aber sie klingen doch halbwegs lesbar... allerdings, es ist nur der Klang, der in der Übersetzung besser wird; die Inhaltslosigkeit bleibt dieselbe wie im Original.

Da setzt uns der Herr Professor zunächst auf zwei ganzen Seiten auseinander, daß es einen Weltkrieg gegeben hat und daß nach seiner Beendigung das russische und das deutsche Volk in Chaos und Nacht stürzten. In Deutschland „entstand im Jahrzehnt von 1918 bis 1928 eine Sowjetliteratur deutscher Zunge“, die selbstverständlich „vornehmlich das Werk von Juden“ war. (Zum Beweis dieser These führt Josef, der Ahnungslose, ausgerechnet die Namen Becher und Piscator an. Na ja.)

Während die „Sowjetliteratur deutscher Zunge“ nichts ist als „einzig und allein Reportage“, bereitet sich — natürlich auf stammesgeschichtlicher Grundlage — etwas ganz anderes vor:

„Von weit her und noch kaum erkennbar, weht von Zeit zu Zeit in diese höhere Welt, die vom Geist bewohnt wird, ein schwaches Echo aus dem vergänglichen und sturmbewegten Bezirk der Erde. Sowie sich die Poesie des deutschen Ostens an tatsächlich vorgekommenen Ereignissen inspiriert oder an solchen, die alltäglich vorkommen, verschanzt sie sich in der Geschichte oder verkörpert diese Ereignisse in den stummen Zeugen und den Symbolen der Epoche: Tannenberg, Marienberg, Annaberg. Der Fall Hanns Johst, der übrigens weiter westlich, in Meissen, geboren wurde, ist zweifellos eine Ausnahme. Nachdem er sich lange abseits der Zeit ge-

¹ Vgl. „Das Wort“ Heft 8, Jahrg. 1933, Fritz Brügel: „Artgemäße Literaturgeschichte“.

halten hatte, schrieb er schließlich die siegreiche Tragödie des Helden, der für Deutschland in Friedenszeiten fiel — Schlager.“

Womit für den Herrn Professor erwiesen scheint, daß die „nationalsozialistische Dichtung“ des deutschen Ostens die direkte Nachfolgerin der Werke von „Jakob Böhme, Gottfried Wilhelm Leibnitz, Arthur Schopenhauer, Friedrich Nietzsche, Immanuel Kant, Johann Georg Hamann, Johann Gottfried Herder, Johann Gottlieb Fichte und Friedrich Daniel Schleiermacher“ ist!

Es folgt dann eine ebenso vielwortige wie nichtssagende Betrachtung über „das historische Ziel der ostdeutschen Literatur“, nämlich „Polen, nicht Rußland“, aber statt der konkreten Beispiele erhalten wir nur ein paar schluderige Werturteile wie:

„August Scholtis, ein zuerst zynischer, immer grausamer und schließlich reifer Maler der sehr eigenartigen und fast unbegreiflichen Welt Oberschlesiens.“

Und dann geht es husch-husch zu den Niedersachsen, die „immer schon auf Dinge dieser und jener Welt einen entschlossenen Blick gerichtet haben, der bis zur Wurzel geht“. Zu diesen Blickwerfern gehört... na wer denn?... natürlich der Erbhofbauer Hans Friedrich Blunck.

„Seine Werke zeichnen mit Tiefe die Kriegereignisse und umfassen die germanischen Völker in ihrer ganzen Weite bis jenseits des Meers und erhellen die Vorgeschichte des nordischen Menschen und beschwören die Fantome des Meers und drücken so auf überzeugende Weise das Gefühl geschichtlicher germanischer Gemeinsamkeit des niedersächsischen Volkes aus.“ Wer davon noch nicht ganz überzeugt sein sollte, erhält schnell noch die Feststellung serviert, daß die Niedersachsen „immer schon“ die Meister „der klassischen deutschen Geschichtsschreibung“ waren, siehe Niebuhr und Mommsen. Ja, und von diesen beiden führt eine schnurgerade Linie zu — Paulchen Ernst, der nach Nadler einer der „größten Meister deutscher Dichtung“ ist. „Sein ‚Glück von Lauental‘... das ist unsere Zeit, in politischer Fabel ausgedrückt.“

Die „harte Wirklichkeit“ hingegen wurde von Dwinger, Blunck, Schauwecker, Jün-

ger und... traun, welch falscher Ton!... Erich Maria Remarque dargestellt. Aber so ganz hart ist auch diese Wirklichkeit noch nicht, denn es heißt dann:

„Aber jetzt müssen wir allen Mut zusammennehmen. Denn es handelt sich darum, ein Bild jener Zeit zu entwerfen, da die deutsche Jugend sich mit Hoffnungslosigkeit und Heroismus für ein neues Deutschland opferte, die letzte deutsche Epoche, die kein Feld der Ehre mehr kannte, sondern in den Bürgerkrieg getaucht war.“

Und wer wird von Nadler als Maler dieses Bildes genannt? Der Schwächling Ernst von Salomon, der als Rathenaumörder von Minderwertigkeitskomplexen geplagt wurde, hernach diese Minderwertigkeitskomplexe in einer — den „Asphaltliteraten“ Roth und Kästner schlecht abguckten — Art literarisch verwertete, eine Zeitlang mit der Linken kokettierte, dann wieder mit Papen gegen die Nazis war und schließlich 1934 eine nicht ganz leichte Gleichschaltung vollzog, worauf er sein ohnehin kärgliches Talent völlig zugrunderichtete. Von Salomon geht es nochmals zurück zu Paul Ernst:

„In all seinen Dichtwerken hat er den Glauben an das neue Reich ausgedrückt. Und er hat diesem Glauben in seinem machtvollen Epos ‚Das Kaiserbuch‘ ein Denkmal errichtet. Diese Dichtung in drei Bänden besingt das mittelalterliche Reich der Deutschen. Aber auf jeder Seite finden wir unsere Kämpfe und Leiden, denn die ewige deutsche Gegenwart lebt in der Vergangenheit...“

... was wir uns gut merken wollen.

Im weiteren erfahren wir, daß Otto Brües (ja, ja, derselbe, der noch 1932 ein wilder Oppositioneller gegen die rechte Führung des SDS war und seinen heutigen Parteigenossen Will Vesper „einen Lumpen mit nationalsozialistischer Dreckgesinnung“ nannte), daß dieser neugebackene Pg. so etwas wie ein rheinländischer Paul Ernst ist. Und Stefan George bereitete sozusagen Hitlers Kommen vor. (Allerdings läßt Nadler vorsichtigerweise die Frage offen, ob „George seine Prophezeiungen heute erfüllt sähe“).

Nach einer munteren Aufzählung von Namen und Titeln „rheinischer Dichtkunst“ gelangt Nadler zu der schicksalsschwangeren Frage: „Gibt es eine rheinische Litera-

tur, die künstlerisch den Sinn und das Geschick von 1914 ausdrückt?“ Natürlich gibt es eine solche Literatur:

„Es ist das Werk von Friedrich Alfred Schmid Noerr ‚Frau Perchtas Auszug‘. Frau Perchta, die symbolisierte altgermanische Göttin der Spindel, schenkt dem neuen Herrn der Welt das Leben. Kaiser Karl, der Franke, wird wegen der christlichen Religion zurückgestoßen. Die Mutter muß den Sohn ausliefern und dieser wiederum liefert die Mutter aus. In der äußeren Form der Opferung wollte der Dichter die Geburtswunden eines neuen Glaubens an der Schwelle zweier Epochen verkörpern.“

Ja, jetzt wissen wir also Bescheid. Der Einfluß der großen Zeitereignisse auf die deutsche Literatur? Davon erfahren wir auf den ganzen vierzehn Seiten, die Nadlers Artikel füllt, nichts, gar nichts. Doch trägt daran nicht nur der Herr Professor Schuld. Die großen Zeitereignisse können sich nur in einer freien und wahren Literatur spiegeln, also nicht in den Werken der Gleichgeschalteten, sondern nur in jener deutschen Literatur, von der Josef Nadler in seinem Aufsatz nicht sprechen darf.

K. K. Regner

DIE TAT EINES DICHTERS

Dichter sind Träumer? Nicht immer. Nicht mehr vor allem in dieser Zeit voll Blut und Tränen. Das Unglück dieser Welt ist so groß, daß der Einzelne nicht dagegen ankämpfen kann? Falsch, er muß nur die Phantasie und den Mut haben. Und den Glauben an die Macht des Willens. Die Kinder von Spanien hungern. Die im Francogebiet und die republikanischen. Sie sind elend, krank; ihre Glieder, vom Skorbut zerfressen, krümmen sich weich und haltlos. Über sich die Bombenflieger, in sich den nagenden Tod des fressenden Hungerwurms, so siechen sie dahin, der Stolz eines Volkes, die Blüte der Nation. Lebensmittel! Wieviel hat das blutende Spanien nötig? Genau für fünfzig Millionen Dollar. Wer wagt es, in der Zeit des Grauens überall, fünfzig Millionen Dollar aufzutreiben? Der deutsche Dichter Ernst Toller, in seinem Vaterlande geächtet, sieht an Ort und Stelle das große Kindersterben und sagt: Ich!

Gelächter, mitleidiges Bedauern, Achselzucken. In der ersten Woche.

Jetzt, nach sechs Wochen, ist der Dichter in Amerika gelandet. In der Tasche bringt er Roosevelt die Zustimmung Europas. Sechs Wochen eilte er durch den zerrissenen Kontinent. Er sprach Erzbischöfe, Außenminister, Parteiführer — im Namen der Kinder. Toller ist ein glühender Redner. Er gehört zu den Menschen, die an keine Schwierigkeiten glauben. So stark fühlen sie sich.

Ob sie es sind? Kommt es darauf an? Toller hat die Briefe der geistlichen Kirchenfürsten von York, Canterbury und Upsala, die Zustimmung der britischen Regierung, der skandinavischen Länder und der besten Geister Europas in der Tasche. In Norwegen sehen die Fischmagnaten ein, daß es über die Mildtätigkeit hinaus ein Geschäft ist, den Überschuß des Fanges los zu werden. Und der Weizen aus Canada, die für die Fische bestimmten Ernten Brasiliens? Es ist ja alles da auf der Welt!

Während die schwedischen Nazis auf der Straße Toller in Pamphleten als „Massenmörder von München“ angreifen, gewinnt er im Palast den schwedischen Kronprinzen. Amerika nimmt mit vollster Lungenkraft das Echo auf. Die Fabriken der Medizin- und Verbandmittel geben ihm ein Luncheon, auf dem er in einer Stunde das gesamte notwendige Material im Werte von Millionen bekommt. Und die restliche Erfüllung des Fünfzig-Millionen-Begehrens ist kein Narrentraum mehr.

Das Mitleid ist da. Es wächst proportional zu den verübten Verbrechen. Man muß nur verstehen, es zu wecken. Das Wichtigste an diesem Geschehen aber ist: es ist ein Beispiel, daß, wer wagt, noch immer gewinnt, selbst wenn es für eine gute Sache ist.

m. g.

**„HIER IST NIEMALS EIN KETZER
VERBRANNT WORDEN“**

Stimme eines „märkischen Konservativen“

Zum vierzigsten Todestag Theodor Fontanes veröffentlicht das „Deutsche Adelsblatt“ eine Würdigung des hervorragenden Romanciers, Reporters und Kritikers Theodor Fontane, in der der Verfasser, Johannes Vogel, zugleich die Gefühle zum Ausdruck

bringt, die in „preußisch-konservativen Kreisen“ gegenüber der Hitler-„Kultur“ (und auch gegenüber der Hitler-Politik) empfunden werden. Der Verfasser besucht das Denkmal Fontanes am Rande des berliner Tiergartens,

„dort wo jetzt die schlichten alten Landhäuser abgebrochen werden, weil eine neue Zeit heraufgekommen ist“ —

er darf sie nicht offen die Zeit der un-soliden Hitlerschen Prunkbausucht nennen, aber durch seine ganzen Ausführungen bekundet er an Beispielen, die auf die Gegenwart bezogen sind, seine Sympathie für die rationellen und humanistischen Auffassungen Fontanes gegenüber dem „Neuen“, benutzt er Fontanes eigene Abneigung gegen den „Wilhelminismus“, um sie auf den heutigen „Überwilhelminismus“ anzuwenden.

Vogel betont die französisch-hugenottische Herkunft Fontanes und schreibt gerade der Assimilierung des Gaskogners mit dem südlichen Temperament auf dem kargen märkischen Boden die glückliche Mischung seines künstlerischen Naturells zu. „Wunderpflanzen wachsen in der Mark nicht“, sagt er ironisch, doch

„Immerhin gab es dort einen Knobelsdorff, einen Winckelmann. Weshalb sollte dort nicht auch aus gut-gaskognischem Stamm ein Dichter entstehen?“

Er bewertet die erzählerischen Werke Fontanes als „politische Romane“ und bemerkt bitter gegenüber der gegenwärtig in Deutschland herrschenden Politik:

„Ob die Nachwelt diese Lehren (aus Fontanes Romanen) lesen und beherzigen würde, das war ihre Angelegenheit.“

„Eines sieht er voraus,“ schreibt er weiter:

„erkennt der märkische Adel nicht rechtzeitig, daß es, wenn auch nicht leicht, so doch im Notfall auch ohne ihn geht, so ist er eben ausgeschaltet, mit all seinen Verdiensten, seinen vortrefflichen Eigenschaften, dann muß das Neue, was da sich ankündigt und heraufkommt, ohne dies märkische Kernholz gebaut werden.“

Was Fontane bei Wilhelms ersten Schritten voraussah, hat dieser Herr Vogel bei Hitlers wilden Sprüngen immerhin eingesehen. Er wird noch deutlicher in seinen Anspielungen:

„Er (Fontane) hatte den neuen Kurs nicht mehr gebilligt, diese Vernachlässigung der Beziehungen zum Zarenhof, diese vielen Reisen und Abordnungen nach England . . .

Am Schluß bekennt sich der Verfasser unzweideutig zu einem „konservativen“ Humanismus, zu einer Politik, die in striktem Widerspruch zu den „autoritären“ und rassistischen Prinzipien des deutschen Faschismus und der Person seines „Führers“ steht:

„In Brandenburg ist niemals ein Heiliger aufgestanden; die nüchternen Einwohner hätten ihn wahrscheinlich ausgelacht. Und mag mancher das Fehlen von Schwung und überschäumender Begeisterung bedauern (da nun einmal die Heiligen aus der Ekstase heraus zu erstehen scheinen) eines ist dann doch auch rühmend für diese Mark zu sagen: „Hier ist niemals ein Ketzer verbrannt worden!“ Achte Du meine Ansicht, so achte ich die Deine. Das ist die Ordnung, die einzig unser Zusammenleben auf dieser Welt verbürgen kann, es ist die Ansicht des konservativen Menschen schlechthin, und die jedes großen Staatenlenkers.“

Max Esch

CHRISTIAN MORGENSTERN

Vor fünfundzwanzig Jahren starb am 31. März 1914 Christian Morgenstern, geboren 1871. Im faschistischen Deutschland haben irgendwelche Verwandten die Absicht, ihn für das „Dritte Reich“ zu „retten“. Man wird wohl seine sogenannte Gedankenlyrik aus einer früheren Schaffensperiode herausbringen wollen. Entscheidend für Morgenstern und eindeutig für seine Weltanschauung sind aber die Bände „Galgelieder“ und „Palmström“. Nur sie haben seinen Namen gemacht. Nur sie sind in Auflagen erschienen, die für Deutschland hoch zu nennen sind. Die „Galgelieder“ zum Beispiel 1914 in der dreizehnten. Unzweideutig ist schon ihr Motto:

*Laß die Moleküle rasen,
was sie auch zusammenknobeln!
Laß das Tüfeln, laß das Hobeln,
heilig halte die Ekstasen.*

So werden die Ekstasen heilig gehalten:

*Das Mondschaft
Das Mondschaft steht auf weiter Flur.
Es harrt und harrt der großen Schur.
Das Mondschaft.*

*Das Mondschaft rupft sich einen Halm
und geht dann heim auf seine Alm.*

Das Mondschaft.

*Das Mondschaft spricht zu sich im Traum:
„Ich bin des Weltalls dunkler Raum.“*

Das Mondschaft.

*Das Mondschaft liegt am Morgen tot.
Sein Leib ist weiß, die Sonn ist rot.*

Das Mondschaft.

Trotzdem Morgenstern schon vor Beginn
des Weltkriegs starb, hat er bereits die
Eindeutschung der gesamten Erde nebst
der dazugehörigen Welt durch Herrn Hit-
ler dichterisch vorausgesehen. Wahrschein-
lich soll gerade das folgende Gedicht die
anzunehmende „Zuverlässigkeit“ Morgen-
sterns beweisen:

Der Mond

*Als Gott den lieben Mond erschuf,
gab er ihm folgenden Beruf:
Beim Zu- sowohl wie beim Abnehmen
sich deutschen Lesern zu bequemen,
ein **A** formierend und ein **?**—
daß keiner groß zu denken hätt'.
Befolgend dies ward der Trabant
ein völlig deutscher Gegenstand.
Für die deutsche Mystik ist Morgenstern
allerdings nicht zu retten. Er sieht die Erde
trotz der „Blätter für die Kunst“:*

Der Würfel

*Ein Würfel sprach zu sich: Ich bin
mir selbst nicht völlig zum Gewinn!
Denn meines Wesens sechste Seite,
und sei es auch Ein Auge bloß
sieht immerdar, statt in die Weite,
der Erde ewig dunklen Schoß.
Als dies die Erde, drauf er ruhte,
vernommen, ward ihr schlimm zu Mute.
Du Esel, sprach sie, ich bin dunkel,
weil dein Gesäß mich just bedeckt!
Ich bin so licht wie ein Karfunkel,
sobald du dich hinweggefleckt.
Der Würfel, innerlichst beleidigt,
hat sich nicht weiter drauf verteidigt.
Der Reinfall deutsch-akademischer Auch-
Ästhetiker in die Tiefe klingenden Un-
sinns gibt ihm folgenden Einfall:*

Geiß und Schleiche

*Die Schleiche singt ihr Nachtgebet,
die Waldgeiß stauend vor ihr steht.
Die Waldgeiß schüttelt ihren Bart,*

*wie ein Magister hochgelahrt.
Sie weiß nicht, was die Schleiche singt,
sie hört nur, daß es lieblich klingt.
Die Schleiche fällt in Schlaf alsbald.
Die Geiß geht sinnend durch den Wald.*

An der Quelle der Mysterien sitzt

Das ästhetische Wiesel

*Ein Wiesel
saß auf einem Kiesel
inmitten Bachgeriesel.
Wißt ihr
weshalb?
Das Mondkalb
verriet es mir
im Stillen:
Das raffinier-
te Tier*

tat's um des Reimes willen.

Man hat gegen Morgenstern den Vorwurf
des „Bierulks“ erhoben. Abgesehen von
dem Bierernst gewisser schwerflüssiger
deutscher Dichtung ist jedenfalls der Ulk
durchaus nicht ans Bier gebunden. Nur
kann der Ulk mehr Kunst vertragen als
mancher Deutsche. Der menschliche Spaß,
künstlerisch geformt, ertränkt den tieri-
schen Ernst in dem rauschenden Strom
verständnisvollen Gelächters. Will man das
Gedicht „Der Purzelbaum“ für höheren
Blödsinn halten, so wird sich trotzdem auch
dem abgeneigten Leser der Blödsinn des
Höheren erschließen:

Der Purzelbaum

*Ein Purzelbaum trat vor mich hin
Und sagte: „Du nur siehst mich
und weißt, was für ein Baum ich bin:
ich schieße nicht, man schießt mich.
Und trag ich Frucht? Ich glaube kaum;
auch bin ich nicht verwurzelt.
Ich bin nur noch ein Purzeltraum,
sobald ich hingepurzelt.“
Je nun, so sprach ich, bester Schatz,
du bist doch klug und siehst uns; —
nun, auch für uns besteht der Satz:
wir schießen nicht, es schießt uns.*

Aber Spaß beiseite für die Verwandtschaft:
für den Faschismus leuchtet Morgenstern
nicht schön. H. W.

EIN LITERARISCHER GEDENKTAG

Scholom Alejchem

Die Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken begeht am 2. März 1939 feierlich einen literarischen Gedenktage. Über fünfzig Nationen beteiligen sich daran. Vor achtzig Jahren wurde der jüdische Dichter Scholom Alejchem in der ukrainischen Stadt Perejaslaw im damaligen Gouvernement Poltawa geboren. Die Tatsache dieser Feier allein beweist die politische und geistige Überlegenheit der Sowjetunion über die faschistisch regierten Länder, die heute vom zaristischen Rußland ein anderes Erbe übernommen haben: die Pogrome. Das zeugt von der Nichtachtung des deutschen Geists und der deutschen Werktätigen, wenn es die sogenannten Führer des 'Dritten Reichs' wagen, mit diesem elenden abgetanen Schreckmittel vor der 'jüdischen Gefahr' die Massen von den 'arischen' Machtplänen ihrer Arbeitgeber ablenken zu wollen.

Scholom Alejchem ist am 13. Mai 1916 in New York als Emigrant gestorben. Durch das Elend und die Sorgen seines äußern Lebens verfiel er der Tuberkulose, die ihn schon mit siebenundfünfzig Jahren hinwegraffte. In seinem Vermächtnis bat er, unter den einfachen jüdischen Arbeitern begraben zu werden. Wenn man ihm später einen Denkstein setzen sollte, würden die einfachen Nachbar-Hügel diesen Denkstein schmücken.

Dieses Bekenntnis zu den Massen ist der Inhalt des gesamten Schaffens Scholom Alejchens. Er war kein klassenbewußter Proletarier, kein geschulter Marxist, aber aus jeder seiner Erzählungen spricht die tiefe Ergriffenheit und das soziale Gefühl für die Leiden der jüdischen Massen im zaristischen Rußland. Was aber Scholom Alejchem vor vielen schriftstellerischen Gensinnungsgenossen auszeichnet, worin seine Bedeutung und seine Wirkung liegt, ist das Mittel seiner literarischen Darstellung: der Humor. Er besaß hierfür eine außergewöhnliche Begabung, eine Begabung, die sich in der gesamten Weltliteratur sehr selten findet. Humor hat eine unmittelbare Wirkung. Humor macht lachen. Der echte Humor zwingt aber zugleich zum Nachdenken über die Gründe dieses Lachens. Durch dieses indirekte Ausdrucksmittel

bringt also der Autor den Leser zur Selbsterkenntnis dessen, was er gestalten will. Humor kann nicht nur das Erhabne lächerlich, — er kann auch das Lächerliche erhaben machen. Scholom Alejchem idealisiert durchaus nicht seine Gestalten, er beschönigt auch keine Handlungen. Aber wie er sie gibt, zeigt er ohne Definition und ohne Psychologisieren die Motive, wie sie aus der realen Existenz, oder vielmehr Nichtexistenz entstanden sind und entstehen. Er lacht seine Gestalten nicht aus, er lacht mit ihnen. Er bringt sie und daher auch die Leser zum Lachen über sich selbst und dadurch zur Erkenntnis ihrer Situation.

Das Wesen der Dichtung Scholom Alejchens drückt Maxim Gorki in einem Brief so aus:

„Es funkelt nur so von herzlicher, gütiger und weiser Liebe zum Volk.“

Scholom Alejchem ist in der Sowjetunion außerordentlich beliebt. Seine Bücher sind in die verschiedensten Sprachen ihrer Völker übersetzt und haben eine Auflageziffer von mehr als zwei Millionen erreicht. Wahrscheinlich werden seine Hauptschriften auch bald deutsch herauskommen. Bei der nahen Verwandtschaft des Jiddischen zum Deutschen würde rein sprachlich gerade vieles herausgebracht werden können, was bei Übersetzung in fremdere Sprachen verlorengehen muß.

Ein Auszug aus der Erzählung 'Pessach im Dorf' soll den Lesern dieser Zeitschrift eine Vorstellung geben, die Scholom Alejchem nicht kennen. Bei der Vertreibung der Juden aus den Dörfern durfte nur einer namens Nachmann in seinem Dorf Worobjowka zurückbleiben. Aus einer Bemerkung dieser Erzählung geht hervor, daß sogar im zaristischen Rußland Gesetze mehr beachtet wurden, als im gegenwärtigen 'Dritten Reich':

„Nur der alte Arje Worobjowker blieb in Worobjowka. Selbst der Gouverneur konnte dagegen nichts machen, denn Arje wies nach, daß man ihn nach dem Buchstaben des Gesetzes unmöglich aus Worobjowka vertreiben könnte.“

W. St.

PESSACH IM DORF

Ja, Nachman Worobjowker ist tatsächlich verbauert, und er fühlt es selbst, daß er von Jahr zu Jahr immer tiefer sinkt. Was würde zu ihm sein Großvater, Arje Worobjowker seligen Angedenkens, sagen, wenn er aus dem Grab auferstünde? Der war ja zwar auch ein Riese gewesen, aber dabei ein gelehrter Mann. Der hatte die „Sprüche der Väter“ und das Feiertagsgebetbuch und alle Psalmen im Kopf! So waren eben einst die Juden! Und was kann Nachman? Er kann kaum beten. Und das ist noch viel. Denn seine Kinder werden selbst das nicht mehr können. Wenn er seine Kinder anschaut, wie sie alle in die Höhe und Breite wachsen und ebenso unwissend sind, wie er selbst, tut ihm das Herz weh. Und besonders weh tut es ihm, wenn er seinen jüngsten Sohn, Mutters Liebling, den kleinen Veitel, anschaut. Er nannte ihn so nach seinem Vater Veitel Worobjowker seligen Angedenkens. Ein geratenes Kind ist dieser Veitel. Selbst sein Körperbau ist etwas zierlicher, schwächlicher und jüdischer. Ein jüdisches Kind! ... Dazu hat er einen wahren Ministerkopf. Man zeigte ihm nur ein einziges Mal, eigentlich zum Spaß, in einem Gebetbuch den „Alef“ und den „Bejss“, und schon hat sich das Kind die beiden Buchstaben gemerkt: es wird niemals den „Alef“ — „Bejss“ nennen oder den „Bejss“ — „Alef“. Und ein so goldiges Kind wächst in einem Dorf auf, zwischen Kälbern und Schweinen, spielt mit Fedjka, dem Sohn des Bauern und Amtsschreibers Kurotschka.

Fedjka ist aber auch ein geratener Junge, hat ein hübsches, aufgewecktes Gesichtchen und flachsblondes Haar. Ist genau so alt wie Veitel und hält auch treu zu ihm. Und auch Veitel mag ihn gerne. Den ganzen Winter über sitzen die beiden Knaben bei ihren Eltern hinter dem Ofen, wollen immer zum Fenster und sehnen sich nacheinander. Doch wenn der lange Winter zu Ende ist, und die Sonne wärmer scheint und die Pfützen trocknet, und sich die ersten Grashalme zeigen, und der Bach am Hügel zu rauschen beginnt, und das Kälbchen seine Nüstern bläht, und der Hahn mit einem geschlossenen Auge nachdenklich dasteht, dann kann man weder Veitel noch Fedjka auch nur einen Augenblick zu Hause halten! Dann reißen sich die

beiden ins Freie hinaus, in die weite Welt, die nun beiden gleich offensteht. Und sie nehmen sich bei den Händen und rennen zum Hügel, der ihnen beiden gleich zulächelt: „Kinder, hierher!“ Und sie laufen der Sonne entgegen, die sie beide mit den gleichen Worten begrüßt: „Kinder, zu mir!“ Und wenn sie vom Laufen müde werden, setzen sie sich auf Gottes Erde, die nichts von Juden und Christen weiß: „Kinder setzt euch her!“ Sie haben einander genug zu erzählen, denn sie haben sich ja den ganzen langen Winter nicht gesehen: Veitel prahlt vor seinem Freund Fedjka, daß er schon beinahe alle hebräischen Buchstaben kenne, und Fedjka erzählt, daß er eine Peitsche besitze. Nun will ihn Veitel übertrumpfen und sagt, daß bei ihnen schon heute abend das Pessachfest beginne. „Weißt du noch, Fedjka, wie ich dir im vorigen Jahr ein Stück Mazze gab?“ „Mazze!“ sagt Fedjka, und sein hübsches Gesicht erstrahlt in seligem Lächeln. Er hat es wohl noch nicht vergessen, wie im vorigen Jahr die jüdische Mazze geschmeckt hatte ... „Fedjka, möchtest du jetzt ein Stück Mazze versuchen? Frische Mazze?“ Eine Frage, ob Fedjka es möchte! „Also komm mit!“ sagt Veitel und zeigt ihm auf den grünen Hügel, der den beiden Kindern zuwinkt: „Kinder, kommt her!“ Und die Jungen kriechen den Hügel hinauf. Während Veitel die Mazze in zwei gleiche Teile zerbricht, läuft Fedjka schon das Wasser im Mund zusammen. „Nun, was sagst du zu der Mazze, Fedjka?“ Fedjka kann aber nichts sagen, denn er hat den Mund voll. Noch ein Augenblick, und die Mazze ist aufgegessen. „Alle?“ fragt Fedjka. Er beleckt sich die Lippen, wie eine Katze, wenn sie Butter sieht. „Möchtest du denn noch?“ fragt ihn Veitel etwas naiv, indem er das letzte Stückchen verzehrt und den Freund schelmisch mit seinen schwarzen Augen anblickt. Auch eine Frage, ob Fedjka noch möchte! „Also wart ein wenig“, sagt Veitel, „nächstes Jahr wird es wieder Mazze geben ...“ Beide lachen über den Witz und rollen plötzlich wie auf Kommando den Hügel hinab.

Es war schon recht spät, als Veitel und Fedjka nach der Sonne sahen und feststellten, daß es Zeit sei, nach Haus zu gehen. Veitel hatte bereits vergessen, daß heute abend das Pessachfest beginnt. Nun fiel

ihm plötzlich ein, daß ihm die Mutter noch das Haar kämmen und eine neue Hose anziehen wollte. Als es ihm einfiel, begann er zu laufen. Und Fedjka blieb nicht zurück. So rannten sie, ebenso frisch und munter, wie sie den Hügel hinaufgekommen waren, dem Dorf zu. Und damit der eine nicht vor dem anderen zu Haus anlangte, nahmen sie sich, als wahre Freunde, bei den Händen. Und wie sie im Dorf ankamen, bot sich ihnen folgender Anblick: Das Haus Nachman Worobjowkers ist von Bauern und Bäuerinnen, Burschen und Mädchen belagert. Der Schreiber Kurotschka, der Dorfschulze Opanas, der Gemeindeälteste, der Vorsteher, der Dorfpolizist — alle sind zur Stelle. Sie alle reden durcheinander aufgeregt und sehr laut. Und Nachman und seine Frau stehen vor dem Haus, fuchteln mit den Händen und scheinen sich gegen etwas zu verteidigen. Nachman steht mit gekrümmtem Rücken und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Etwas abseits stehen Nachmans ältere Kinder mit finstern Gesichtern... Und plötzlich verändert sich das ganze Bild. Jemand hat die beiden Knaben bemerkt und weist auf sie hin. Und der Schreiber, der Schulze, der Gemeindeälteste, der Vorsteher und der Dorfpolizist sind auf einmal wie gelähmt. Alle schauen zu Boden. Nachman richtet sich aber auf, blickt die Bauern triumphierend an und beginnt zu lachen. Und seine Frau schlägt die Hände über dem Kopf zusammen und bricht in Tränen aus. Der Schreiber, der Schulze, der Gemeindeälteste, der Vorsteher und der Dorfpolizist fangen die Kinder ab und fragen:

„Wo seid ihr gewesen?“

„Wo wir gewesen sind? Bei der Mühle sind wir gewesen...“ Jeder der beiden Freunde bekam hinterher seine Strafe, doch keiner von ihnen konnte verstehen wofür.

Und sobald Veitels jüdisches Köpfchen es nicht verstehen kann, kann es Fedjkas gojisches Köpfchen erst recht nicht verstehen. Sein Vater Kurotschka packte ihn bei seinem flachsblonden Schopf, beutelte ihn durch und gab ihm danach einige ordentliche Stöße ins Genick. Fedjka nahm das wie ein Philosoph auf, denn er war derartige Dinge gewöhnt. Und er hörte, wie seine Mutter mit den anderen Frauen sprach, und er erfuhr merkwürdige Dinge:

Sie sprachen von einem Kind, das die Juden vor Pessach zu sich gelockt und dann in einen Keller eingesperrt hätten.

Und als Veitel wieder einmal mit Fedjka zusammenkommt, muß er ihm erzählen, wie bei ihnen das Fest begangen wurde, und was es alles zu essen gab. Plötzlich schrillt durch die ganze Dorfstraße eine Sopranstimme: „Fedjka! Fedjka!“

Fedjka soll nach Hause zum Essen kommen. Doch Fedjka beeilt sich nicht: er weiß, daß man ihn diesmal nicht verprügeln wird: denn erstens sind sie nicht bei der Mühle gewesen und zweitens ist der jüdische Pessach vorbei, also braucht man die Juden nicht mehr zu fürchten... Er bleibt also ruhig auf dem Bauch liegen, den flachsblonden Kopf in beide Hände gestützt. Und ihm gegenüber liegt Veitel, ebenfalls auf dem Bauch und ebenfalls den Kopf in die Hände gestützt. Und der Himmel ist blau, und die Sonne liebkost und wärmt sie, und ein leiser Wind spielt in ihren Haaren. Auch das Kälbchen steht dabei und der Hahn mit allen seinen Weibern. Und beide Köpfchen, das flachsblonde und das schwarze, ruhen auf den Händen, schauen einander an, und beide plaudern und plaudern ohne Ende...

EIN VOLKSTÜMLICHER WETTBEWERB

Bei internationalen Kunst-Wettbewerben hat die Sowjetjugend immer glänzend abgeschnitten. Die Völker Rußlands waren auch früher künstlerisch ungewöhnlich begabt; heute hat das, was man (schlecht übersetzt) in der Sowjetunion „künstlerische Selbsttätigkeit“ nennt, mit staatlicher Unterstützung eine mit Ziffern kaum wiederzugebende Verbreitung. Es ist klar, daß aus diesen, sich nebenberuflich auf künstlerischen Gebieten beschäftigenden Massen immer besonders begabte Menschen aufsteigen, die in halbjährlich stattfindenden Wettbewerben die Möglichkeit haben, sich auszuzeichnen. Die besten werden vom Staat ausgebildet und ergänzen dann die Reihen der Berufskünstler aller Kategorien, aus denen sich wiederum durch Wettbewerbe die begabteste Jugend scheidet, deren weitere Laufbahn dann unter besonderer Aufmerksamkeit gepflegt wird. Erst

kürzlich haben die Wettbewerbe der Sänger und Streichquartette gute Erfolge ergeben.

Viel komplizierter und weniger sicher in den vermutlichen Ergebnissen war natürlich der über die ganze Sowjetunion verbreitete Wettbewerb um die besten Szenarien für künstlerische Filme, dessen Ablieferungstermine im Dezember 1938 endeten. Hier sollte die Spezialbegabung völlig unbekannter Menschen entdeckt werden. Das wenigstens war die Aufgabe des „offenen“ Wettbewerbs. Thematisch sollte vor allem das Leben in der heutigen Sowjetunion gestaltet werden: die Rote Armee, der sozialistische Aufbau, der Kampf gegen Feinde des Volkes, die Freundschaft der Völker, die Frau, die Jugend, der Sport usw. Im Genre war völlige Freiheit gelassen. An dritter Stelle der zur Auswahl vorgeschlagenen Themen stand die antifaschistische Thematik.

Parallel zum „offenen“ Wettbewerb lief ein „geschlossener“, in dem Berufsschriftsteller um die Prämie für das beste Szenarium kämpften. Er unterschied sich vom „offenen“ auch dadurch, daß mit den einzelnen Schriftstellern im Rahmen des Wettbewerbsplans die Themen individuell festgelegt und mit ihnen, unbeschadet ihrer eventuellen Prämierung, von vornherein ein hochdotierter Vertrag abgeschlossen wurde.

Es ist ein Zeichen für die Bedeutung, die dem antifaschistischen Film gegeben wird, und ein Beweis der Achtung vor den Spezialisten dieser Thematik, daß die in der Sowjetunion lebenden deutschen antifaschistischen Schriftsteller Balazs, Becher, Erpenbeck, Gabor, Hay, Plivier, Scharrer, Wangenheim zur Teilnahme am „geschlossenen“ Wettbewerb aufgefordert wurden, während sich andere am „offenen“ beteiligten.

Bemerkenswert ist die große Zahl an Geldprämien in einer Gesamtsumme von 545 000 Rubeln, die sich in verschiedenen Abstufungen auf acht zu prämiierende Szenarien des „geschlossenen“ und 49 des „offenen“ Wettbewerbs verteilen, während 25 Prämien besonders interessantem Material, das nicht in Szenarien- oder Librettoform ausgearbeitet ist, zugedacht sind.

Auf Anordnung der Staatlichen Kinokommission, die den Wettbewerb ausschrieb, wurden besondere Beratungsbüros bei der

Leitung des Wettbewerbs selbst wie auch in den Film-Studios der nationalen Republiken eingerichtet, um auf alle Fragen und Sorgen der Teilnehmer antworten zu können. Tausende von Briefen gingen hin und her. Aus dem Kaukasus, aus Turkmenien, aus dem Norden kamen Arbeiter, Kollektivbauern, Studenten, Rotarmisten persönlich nach Moskau, um sich in der Zentrale Rat in den für sie schwierigen Szenarienfragen zu holen. Außer den vielen erwachsenen Besuchern kamen ganze Gruppen von Jungpionieren, denen aber geraten wurde: „Lernen, — und dann schreiben“.

Von den Resultaten des Wettbewerbs zu sprechen, ist noch verfrüht. Die Jury, der die bekanntesten Schriftsteller, Regisseure, Szenaristen des Landes angehören, hat eine riesige Arbeit mit der Prüfung der Szenarien und Libretti, die in allen elf Sprachen der Unionsrepubliken eingingen. Da die Szenarien nur mit einer Devise versehen sind, der Name des Verfassers aber in einem verschlossenen Umschlag mit derselben Devise den Prüfenden nicht zugänglich ist, ist für Objektivität des Resultats jede mögliche Sicherheit gegeben.

Über alle Erwartung groß war die Beteiligung. Es gibt kaum eine Gegend in der riesigen Sowjetunion, aus der nicht wenigstens eine Anfrage kam. Besonders viele Szenarien schickte die Bevölkerung der Ukraine.

Weiter war die Vielseitigkeit der verarbeiteten Themen für die Tiefe und Breite des kulturellen Interesses der Bevölkerung bezeichnend.

Als erfreuliche Tatsache muß vermerkt werden, daß eine ganze Reihe von Filmlustspielen eingesandt wurden, was deshalb wichtig ist, weil die Komödie, das Lustspiel, in der Sowjetkinematographie bisher trotz einiger Spitzenleistungen, nur sehr schwach vertreten ist.

Die deutschen antifaschistischen Schriftsteller sind keineswegs Monopolisten der antifaschistischen Thematik. Besonders viele Szenarien mit den verschiedenartigsten antifaschistischen Themen kamen aus Moskau und den Grenzgebieten der Sowjetunion.

Der Wille zur Verteidigung der Sowjetunion, überhaupt das Gefühl, das man mit Sowjetpatriotismus bezeichnen kann, ist, verbunden mit dem Gefühl internationaler

Solidarität, der Kontrapunkt aller Szenarien. Bezeichnend ist der Anfang des Briefes eines Teilnehmers am „offenen“ Wettbewerb an die Leitung, der einem antifaschistischen Szenario beilag:

„Die erschütternden Leiden und der Kampf des großen spanischen und chinesischen Volkes, die Entbehrungen, die die Werktätigen der Tschechoslowakei durchmachen, die schwere Lage aller ausländischen Brüder und die, wie nie vorher, gesteigerten

Drohungen gegen die Sowjetunion haben mich mit Macht bewogen, dieses Thema schöpferisch zu verarbeiten.“

Der Absender kam nach Moskau, um sich hier mit den Konsultanten zu beraten. Es ist ein Chauffeur aus Leningrad.

Soweit man es bis jetzt übersehen kann, wird die Sowjetkinematographie mit einer Fülle ausgezeichneten Szenarien aus den Wettbewerben versorgt werden.

H. R.

ZUSCHRIFTEN SIND ZU RICHTEN:

direkt an die Redaktion „Das Wort“, Moskau, Strastnoi Blvd. 11

Es wird dringend ersucht, Manuskripte und Zuschriften nicht an einzelne Redakteure zu senden, sondern nur an die Redaktion „Das Wort“ oder Paris, 2e, 22, rue St. Augustin, boîte postale 841, „Das Wort“.

Nichtangeforderte Manuskripte werden nur auf Verlangen des Einsenders zurückgeschickt.

Dezember 1938

Wegen der Schwierigkeit, bei der Zusammenstellung dieser Rubrik (die vielen antifaschistischen Schriftstellern wichtiges Material nachweist) sämtliche publizistischen Organe regelmäßig zu erfassen, bitten wir unsere Mitarbeiter und Leser um Unterstützung.

KULTURKRITIK:

- Lion Feuchtwanger. Der Pogrom. DVZ 4. 12.
 Alfred Kerr. Juda. PT 4. 12.
 Heinrich Mann. Nietzsches Jasagen. PT 25. 12.
 Thomas Mann. Rede auf dem Deutschen Tag in New York. VE 10. 12.; NVZtg. 10. 12.
 S. Marck. Das herausgeforderte Abendland. PT 4. 12.
 Über Judenpogrome: Maxim Gorki, Theodor Mommsen, A. von Humboldt. DVZ 11. 12.
 Über Thomas Mann: Schopenhauer. PT 17. 12. (Walter A. Berendsohn)
 Über Zeitschrift für Freie Deutsche Forschung: PT 17. 12. (C. M.); Die Zukunft 2. 12.

ERBE UND GESCHICHTE:

- Robert Breuer. Theater unter Metternich. PT 14. 12.
 Eugen Braudo. Hector Berlioz. Zu seinem 135. Geburtstag. 11. 12. DZ
 A. Kirpinski. Adam Mickiewicz. Zu seinem 140. Geburtstag. 24. 12. DZ
 Walter Nuebel. Der „Judenfeind“ Villon. PT. 24. 12.
 K. Pissarew. N. P. Ogarew. Zu seinem 150. Geburtstag. 4. 12. DZ
 S. Roginski. Sowjetische Historiker entlarven faschistische Geschichtsforscher. DZ 29. 11.
 Anselm Ruest. Arnold Ruge und seine „Jahrbücher“. PT 18. 12.
 W. St. Ludwig Anzengruber. DW 12.
 H. W. Das Heldentum der Bauern (über eine neue deutsche Ausgabe von N. A. Nekrassow) IL 12

DRAMA UND FILM:

- Bela Balazs: Stilprobleme der Filmoper. DW 12
 Jef B. Eröffnung des neuen Stanislawski-Theaters. DZ 8. 12.
 B. Iwan Sussanin. Zur Aufführung im Großen Theater. DZ 8. 12
 D. Erde. Iwan Bolotnikow. Zur Erstaufführung im Revolutionstheater, Moskau. DZ 9. 12.
 D. Er. „Morgen“. Erstaufführung im Theater des jugendlichen Zuschauers, Moskau. DZ 29. 12.
 A. Fey. Klassikeraufführungen auf der Dorfbühne. DZ 4. 12.
 Mich. Grinberg. Das erste Programm des Kleinkunsttheaters, Moskau. DZ 26. 12.
 R. Heinz. Das wolgadeutsche Filmstudio. DZ 29. 11.
 Ernst Held. „Der Milchhändler Tewje“. Scholom Alejchem-Aufführung im Jüdischen Theater, Moskau. DZ 3. 12.; ders. „Die Wyborger Seite“. DZ 10. 12.
 M. K. Der Mann im Futteral. DZ 2. 12.
 David Platt. Zwei amerikanische Filme. IL 12.
 Max Poljanowski. Filmaufnahmen auf dem Meeresgrund. DZ 29. 12.
 Maxim Vallentin. Das Theater und die Massen. IL 12.
 b. k. Alte deutsche Filme. PT 29. 12.
 —Paul Morgans Tod. PT 15. 12.
 Über Edward Benesch. Die verkaufte Braut WB 42. (A Wolfenstein)
 Über Ö. v. Horváth: Glaube, Liebe, Hoffnung. (Aufführung in Paris) PT 4. 12. (R. Br.); PT 10. 12.; NZtg. 13. 12.; DVZ 18. 12. (w. f.); NW 52 (Alfred Kantorowicz)

Über Herrmann Kesser: Tayllerand und Napoleon (Aufführung in Zürich) NZtg. 24./25. 12.

Über Friedrich Wolf: Professor Mamlock (Film) DVZ 18. 12. (Paul Westheim)

Über Carl Zuckmayer: Bellman (Aufführung in Zürich) NW 52 (J. Halperin)

Sdn. Kurt Weills neue Operette (Aufführung in New York) NZtg 30. 12.

KUNST:

Alfred Durus. Heinrich Vogeler. Zu seinem 65. Geburtstag. DZ 12. 12.; ders. Albin Amelin. DZ 27. 12.; ders. Fred Ellis. DZ 30. 12.

D. A. Tschernomordikow. Zu den Ergebnissen der Sowjetmusikdekade. DZ 10. 12.

Paul Westheim. Edvard Munch. PZ 11. 12.; ders. Sanity in Art. NW 50
ders. Der französische Farbenstich im 18. Jahrhundert. PT 21. 12.; ders. Kunstchronik. Ein Pariser Caspar David Friedrich. PT 30. 12.; ders. Verlogener Realismus. DW 12; ders. Die Kuka macht Devisen. NW 51.

Max Osborn. Der französische Farbenstich. NZtg. 28. 12.

P. W. Paul. Slevogt wieder deutscher Meister. PT. 6. 12.

Über die Ausstellung des 'Freien Künstlerbundes' in Paris berichteten folgende französische Blätter: 'Le Temps', 'L'Oeuvre', 'La dépêche de Toulouse', 'Vos Regards', 'Beaux-Arts', 'Paris-Midi', 'Aux Ecoutes', 'Ce Soir', 'Marianne', 'L'Humanité', 'Le Populaire', 'Messidor', 'L'Ordre'.

LITERATURKRITIK:

Walter A. Berendsohn. Schöpferische Freiheit im Exil. NVZtg. 10. 12.; ders. Kaj Munk. PT 11. 12.

Hanns Eisler. Antwort an Georg Lukacs. (DW 6) NW 50.

Max Esch. Die 'Deutsche Kulturwoche' in Paris. R. 59

Rudolf Fuchs. Übersetzen als Kunst und Schicksal. DW 12

Oskar Maria Graf. November-Rede. NW 40

Wolf Franck. Über Stefan George. IL 12.

Paul Hazard. Visite aux écrivains exiles. LNL 17. 12.

Stefan Heym. Kleine deutsche Chronik (USA) DW 12

G. Jaffe. Ein Roman über die Sowjetjugend. („Mut“). Vera Ketlinskaja, Staatsverlag für Schöne Literatur. 1938. DZ 10. 12.

Alfred Kantorowicz. Fünf Jahre Schutzverband Deutscher Schriftsteller im Exil. DW 12.

Leo Lania. Begegnungen mit Karel Čapek. PT 28. 12.

Franz Leschnitzer. George und die Folgen. DW 12.; ders. Kirow im Sowjetlied. IL 12.

Jean Richard Bloch. Eine deutsche Buchserie. NW 52; vgl. auch F C W Das billige Buch. NW 52

V. Kopecky. Karel Čapek. DZ 30. 12.
Rowitsch. 'Sechs Monate im Kerker bei General Franco'. (Verlag für Schöne Literatur) DZ 31. 12

Walter Schönstedt. Harry Slochower und sein Werk. DW 12

R. L. Johannes R. Becher-Abend. PT 8. 12.; DVZ 11. 12.

J. R. Zum Tode Karel Čapeks PT 27. 12

Wsewolod Wischnewski. Friedrich Wolf. Zum 50. Geburtstag des antifaschistischen Schriftstellers. DZ 23. 12.

—Deutsche Kulturarbeit in Amerika. DVZ 18. 12.

fra. Ein Forum deutscher Literatur im Exil. NZtg. 17. 12.

Über „Die Flüsterharfe“ (in Paris). DVZ 4. 12.

Über Balder Olden. PT 24. 12. (Vorlesung im SDS.)

Über Edgar Alexander: Deutsches Brevier. NW 49 (Bruno Altmann)

Über Jolan Földes: Maria vor der Reifeprüfung. VZtg. 4. 12.

Über Maria Gleit: Du hast kein Bett, mein Kind. NZtg. 4. 12.

Über Ö. v. Horvath. Jugend ohne Gott. Ein Kind unserer Zeit. Die Zukunft. 16. 12. (Hermann Linden)

Über Hermann Kesten. Die Kinder von Gernika. NZtg. 17. 12.

Über Alfred Kantorowicz. 'Bataillon Tschapajew'. DW 12.

Über Stefan Lackner. Heimatlos. NZtg. 10. 12.

Über Sinclair Lewis. Die verlorenen Kinder. NZtg. 10. 12.

Über E. Hemingway. Haben und Nichthaben. IL 12. (Lilli Paul)

Über Emil Ludwig. Roosevelt. IL 12. (Julius Hay)

Über Heinrich Mann. Henri Quatre. NZtg. 17. 12. (A. M. Frey)

Über Hans Marchwitza. Araganda. DZ 27. 12. (KH)

Über Jules Romains. PT 31. 12. (B. B.)

Über John dos Passos. Der große Schatten. PT 3. 12. (Maria Arnold)

Über V. Posner. Les Etats-Désunis. IL 12. (M.A.)

Über Anna Reiner. Manja DW 12 (Ingeborg Franke)

Über Upton Sinclair. Ford. IL 12 (Maria Arnold)

Über Friedrich Walter. Cassandra. NZtg. 31. 12. (A. M. F.)

Über Friedrich Wolf. Zwei an der Grenze. NW 52 (Lion Feuchtwanger); PT 17. 12.

Über Stefan Zweig. Ungeduld des Herzens. NZtg. 17. 12. (A.M.Frey); PT 17. 12.

Über Carl Zuckmayer. Herr über Leben und Tod. NZtg. 4. 12.

Über „Das Wort“. DVZ 11. 12. (Karl Obermann)

DRITTES REICH:

Kurt Kersten. Literatur der Verlegenheit. PT 18. 12.

Rudolf Müller. Deutsche Jugend in ihrer tiefsten Erniedrigung. DW 12

Paul Walter. Wagner, Nietzsche, Bizet. NW 48

— Die „Intelligenzbestie“. DVZ 4. 12.

— Deutsche Verlage und völkische Propaganda. NZtg. 4. 12.

— Schule und Lehrer im Dritten Reich. DVZ 18. 12.

Glossen in DW 12 von Karl Obermann, Maria Leitner, Hans Berliner, C. Baumann, — Glossen in IL 12 von Herwarth Walden.

ABKÜRZUNGEN:

DVZ — Deutsche Volkszeitung; DW — Das Wort; DZ — Deutsche Zeitung; IL — Internationale Literatur; LNL — Les nouvelles littéraires; NVZ — Neue Volkszeitung (New York); NW — Neue Weltbühne; NZtg — Nationalzeitung (Basel); R — Rundschau; PT — Pariser Tageszeitung; VE — Volks-Echo (New York).

AUSLIEFERUNGSSTELLEN DER ZEITSCHRIFT „DAS WORT“

- Meshdunarodnaja Kniga, Moskau, Kusnetzky Most 18, (Bankkonto Nr. 263. Staatsbank der UdSSR, Moskau, Neglinnaja 12)
- AUSTRALIEN — Modern Publishers Pty. Ltd., 124 Oxford Street, Sidney.
- BELGIEN — Office Belge Littéraire et Artistique „OBLA“, 6/8/10, rue Duquesnoy, Bruxelles.
- DÄNEMARK — S. U. V's Boghandel Frederiksborggade 42¹, Kopenhagen K.
- ENGLAND — W. H. Smith & Son, Ltd. Strand House, Portugal St. London W. C. 2.
— Collet's Foreign Department, 31, Gerrard St., London W. 1.
- FRANKREICH — Messageries Hachette. Service des Abonnements. 111, rue Réaumur, Paris 2e.
- HOLLAND — Boekhandel en Uitgeverij „Nieuwe Cultuur“, (Afd. Tijdschriften-Import) Valeriusstraat 76 bv. Amsterdam.
- LETTLAND — Valters & Rapa. Teatra iela, 11, Riga (Rasta tek, rek. Nr. 675).
- LITAUEN — „Mokslas“ Knygynas, Laisves aleija, 46, Kaunas.
- NORD- u. SÜDAMERIKA — Bookniga Corporation 255 Fifth Avenue, New York U.S.A.
— Bookniga Agency, 59 Congress Street, Chicago Ill., U.S.A.
- NORWEGEN — Johan Grundt Tanum, Tidligere Aschehougs Boghandel, Karl Johans gt. 43, Oslo..
- PALÄSTINA — Safran Co. P. O. Box. 23 Bin yan Aziz Khayat, Haifa.
- SCHWEDEN — C. E. Fritze's Kgl. Hofbuchhandlung, Fredsgatan 2, Stockholm.
- SCHWEIZ — Buchhandlung Stauffacher (Genossenschaft) Hauptpostfach 43, Zürich.
- TÜRKEI — Librairie Hachette Succursale de Turquie 469, Avenue de l'Indépendance, Boîte postale Pera 2219, Istanbul.
- UdSSR — Meshdunarodnaja Kniga, Moskau 6, Strastnoi Blvd. 11 oder Verlagsvertreter an Ort und Stelle. Außerdem werden die Bestellungen von jedem Postamt entgegengenommen oder von den Abteilungen des Sojuspetschat.

„DAS WORT“

erscheint Anfang jeden Monats. Umfang jeder Nummer 160 Textseiten

Bezugspreise	3 Monate:	6 Monate:	12 Monate:	Einzelheft:
Belgien . . . b. Frs.	12.—	20.—	40.—	4.—
Dänemark . . . d. Kr.	2.50	5.—	10.—	0.90
England . . . £	0.3.0	0.6.0	0.12.0	0.1.0
Frankreich . . . fr. Frs.	11.25	22.50	45.—	4.50
Holland . . . hfl.	0.75	1.50	3.—	0.25
Lettland . . . Lat	3.—	6.—	12.—	1.—
Litauen . . . Lit	4.—	8.—	16.—	1.50
U. S. A. . . . \$	0.75	1.50	3.—	0.30
Norwegen . . . n. Kr.	2.50	5.—	10.—	1.—
Schweden . . schw. Kr.	2.50	5.—	10.—	1.—
Schweiz . . schw. Fr.	2.25	4.50	9.—	0.90
Türkei . . . Lira	0.75	1.50	3.—	0.30
UdSSR . . . Rbl.	3.75	7.50	15.—	1.50

In den nicht aufgeführten Ländern erfolgt die Lieferung zu den Preisen der USA

